



*A. H. ...*



Beschafft aus Mitteln der  
Stiftung Volkswagenwerk

Gertrud Hempelmann

② Oldenburg (Oldb)

UB Braunschweig

84



2216-666-3





# Erinnerungen der Malerin Louise Seidler



# Erinnerungen der Malerin Louise Seidler

Herausgegeben  
von  
Hermann Uhde

★

Neue Ausgabe



---

Im Propyläen-Verlag Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Einband und Saganordnung von Hugo Steiner-Prag  
Copyright 1922 by Propyläen-Verlag G. m. b. H. in Berlin



1. Louise Seidler, Selbstbildnis

---

Erstes Buch

★

Die Jugendzeit

Jena / Gotha / Dresden

München

★

1786 — 1818

---



Ein schöner junger Mann hatte durch seine stattliche Gestalt die Aufmerksamkeit König Friedrich Wilhelms I. von Preußen, welcher bekanntlich für hochgewachsene Leute eine ausgesprochene Liebhabelei besaß, auf sich gezogen und sollte auf Befehl dieses Monarchen zum Soldaten gepreßt werden. Mit Lebensgefahr entfloß er auf unbekannten Wegen über Gräben und Hecken, bis er endlich Braunschweig erreichte, wo er sich vor den Werbern sicher fühlte. Er haßte den Soldatenstand; sein Sinn war den Beschäftigungen des Friedens, den Künsten und Wissenschaften zugeneigt. Um diesen ungestört nachleben zu können, entsagte er seinem Adel, seinen Familienverbindungen in Preußen, seinem Vermögen (welches der König konfiszierte) und nahm, um allen Nachforschungen zu entgehen, den Namen Seidler an. Dieser Mann war mein Großvater.

Er blieb in Braunschweig, wurde vermöge seines reichen Wissens 1745 Professor an dem damals neu begründeten, sogleich einen großen Aufschwung nehmenden Collegium Carolinum und heiratete einige Jahre später ein Mädchen von guter, wenn auch nicht begüterter Familie aus Wolfenbüttel. Als nun die Herzogin Anna Amalie von Weimar, eine geborene Prinzessin von Braunschweig, für ihre Söhne Carl August und Constantin passende Lehrer suchte, fiel ihr Augenmerk auch auf den Braunschweiger Professor. So ward Johann Wilhelm Seidler Ostern 1761 mit dem Titel eines „Fürstlich Eisenach- und Weimarischen Oberkonsistorialrats“ nach Weimar berufen und blieb „Instruktor beider Prinzen“, bis diese erwachsen waren. 1772 trat ihm Wieland, 1775 der Hauptmann von Knebel als „Aufseher des Prinzen Constantin“ zur Seite; die Oberaufsicht der Erziehung beider Prinzen war seit 1762 dem Geheimrat Johann Eustachius Grafen von Schlig, genannt Görz (dem späteren preussischen Staatsminister) anvertraut. Von den zahlreichen Kindern des Oberkonsistorialrats Seidler war mein Vater, welcher, wie die Mehrzahl seiner Geschwister, noch zu Braunschweig geboren wurde, das vierte.



Da ich im Laufe meiner Erzählung noch oft auf meine Familienverhältnisse zurückkommen muß, so will ich gleich hier eine Übersicht meiner Blutsverwandten geben. Die Großeltern wohnten im sogenannten „gelben Schloßchen“ zu Weimar, Wand an Wand mit der Familie von Kozebue; dort wurden ihnen noch vier Kinder geboren; sechs hatten sie schon aus Braunschweig mitgebracht. Meine älteste Tante heiratete den Hofprediger Basch zu Weimar; sie gehörte dem auserwählten Zirkel der Frau von Stein, Goethes Freundin, an. Basch starb früh; die kinderlose Witwe vermählte sich mit dem Buchhändler Ettinger in Gotha, und ihr Haus spielte dort etwa die Rolle wie in Jena das Frommannsche. Sie ward Mutter dreier Kinder, von denen mein zweiter Cousin, Eduard, mir in Italien ein hilfreicher Freund geworden. — Die zweite Tante trat als Kammerfrau in den Dienst einer Prinzessin von Meiningen und wurde dort die Gattin eines Musikers; die dritte, Amalie, heiratete kurz vor meiner Geburt den begüterten Bibliothekar, späteren Kriegsrat Reichard in Gotha, bekannt als Musikdirektor der Hofbühne neben Eckhof, als Herausgeber der „Theaterkalender“ aus dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts, des „genealogischen Taschenbuchs“ usw. Sie war so schön, daß ihre Erscheinung überall das größte Aufsehen erregte. — Meine vierte Tante ward die Frau des berühmten Philologen Jacobs, welcher sich nach ihrem Tode mit seiner Schwägerin Dorette, des Oberkonsistorialrats Seidler fünfter Tochter, verband. Diese Tante Dorette war der Schutzengel meines Lebens. Hier erwähne ich nur noch, daß mein guter Onkel Jacobs, durch doppelte Ehebande an unsere Familie gekettet, 1803 Vater eines Sohnes geworden ist, mit dem mich gleiches künstlerisches Streben verbunden hat: der berühmte Historienmaler Paul Emil Jacobs, der in zwei Hemisphären auf großen Ausstellungen die ersten Preise erhielt, ist mein Vetter.

Mein ältester Oheim, Heinrich Seidler, ward Herzoglich Weimarscher Oberkonsistorialsekretär und gleichzeitig, seiner wohlklingenden Stimme wegen, mit kleiner Zulage als Tenorist bei der Oper angestellt. In letzterer Eigenschaft mußte er bei den Hofkonzerten und Auführungen des Herzoglichen Liebhabertheaters in Weimar, Tiefurt und Ettersburg mitwirken. Goethe theilte ihm manche ehrenvolle Aufgabe zu, so zum Beispiel war er Niclas in der „Fischerin“, Zigeunerburfch

im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“, der erste Arkas in der damals (1779) nur in Prosa vorhandenen „Iphigenie“ usw.

Zwei jüngere Söhne meines Großvaters, von denen der eine Theologie studierte, traten in russische Dienste und bekleideten ehrenvolle Ämter in Livland. Sie sind jetzt verschollen. Der dritte wurde akademischer Buchhändler in Jena und endete durch Selbstmord. Sein ältester Sohn ward Gouverneur der jungen Fürsten Schwarzenberg zu Wien, seine älteste Tochter, meine Cousine, die Frau des späteren Konsistorialrats Gensler in Koburg.

Meinen Vater machte Carl August zum Universitätsstallmeister zu Jena. In dieser Stellung heiratete er nach achtfährigem Verlöbniß ein schönes, wackeres Mädchen, Sophie Kretschmar aus Sulza, meine Mutter, die ihm außer mir nur noch einen totgeborenen Sohn und eine Tochter, namens Wilhelmine, gebär. Ich, die Älteste, bin am 15. Mai 1786 geboren.

Häusliche Zerwürfnisse, die sich leider von Jahr zu Jahr steigerten, warfen schon früh einen Schatten auf meine Jugend. Um mich so üblen Eindrücken zu entziehen, gab mich die Mutter in meinem fünften Jahre gänzlich in das Haus meiner Großmutter, der Oberkonsistorialrätin, welche — nachdem sie durch den Tod ihres Mannes zur Witwe geworden — mit ihrer Familie nach Jena übergesiedelt war. Dort geriet die alte Dame anfangs in die drückendste Lage. Vermögen hatte sie ja nicht geerbt und mußte doch für eine Reihe von Kindern sorgen, von denen erst die wenigsten selbständig waren. Die tüchtige Frau zeigte sich jedoch ihrer schweren Pflicht gewachsen und erlebte noch die Freude, alle ihre Kinder, außer der guten Lante Dorette, von welcher sie bis an den Tod treulich gepflegt ward, ganz vortrefflich versorgt zu sehen. Auch wurden die ersten schweren Jahre nach dem Hinscheiden des Großvaters der Witwe desselben bald durch fürstliche Gnade erleichtert, denn da der Verstorbene sich seine tödliche Krankheit bei dem Schloßbrande zu Weimar, 1774, zugezogen hatte, so genügte dies dem Edelsinne der Herzogin Anna Amalie, sich seiner Hinterbliebenen fürsorglich anzunehmen. Auf ihre Veranlassung erhielt meine Großmutter Wohnung in einem ehemaligen Kloster.

An dieses Gebäude knüpfen sich meine frühesten Jugenderinnerungen; als es mir zur Heimat wurde, waren mit Ausnahme der

erwähnten Tante schon sämtliche Kinder der Großmama in alle Welt zerstreut. Von jenen zwei edlen Frauen wurde durch eine sehr sorgfältige Erziehung der Grundstein meines späteren Lebensglückes gelegt; ich verdanke dasselbe namentlich meiner Tante Dorette, welche Herz und Geist mit festem Willen und großer Latkraft vereinigte. Durch diese Eigenschaften hat sie im höchsten Maße vorteilhaft auf mich gewirkt, und da sie außerdem über ein reiches Wissen gebot, so leitete sie in Gemeinschaft mit der Großmutter meinen ersten Unterricht, den später auch meine Schwester Wilhelmine mit mir teilte, welche übrigens im elterlichen Hause belassen wurde.

Das düstere, geheimnisvolle Außere unseres altertümlichen Klosters zog mich stets besonders an; nicht minder merkwürdig für meinen Kinder Sinn war sein Inneres. Lange Korridore verbanden die Zimmer; zu denen der Großmutter führte gar eine steinerne Wendeltreppe! Im Aufgange zum ersten Stockwerk hing (und hing noch viele Jahre später) das lebensgroße Bild der Erbauerin des Klosters, einer Frau in schwarzem Kleide mit großem Stehkragen, die Züge ernst und finster. Da die Sage behauptete, die schwarze Frau spuke, sobald das Bild herabgenommen würde, so ging ich an diesem nie ohne geheimes Grauen vorüber. Allein es gab keinen andern Weg zu Großmamas Zimmern.

Aus der Puststube dieser ernstesten, überaus würdevollen und förmlichen Frau hatte ich mittels eines Schiebfensterchens den Blick in einen weiten Saal, der den Studenten zum Fechtboden diente. Die Wände desselben waren geschmückt mit großen Porträts alter, längst vermoderter Herren in verschollener Tracht; es waren die Bildnisse ehemaliger akademischer Fechtmeister. Steif schauten sie herab auf das lärmende Treiben einer jüngeren Generation zu ihren Füßen, welche munter Lerzen und Quarten schlug oder über ein hölzernes Pferd voltigierte, das in der Mitte des Saales stand. Noch wohnte mit uns in dem Kloster die Witwe des letzten Fechtmeisters, eine mürrische, wegen der Tyrannei gegen ihre Mägde berüchtigte Frau, welche von jedermann gemieden wurde, da sie in ihrer düstern, einem Laboratorium ähnlichen Küche allerlei Essenzen braute, von denen man nichts Gutes munkelte. Eines Tages bewog mich diese wunderliche Alte, indem sie mir einen Apfel versprach, in ihre Stube zu kommen;

als ich aber über die Schwelle schreitend der Thür gegenüber einen bluttriefenden Ecce homo mit der Dornenkrone auf dem Haupte erblickte, während zugleich zwei schwarze Ragen auf mich zusprangen, erschrak ich so heftig, daß ich laut schreiend davonlief. Nichts in der Welt hätte mich vermocht, die Alte ein zweites Mal zu besuchen.

Übrigens starb sie bald darauf; ihre Leiche wurde im Festsaal ausgestellt. Die Neugierde trieb mich noch abends spät an der Großmutter Guckfensterchen, um die Tote zu betrachten, doch wer beschreibt mein Entsetzen, als ich eine Schar wilder Frauengestalten erblickte, die lachend und schreiend den von brennenden Randalabern umstellten Sarg umtanzten! Es waren die vormaligen Dienstmägde der Verstorbenen, welche — von dieser oft mit rücksichtsloser Strenge behandelt — sich aus Rachgier zu so grauser Orgie zusammengefunden hatten.

Noch eine, aber freundlichere Erinnerung an diesen Fichtboden ist mir geblieben: ich sah nämlich auf demselben Schillers „Räuber“ von Studenten aufführen. Heute noch schwebt mir die Gestalt eines blonden Jünglings vor Augen, der, als Mädchen gekleidet, vollständig kostümiert und frisiert in einer Portefeuille herbeigetragen wurde, um die Rolle der Amalie zu geben. Alle die jungen Männer spielten feurig und sangen das Räuberlied mit größter Begeisterung. Es ging überhaupt ein romantischer Zug durch die damalige Zeit; die Alten lasen Spießische Ritterromane, und wir Kinder, Knaben wie Mädchen, waren glücklich, wenn wir „Burggrafen und Edelfräulein“ vorstellen konnten. Am Fuße des Hausberges, dicht bei Jena, hatten wir in einem Grasgarten ein felsiges Terrain entdeckt, welches sich zu einer kleinen Burg vortrefflich eignete, sogar eine Warte fehlte nicht. Hier spielten die Knaben Turniere absonderlicher Art; wir Mädchen waren dabei die Burgfräulein, welche dem Sieger ein Kränzlein reichten. Diese Spiele nahmen meine Seele so sehr ein, daß ich sie auch zu Hause fortsetzte und dort einst mit der als Schwert verwendeten Elle die Talglichter vom Tische herunteragierte — worauf ich denn in einer dunkeln Kammer die Freuden des Burgverließes zu kosten bekam. Nichtsdestoweniger fingen am folgenden Tage die Turniere und Ritterspiele wieder an; ich rüstete eine ganze Armee munterer Knaben

mit bunt bemalten Helmen und Harnischen oder blutig gefärbten Schwertern aus. Denn schon war ich so weit herangewachsen, daß ich Elementarunterricht, daneben aber auch Unterweisung im Zeichnen erhielt; lebhaft erinnere ich mich des Ergözens, welches das Porträt unserer Köchin, sowie dasjenige unseres häßlichen, struppigen alten Hundes, den ich lebensgroß malte, allen bereitete, denen diese kindlichen Erzeugnisse zu Gesicht kamen.

Dieser Hund, Dacke mit Namen, war ein unausstehlicher Beller und Kläffer; eine Eigenschaft, durch welche er sich den ernststen Unwillen Goethes zuzog. Der Dichter brachte in jenen Jahren oft ganze Monate in dem Hauptflügel des altertümlichen Jena'schen Schlosses zu, dessen Querbau meinem Vater als Dienstwohnung angewiesen war; die beiderseitigen Fenster — jene Goethes und die meiner Eltern — lagen einander grade gegenüber; beide gingen auf den inneren Schloßhof. Ich bemerkte nun, wenn ich bei den Eltern war, mit nicht geringem Verdrusse, daß Goethe, dem alles Hundegebell in den Tod zuwider war, häufig nach Dacke, meinem beständigen treuen Begleiter, erklärten Lieblinge und Spielfkameraden, warf, um ihn unter seinem Fenster fortzujagen; ja, endlich gab er den gemessenen Befehl, das Tier solle eingesperrt oder ganz weggeschafft werden. Als dasselbe nun bald darauf starb, welcher Todesfall mir bittere Tränen entlockte, warf ich einen großen Haß auf Goethe, denn ich ließ mir nicht ausreden, daß er meinen Dacke habe umbringen lassen. Solcher Haß auf den Dichter hielt mich jedoch nicht ab, unter den Fenstern seiner Zimmer mit seinem damals etwa siebenjährigen Sohne, der den Vater häufig besuchte, recht nach Herzenslust vergnügt zu spielen. August (geboren am 25. Dezember 1789) war ein wunderschöner Knabe und sah in der schwarzen idealen Bergmannstracht, die ihm sein Vater hatte anfertigen lassen, besonders reizend aus. Goethe hing mit unendlicher Liebe an ihm; oft fütterten beide miteinander die Tauben; noch öfter versüßte der Dichter des Götz und Werther unsere Kinderspiele dadurch, daß er Stückchen Lortz, an einem Bindfaden gebunden, aus dem Fenster seines Arbeitszimmers in den Schloßhof, wo wir uns tummelten, herniederließ, damit wir danach haschten. Herzlich lachen konnte er, wenn die Leckerbissen endlich, zu kleinen Brocken zerkrümelt, in unsere Hände gelangten.

Außer Dacke hatte ich noch zwei andere vierbeinige Lieblinge: ein grade an einem 15. Mai, meinem Geburtstage, zur Welt gekommenes Pferdchen, das ich stolz Bucephalus getauft hatte, und ein kleines Lamm, welches ich zu meinem neunten oder zehnten Geburtstage geschenkt bekam. Die Freude über dieses letztere war so groß, daß ich einen sehr schönen Hut mit roten Schleifen, von dem sich die Geberin, Tante Dorette, große Wirkung versprochen hatte, mit keinem Blicke ansah — zum tiefsten Kummer der guten Tante. Sie bekam indessen Revanche, denn als das Lämmchen zum fetten Hammel herangewachsen und bereits geschlachtet war, zierte mein Haupt noch der Hut mit den roten Schleifen, deren Wert ich nun erst zu würdigen wußte.

So wurde ich allmählich ein großes Mädchen, und nach und nach trat der Ernst des Lebens an mich heran. Besonders war es die umsichtige Tante Dorette, die mir schon früh einschärfte: daß ich wegen Mangels an Vermögen danach streben müsse, durch Erwerbung vielseitiger Kenntnisse mir ein unabhängiges Dasein zu gründen. Als daher ihr eigener Unterricht nicht mehr ausreichte, sorgte sie für die tüchtigsten Lehrer; namentlich wußte sie mich zu anhaltendem Fleiße im Zeichnen aufzumuntern, indem sie für meine Erstlingsversuche beständig das lebhafteste Interesse kundgab. Ebenso erhielt ich gründliche Unterweisung in der Musik; beliebte Weisen von Dittersdorf, Schweitzer, Hiller, Sonaten von Haydn und Clementi gab ich bald geläufig wieder. Oft mußte ich meiner Großmama vorspielen — so auch in deren letzter Krankheit. Als sie ihr Ende nahen fühlte, verlangte sie ihre Lieblingsstücke auf dem Piano zu hören; unter den Klängen der Melodien, welche ich weinenden Auges den Tasten entlockte, hauchte die teure Greisin ihren Geist aus.

Ihr Tod brachte insofern eine Änderung in den für mich entworfenen Lebensplan, als auf dringende Verwendung der Tante Dorette beschlossen wurde, mich behufs meiner Ausbildung zur Erziehlerin nach Gotha in das als vortrefflich bekannte Pensionat der Doktorin Stieler (Gattin des berühmten Kartographen) zu schicken. Ich wurde daher während des Winters 1799 auf 1800 im Christentum unterwiesen und dann, noch nicht vierzehn Jahre alt, konfirmiert, und zwar zusammen mit der lieblichen Auguste Böhmer, deren früher, durch die Pflege der erkrankten Mutter herbeigeführter Tod

im Bade Bocklet (12. Juli 1800) so rührend durch eine Reihe von Sonetten ihres Stiefvaters A. W. Schlegel besungen wurde, während gleichzeitig durch ihr Ableben der Philosoph Schelling, damals Professor in Jena, infolge törichter Gerüchte über eine Opiumkur, welche er mit ihr angestellt hatte, in sehr üble Nachrede kommen sollte.

Aus meiner Konfirmationszeit erinnere ich mich übrigens lebhaft eines tragikomischen Ereignisses. Die Wohnung des ehrwürdigen Superintendenten, welcher uns zum heiligen Abendmahl vorbereiten sollte, lag dem Stadtgraben gegenüber, wo die liebe Straßenjugend ihre fröhlichen Spiele zu treiben pflegte. Besonders in dieser Winterzeit, da der Graben tüchtig gefroren war, hatte das Glitschen kein Ende. Mit heimlichem Neide schaute ich diesen von der ernstesten Großmutter mir bisher streng verboten gewesenen Belustigungen zu; für mein Leben gern hätte auch ich meine Geschicklichkeit auf dem blanken Eise erprobt. Aber ich schämte mich doch zu sehr — bis eines Tages Auguste Böhmer, der ich mein tiefes Sehnen zugleich mit meinen Bedenken mittheilte, letztere leicht hinwegzuschergen wußte. Ich unternahm das nie Gewagte und eilte auf die glatte Eisbahn, jedoch ungeübt wie ich war, fiel ich Hochaufgeschossene der Länge nach zu Boden; Bibel, Gesangbuch und Katechismus flogen umher. Als ich, dunkelrot vor Scham, mich wieder aufgerafft hatte, sah ich zu meinem Schrecken den ernstesten Lehrer am Fenster stehen, der in starrer Verwunderung beide Hände über dem Kopfe zusammenschlug.

Nachdem ich Konfirmiert worden war, verließ ich meine Vaterstadt und ging nach Gotha in die Pension. Ein guter Geist herrschte in der Stieler'schen Anstalt; kindliche Genügsamkeit und Frohsinn machten uns alle Pflichten leicht. Während mein Verstand hier in allem Wissenswerten reiche Nahrung fand, schloß mein Herz sich einigen Gefährtinnen in warmer Jugendfreundschaft an. Die Tochter des Dichters Gotter, Pauline, ein anmutiges feines Mädchen, welches man seines aparten Wesens halber „das Prinzeßchen“ nannte, zog mich besonders an; noch inniger vertraut wurde ich mit Lottchen Stieler, der jugendlichen Schwägerin der Pensionsvorsteherin, welche mir in der Musik Vorbild und Lehrerin wurde, und zu der sich bis in die späteste Zeit ein dauerndes, herzliches Verhältnis gestaltete. Im letzten Jahre meines Aufenthaltes in der Anstalt fesselte mich

— wie gewiß jeden, mit dem sie in Berührung kam — eine neue Pensionärin: die bildschöne Fanny Caspers. Diese wurde von ihrem reichen Bräutigam der Institutsvorsteherin Ostern 1802 auf ein Jahr übergeben, damit sie sich an ein geregeltes Leben gewöhnen und wirtschaftliche Kenntnisse erwerben sollte. Nach Ablauf dieser Frist wollte er Fanny zum Altar führen.

Fanny gewann durch ihr drolliges, munteres, hinreißend liebenswürdiges Wesen sogleich aller Herzen; was sie auch anstellte: man konnte ihr nicht gram sein. Sie hatte die letztverfloffenen zwei Jahre ihres Lebens mit ihrer Schwester Nanon in Weimar zugebracht, wo die beiden Mädchen am Hoftheater Schauspielerinnen und Sängerrinnen geworden waren, um die gedrückte Lage ihrer verwitweten Mutter zu erleichtern. Nach dem ungebundenen Theaterleben mußte der sprudelnden Fanny unsere strenge Hausordnung doppelt beengend sein; sie machte denn auch alsbald allerhand Reformversuche. Als wir, um unsern regelmäßigen Spaziergang anzutreten, zu den grauen Gamaschen griffen, mittels deren wir dem Schnee Trotz boten, rief Fanny mit komischem Entsetzen: „Wie! Seid ihr Bärenführerinnen, daß ihr euch so plumpe Füße machen wollt?“ Ihre Worte fielen auf fruchtbaren Boden: wir leisteten von nun an hartnäckigen Widerstand gegen die allerdings den Fuß entstellenden Gamaschen.

Als wir abends in der Freistunde unsere gewöhnlichen Spiele begonnen hatten, rief Fanny bald: „Ach wie langweilig!“ und gähnte laut. „Laßt uns Komödie spielen!“ sagte sie dann; „ich bin die Jungfrau von Orleans. Dieses Stück ist ganz neu“ (es war 1801 erschienen), „ihr kennt es gewiß noch nicht!“ Und nun rückte sie eine Anzahl Tische zusammen, kletterte wie ein Eichhäzchen auf diese improvisierte Bühne und begann zu deklamieren: „Lebt wohl, ihr Berge!“ welchem Monologe wir Schülerinnen samt der entzückten Aufseherin atemlos lauschten.

Nur ein einziger Zug mißfiel mir an Fanny: ich konnte ihr den Kaltsinn gegen ihren, sie wahrhaft vergötternden Bräutigam, einen jungen Arzt und Besitzer einer Apotheke in Zittau, namens Knispel, nicht verzeihen. So forderte sie mich eines Sonntags in der zum Korrespondieren bestimmten Stunde allen Ernstes auf, an ihrer Statt ihrem Bräutigam zu schreiben, da sie auf seine langweiligen Liebesklagen



durchaus nichts zu erwidern wisse. „Es sei denn,“ setzte sie hinzu, ich hätte für mich, oder auch für dich, herzlich geliebte Louise, um etwas zu bitten. Ganz recht! Ich will ihn um rosa Atlas zu zwei Kleidern nebst Blumen zum Auspuß ersuchen!“ Gedacht, getan; und wirklich erfüllte der schwache Narr diesen unsinnigen und verschwenderischen Wunsch seiner Braut, welcher er überhaupt in jedem törichtem Verlangen nachgab, um ihr Herz zu gewinnen, denn wohl fühlte er, daß er es nicht besaß. Monate waren vergangen, als der Bräutigam einst mit verbundenem Arme unerwartet eintrat; er erzählte, er habe um Fannys willen ein Duell gehabt. Diese war anfangs betroffen, dann aber stellte sie mit dem angeblichen Duellanten ein solches Kreuzverhör von allerlei Fragen an, daß sich bald zeigte, wie er Komödie gespielt hatte, um seiner Braut mehr Liebe zu sich einzufloßen. Dieser Unfug war der Direktorin Stieler denn doch zu arg; sie legte sich ins Mittel, worauf ihr Fanny weinend gestand, nur ihre bittere Armut habe sie veranlaßt, sich mit Knispel, den sie nicht leiden könne, zu verloben. Frau Stieler, die uns allen eine edle, mütterliche Freundin war, bot ihr darauf an, ihr ein Jahr lang freien Unterricht und freie Station in dem Institute zu gewähren; in dieser Zeit könne sie sich zur Erzieherin ausbilden. Fanny war hierüber aus Herzensgrunde froh; die Vorsteherin übernahm das heikle Amt, den Dr. Knispel zu benachrichtigen, daß seine Braut die Lösung des Verhältnisses wünsche, worauf der arme Mensch schwermütig abreiste — und somit war die Sache beigelegt. Fanny lebte sichtlich auf; sie entfaltete rastlosen Fleiß und machte gute Fortschritte. Leichten Sinnes blieb sie freilich immer, so daß die Vorsteherin ganz zufrieden war, als sich nach Jahresfrist eine gute Stelle als Erzieherin für meine Freundin fand. Diese schied von mir tiefbewegten Herzens, nicht ahnend, daß wir uns viele Jahre später unter ganz veränderten Verhältnissen wiedersehen sollten.

Noch muß ich aus meiner Pensionszeit eines Zwischenfalls gedenken, welcher eine hübsche kleine Reise im Gefolge hatte. Eines Tages erschien nämlich eine reiche Engländerin in der Anstalt, um diese zu besichtigen, da sie eine Tochter in Deutschland erziehen lassen wollte. Sie hatte schon eine ganze Reihe von Instituten gesehen, keines hatte ihren Ansprüchen an Eleganz und Komfort genügt. Auch

das unsere war ihr zu einfach. Sie machte sich deshalb auf den Weg nach Schnepfenthal, wo sie zu finden hoffte, was sie bei uns vermisse. Auf ihre Bitte durfte ich sie begleiten.

An der Spitze der Schnepfenthaler Anstalt stand damals noch der Gründer derselben, Salzmann; seine Söhne und Töchter bildeten einen Teil des Lehrpersonals. Madame Salzmann fiel mir auf durch ihr über den Rücken lang herabhängendes graues Haar, welches ihren einzigen Kopfschmuck ausmachte; sämtliche Lehrerinnen waren ebenso frisiert; ihre Kleidung bestand aus kurzen, engen Gewändern von Drillich, derben Schuhen und Küchenschürzen. Die Lehrer gingen einher in bloßem Halse, ohne Halsbinden; einen gewinnenden Eindruck dagegen machten die sehr sauber gehaltenen Zöglinge in ihren scharlachroten Tuchjäckchen, der Institutstracht. Überall herrschte Munterkeit und Frische, zugleich aber eine wahrhaft spartanische Einfachheit. Der Brunnen im Hofe bildete für Lehrer und Schüler das einzige Waschbecken; der Speisesaal hatte vier weißgetünchte Wände, an denen die Silhouetten der abgegangenen Zöglinge hingen; man saß auf Holzstühlen. Die Kost war wohlschmeckend und reichlich, aber ohne allen Aufwand; vor und nach dem Essen wurde ein Gebet gesprochen. Alles dieses behagte der Engländerin so wenig, daß sie sich schleunig wieder aus Schnepfenthal entfernte, um das Ziel ihrer Wünsche, ein elegantes Pensionat, anderswo zu suchen.

Im Stielersehen Institute wurde, wie in allen Fächern, so auch im Zeichnen von gebiegenen Lehrern und Lehrerinnen gründlicher Unterricht gegeben; was mich aber besonders förderte, waren Privatlektionen, welche mir der nach elfjährigem Aufenthalte in Rom unlängst nach Gotha zurückgekehrte Bildhauer Professor Döll aus besonderer Freundlichkeit umsonst erteilte. Pauline Gotters ältere Schwester nämlich wollte sich zur Künstlerin ausbilden, und Döll, ein ebenso tüchtiger wie durch seine Sozialität und seinen graden Biersinn schätzenswerter Mann, ward ihr Lehrer. An diesem Unterrichte durfte ich auf Bitten meiner Tante Dorette, der meine Ausbildung nach wie vor sehr am Herzen lag, teilnehmen, und Döll fuhr mit demselben, ohne Entgelt zu fordern, auch dann noch fort, als die Gotter, die Schwierigkeiten einer Künstlerlaufbahn erwägend, diesen Pfad bald wieder verließ. Ohne weiter nachzudenken, ob meine Studien einen

Zweck hätten und wozu sie führen sollten, setzte ich sie unverdrossen fort; Döll arbeitete in seinem Atelier, während ich in einem Nebensaale nach Mengeschen Gipsabgüssen zeichnete. Dann und wann erschien der Meister und deutete mit derben Kohlenstrichen seine Verbesserungen an. Sein Unterricht, so wenig systematisch er auch war, weckte doch zuerst große Liebe zur Kunst in meiner Brust.

Unter den fremden Sprachen, welche im Stielerischen Pensionate gelehrt wurden, stand das Französische obenan. Wir wurden darin von einem alten ehrwürdigen Abbé Dzanne unterrichtet, der während der Revolution ausgewandert war und in Gotha eine Freistatt gefunden hatte; er bewohnte ein ärmliches, zellenartiges Stübchen, auf mit uns zu Mittag und nahm häufig an unsern Spaziergängen teil, wo ich mich gern an seinen Arm hing, um ungestört mit ihm zu plaudern. Es wimmelte damals in Deutschland von französischen Emigranten, welche bessere Tage ihres Vaterlandes herbeisehnten, um alsdann dorthin zurückzukehren; auch unsern greisen Dzanne beherrschte das heisse Verlangen, Frankreich wiederzusehen. Als endlich die Amnestie erlassen war, begab er sich daher sofort — und zwar aus Mangel an Geldmitteln zu Fuß — auf den Heimweg. Aber ach! Seine Kräfte reichten nicht aus; er starb unterwegs, ohne sein Heimatland erreicht zu haben. Wir hatten ihn von Herzen lieb gewonnen und bedauerten sein Geschick aufrichtig.

Drei Jahre war ich in dem Pensionate zu Gotha gewesen; zur Jungfrau gereift, kehrte ich nach Jena zurück. Anfangs fühlte ich mich dort nicht gleich wieder heimisch; erst nach und nach gewann ich dem stilleren Leben des elterlichen Hauses Reiz ab. Meine Mutter, eine sinnige, poetische Frau, erfreute sich mit mir und meiner jüngeren Schwester Wilhelmine hauptsächlich des Abendbesuches dreier junger Leute, deren einer, namens Schröder aus Koburg, anregend auf meine musikalischen Bestrebungen, der andere durch Vorlesen bildend auf mich wirkte, während der dritte durch seinen regen Geist und seine treue Anhänglichkeit unsern kleinen Kreis verschönte. Er wollte sich der Medizin widmen. Mein Vater hatte vor Jahren während seiner Lehrzeit bei den Eltern dieses letzteren — der auch aus Koburg stammte — gewohnt und war von denselben wie ein Sohn geliebt worden; die alte Zuneigung hatte sich auf die Kinder übertragen,

und wir Schwestern standen mit dem Studiosus in kindlich-inniger Verbindung, welche bis in die spätesten Jahre fortbauerte und auch dann sich nicht lockerte, als unser Jugendfreund ein berühmter Diplomat und endlich gar geadelt wurde. Es ist Christian Friedrich Stockmar, von dem ich rede. Seine Statur war klein und mager, seine Gesichtsfarbe blaß, beinahe tot, aber durchdringende schwarze Augen belebten seine Züge. Er sprach wenig, allein was er sagte, war schon damals gediegen und voll Gewicht; man erkannte sofort den geistig hochbegabten Menschen. Zu Zeiten konnte er auch ausgelassen lustig sein; ich hatte Gelegenheit, dies auf einer Fahrt nach Koburg zu beobachten, welche mein Vater — der mir seinen früheren Aufenthaltsort zeigen wollte — mit Stockmar, Schröder und mir unternahm, als die beiden Studenten einst in den Ferien nach Hause reisten. Die Fahrt war sehr beschwerlich; es ging über Gräfenal, bernaldete Berge steil hinauf nach dem Sattelpaß, auf dessen höchster Spitze ein wachhabender Invalide mit wichtiger Amtsmiene herrisch unsere Namen zu wissen verlangte, um sie in seinen Folianten einzutragen. Nichts konnte uns willkommener sein: Stockmar, Schröder und ich, wir gaben uns die fabelhaftesten Namen, die der Invalide gar nicht buchstabieren konnte. Ich war ausgelassen genug, mich für die wunderschöne, damals dem Namen nach von jedermann gekannte Madame Récamier auszugeben.

Auf meine Begegnung mit Stockmar in Italien komme ich zurück. Zum letzten Male sah ich ihn im April 1850, als zu Erfurt das Parlament tagte; er suchte mich von der Nachbarstadt aus in meiner Weimariſchen Künstlerzelle auf. Erst der Tod des Trefſlichen löſte die herzlichſten Beziehungen, welche ſich vor langen Jahren in Genu geknüpft hatten.

Zu meinen liebſten Jugendfreundinnen in der Heimatſtadt zählten Louiſe und Julie Marezoll, die älteſten Töchter des Superintendenten von Genu. Dieſer, ein ebenſo gelehrter als würdiger Geiſtlicher und hinreißen- der Kanzelredner, hatte im Jahre 1803 die bedeutende Stellung eines Hauptpredigers an der deutſchen Petrikirche zu Kopenhagen aufgegeben, da er hoffte, in dem milden Klima unſeres ganz von Bergen eingekloſſenen Ortes Heilung von ſeiner Gicht zu finden. Er hatte einen Sohn, der bald ein tüchtiger Lehrer der Jurisprudenz

in Gießen wurde, und vier Töchter, von denen die genannten beiden die hervorstachendsten waren. Louise Marezoll hat sich als gediegene Übersetzerin aus dem Englischen und Französischen vorteilhaft bekannt gemacht; Musik verstand sie aus dem Grunde und dirigierte in musikalischen Vereinen häufig genug ein ganzes Orchester. Eine Zeitlang gab sie auch die „Zeitung von und für Frauen“ heraus, deren Redaktion sie mit großer Umsicht leitete. Es war eben damals eine Zeit, in welcher die Frau sich wohl ihren Wirkungskreis zu schaffen mußte, ohne die ihr naturgemäß gezogenen Schranken zu überspringen.

Einflüsse wie die geschilderten hatten für mich die gute Folge, daß meine geistige Entwicklung auch nach meinem Scheiden aus dem Institute nicht stillstand; namentlich in der Musik machte ich tüchtige Fortschritte. Von diesen eine Probe abzulegen, bat man mich einst in einer Soirée, welche unser Hausgenos, Major Hendrich, Kommandant von Jena, zu Ehren Goethes veranstaltet hatte. Namenlose Befangenheit ergriff mich; unter dem Banne derselben haspelte ich eine Sonate von Clementi ab — der Erfolg war sehr dürftig; Goethe, damals gegen mich noch ganz „Geheimrat“, sagte mir in herablassender Weise einige freundliche Worte, gab mir aber nie wieder Gelegenheit, ihm einen ähnlichen „Kunstgenuß“ zu bereiten.

Die gesellschaftlichen Kreise meiner Vaterstadt, in denen ich nun nach und nach Zutritt fand, waren von höchstem Interesse; das kleine Jena vereinigte zu jener Zeit viele bedeutende Männer und Frauen in seinen Mauern. Beide Schlegel, Tieck, Schelling, beide Hufeland, Loder, Gries und viele andere verbreiteten eine geistige Atmosphäre, deren Einfluß sich auch auf die weibliche Jugend erstreckte. Besonders interessant war der gesellige Verkehr im Hause des Buchhändlers Frommann, dessen Gattin eine Zierde ihres Geschlechtes und ein Muster edelster Weiblichkeit war. Um ihren Teetisch versammelten sich viele der ausgezeichnetsten Geister; die gehaltvollsten Gespräche über die Zeitgeschichte, Kunst und Literatur wurden geführt. Hervorragende Neuschöpfungen der letzteren pflegte Vater Frommann vorzulesen; er tat es mit Geist und Geschmack. Übersetzungen spanischer, namentlich Calderonischer Dramen wurden uns so vermittelt, ebenso Laffos „befreites Jerusalem“ und Ariosts „rasender Roland“, beide nach der Verdeutschung von Gries, welcher mit diesen Arbeiten den

Grund legte zu seinem Ruhm als meisterlicher Übersetzer ausländischer Dichter.

Nicht selten verherrlichte auch Goethe, der sich oft mit seinem Sekretär und Freunde Riemer von Weimar nach Jena zurückzog, um dort ungestört zu arbeiten, einen Abend bei Frommanns durch seine Gegenwart, ja, bisweilen sogar durch seine Kunst im Vorlesen. So erinnere ich mich, daß er — es war dies aber erst 1808 — das Nibelungenlied, mit dem er sich eben damals viel beschäftigte, teilweise vortrug und erläuternde Bemerkungen scharfsinnigster Art dazu gab.

Andere Abende waren wohl dem Scherze und der frohen Laune gewidmet; Frommanns sahen junge Seelen gern bei sich, um ihren Zirkel gehörig zu beleben. Einst war als Weihnachtsgeschenk der Kinder eine Laterna magica ins Haus gekommen. Diese ergriff Goethe, ließ die bunten Bilder auf der weißen Fläche der Stubentür sich abbilden und trug improvisierte Knittelverse des witzigsten Inhalts dazu vor. Ein andermal hatten wir uns damit unterhalten, aus einzelnen großen Buchstaben Namen zusammenzulegen; am nächsten Tage schickte Goethe ein mit einer Anzahl solcher Buchstaben angefülltes Kurier, welches die Aufschrift trug: „Drei Namen, davon der erste mit einem M anfängt, der letzte mit einem A endigt“. Das Verlangen, die geheimnisvollen Namen zu kennen, ruhte nicht eher, als bis dieselben entdeckt waren, sie hießen: „Minchen, Anmuth, Alwina“ — nämlich Minchen Herzlieb und Alwina Frommann, die Tochter vom Hause.

Das schöne und anmutreiche Minchen Herzlieb — mit einem artigen Wortspiel meistens „Minne Herzlieb“ (Minne, Herz, Lieb) genannt — war Frau Frommanns Pfl egtochter; dieselbe, welche Goethe späterhin als Urbild zu seiner Ottilie in den Wahlverwandtschaften vorschwebte. Minne war die lieblichste aller jungfräulichen Rosen, mit kindlichen Zügen, mit großen, dunkeln Augen, die — mehr sanft und freundlich als feurig — jeden herzlich unschuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend rabenschwarz, das anmutige Gesicht vom warmen Hauche eines frühen Kolorits belebt, die Gestalt schlank und biegsam, vom schönsten Ebenmaß, edel und grazios in allen ihren Bewegungen: so steht Minne Herzlieb noch heute vor meinem Gedächtnis. Ihr Anzug war stets einfach, aber geschmackvoll; sie liebte schlichte weiße Kleider; in einem solchen habe

ich sie lebensgroß in Öl gemalt. Gewöhnlich trug sie auch beim Ausgehen keinen Hut, sondern nur ein kleines Knüpftüchchen, unter dem Kinn zugebunden.

Und wie herzgewinnend war sie mit der Musik ihrer Stimme, dem melodischen Organ! Wie völlig die Goethesche Ottilie! Ihr Gesang war nicht bedeutend, aber im Einklang mit ihrer ganzen Erscheinung, einfach-anmuthig. Sie sang Goethes von Reichardt komponierte Lieder zum Klavier oder zur Gitarre, oft zweistimmig mit Frau Frommann. Diese — eine geborene Wesselhöft aus Hamburg — war eine vielseitig gebildete, geistvolle und gemütreiche Dame, sprachkundig, von gründlichem musikalischen Verständnis und sehr geschickt in der Miniaturmalerei; dabei eine treffliche Hausfrau. Unter ihrer wahrhaft mütterlichen Leitung und Obhut war Minchen Herzlief zur blühenden Jungfrau herangewachsen; sie war noch ein Kind, als sie nach dem Tode ihrer Eltern (der Vater war Superintendent in Züllichau gewesen) Aufnahme bei dem vormals selbst in Züllichau ansässigen Buchhändler Frommann gefunden hatte. Als dieser im Frühjahr 1798 seine Handlung nach Jena verlegte, nahm er die einsam stehende Waise als Pflegetochter mit sich, so seine wahre Freundschaft für deren verstorbenen Vater beweisend, welcher ihm im Leben innig verbunden gewesen.

Es konnte nicht fehlen, daß die herrlich zur Jungfrau gereifte Minna im Frommannschen Kreise bald der Gegenstand vielfacher Huldigungen war. Bei aller Aufmerksamkeit jedoch, welche man ihr bewies, blieb ihr Auftreten anspruchslos, bescheiden, natürlich, heiter, oft neckisch. Alles Hervortreten war ihr zuwider; sie war eine innerliche Natur, und stets blieb ihr Augenmerk darauf gerichtet, wie sie sich durch Schönes und Edles, das in ihren Gesichtskreis trat, weiter fortbilden könnte. Bei aller Unbefangenheit indessen, mit der sie sich andern mittheilte, verschloß sie dennoch ihr tiefstes Innere; ganz in daselbe einzublicken mochte kaum irgend jemand gelingen. Für Goethe, den älteren Mann, den berühmten Dichter, der sie der freundlichsten und zartesten Aufmerksamkeiten würdigte, empfand sie eine tiefe Verehrung, allein daß diese sich zur Leidenschaft gesteigert habe, wie einige nach dem Erscheinen der „Sonette“, namentlich der vielberufenen „Charade“ mutmaßen wollten, wurde von allen, welche Minchen näher

kannnten, entschieden in Abrede gestellt. Sie nannte Goethe ihr ganzes Leben lang nur „den lieben alten Herrn“.

Wenn ich sagte, Minna Herzlieb habe Goethe als Urbild zu seiner Ottilie in den Wahlverwandtschaften vorgeschwebt, so soll das nicht etwa heißen, der Dichter habe wie ein mittelmäßiger Maler lediglich nach dem Modell gearbeitet. Minna Herzlieb und Goethes Ottilie haben wohl viele Züge miteinander gemein, allein der Dichter hat an frei erfundenen Verhältnissen und Situationen den Charakter der Ottilie weiter entwickelt. Der weiblich-weiche, hingebende Grundzug dieser Gestalt, deren wohlthuendes, aufopferungsvolles Walten für andere jeglicher Selbstsucht entkleidet ist, war auch Minchen Herzlieb eigen. Ottilie geht grade durch diese halb bewusste, halb unbewusste Richtung ihres Wesens dem tragischen Geschehnisse entgegen; ehe sie sich selbst darüber klar wird, ist sie zur Friedens- und Ehestörerin in dem Hause ihrer Wohltäterin Charlotte geworden. Minna Herzliebs fernere Lebensschicksale führten zu keiner so gewaltigen Katastrophe, tragisch sind sie jedoch ebenfalls zu nennen; an einem verfehlten Leben ist auch sie zugrunde gegangen.

Dies gute Geschöpf, welches geboren schien, andere zu beglücken, fand doch kein Glück in der Ehe. Mehrmals hatte sie heftige Leiden-schaften eingeerbt; zweimal war sie Braut, ohne daß die Verlobung zu einer ehelichen Verbindung führte. Ob sich die Verlobnisse mit oder ohne ihre Schuld wieder auflösten, vermag ich nicht zu sagen. Dann lebte sie eine Zeitlang abwechselnd in Jena bei Frommanns und in Jülichau, im Hause weitläufiger Verwandten. Erst spät, im Jahre 1821, als sie bereits dreiunddreißig Jahre alt, aber noch immer schön und herzigewinnend war, entschloß sie sich, einem älteren Manne, einem angesehenen Gelehrten in Jena, dem Oberappellationsrat Professor Walch, ihre Hand zu reichen. Mehrmals hatte sie seine stets wiederholten, dringenden Bewerbungen abgewiesen; selbst ihre Pflege-eltern widerrieten ihr, als sie endlich ihr Jawort gab, mit richtiger Erkenntnis von Minchens Charakter eine Verbindung, zu der sie keine Neigung mitbrachte. Walch hatte jedoch so viele gute Eigenschaften, daß Minna Herzlieb sich dem Wahne hingab, die Achtung, welche sie empfand, könne sich später in Liebe umwandeln. Allein sie hatte sich getäuscht — zu ihrem und des Mannes Unglück. Nachdem der Bund



geschlossen war, kam ihr die Einsicht ihrer innern Abneigung — zu spät! Sie kämpfte dagegen an — vergeblich! Nach zeitweiligen Entfernungen von Jena kehrte sie zwar einige Male auf kurze Zeit zu ihrem Gatten zurück, doch endlich wurde die Trennung eine dauernde. Walch benahm sich stets großmütig gegen Minchen, deren Los traurig genug war. Das einst so gefeierte Mädchen rang eine Reihe von Jahren hindurch erfolglos gegen die beklagenswertheften Anfälle von Liefhinn, welche dunkle Schatten auf ihren Lebensweg warfen. Den einzigen Trost gewährte ihr der Aufenthalt in der Frommannschen Familie, welcher sie bis an ihren Tod mit unwandelbarer Liebe anhing. Sie fand stets gastliche Aufnahme, auch als ihre Pflegeeltern heimgegangen waren und der Sohn derselben, Fr. F. Frommann, eine junge liebenswerte Frau (eine Tochter des Weimarschen Oberkonsistorialrats Günther, der Goethes Trauung vollzog) in das alte Hauswesen eingeführt hatte. Hier habe ich Minchen in meinen vorgerückten Jahren noch oft gesehen. Ihr letzter Lebensabschnitt war durch eine Herzkrankheit getrübt, unter deren beängstigendem Druck sie viel zu leiden hatte. Sie suchte Heilung in Görlich, wo sie im Jahre 1865 zur ewigen Ruhe einging. Bei der Sektion ergab sich die Verhärtung einiger zum Herzen führenden Adern. Sie ist aufrichtig betrauert worden von den überlebenden Gliedern der Familie Frommann, und unvergessen lebt ihr Andenken im Herzen aller, welche ihr im Leben nahe standen.

Von andern zu meiner Jugendzeit in Jena lebenden merkwürdigen Personen erwähne ich zuerst Ludwig Tieck. Ich sehe ihn noch vor mir mit den edlen, lebendigen Gesichtszügen! Wie schlank war der später zu üppiger Körperfülle Neigende damals, als er das lieblichste der Kinder, seine kleine Dorothea, auf dem Arme trug — jene Tochter, die dem Vater so geistesverwandt war, daß sie sogar seine Mitarbeiterin bei den Übersetzungen des Shakespeare wurde!

Noch einer andern Dorothea erinnere ich mich: der 1803 mit ihren Söhnen zur katholischen Kirche übergetretenen Dorothea Schlegel, geborenen Mendelssohn, geschiedenen Weit. Sie war häßlich, aber doch anziehend durch die schwarzen Feueraugen, welche ihre unschönen Züge belebten und durchgeistigten. Das Bild ihres jüngsten Knaben aus erster Ehe, Philipp Weit, mit den orientalischen, regelmäßig feinen



3. Dorothea Schlegel

Zügen, mit dem schwarzen Lockenkopfe, taucht neben demjenigen seiner Mutter lebhaft in meiner Erinnerung auf; er wurde später bekanntlich einer der Koryphäen der neu erblühenden deutschen Malerkunst.

Auch Knebel, den geistreichen Alten, lernte ich persönlich kennen. Sechzig Jahre alt, schlug er 1805 dauernd seinen Wohnsitz in Jena auf (bis dahin hatte er abwechselnd in Weimar und Jlmeneau gelebt), indem er sich in einem anmutig belegenen Gartenhause am sogenannten „Paradiese“, einem schönen, mit alten Bäumen besetzten Plage an der Saale, zu behaglich philosophischer und dichterischer Lebensweise einrichtete. Noch dreißig Jahre lang sollte er dieselbe in jenem stillen Tale genießen; er starb später als Goethe, am 18. Februar 1834 in seinem einundneunzigsten Jahre.

Knebel war von athletischem Wuchs, schön und ausdrucksvoll sein Kopf. Den Hals trug er entblößt, ohne Halsbinde; zu Hause war er stets mit einem fliegenden Schlafrock bekleidet; so empfing er alle seine Besuche. „Jo! jo!“ „Ho! ho!“ waren Ausrufe, die er seinen Gesprächen immer beimischte, wie er z. B. bei meinem Eintritte allemal auszurufen pflegte: „Ho! ho! Kommt das liebe Kind auch einmal? Jo! jo! Schöne Sachen hab' ich zu zeigen — ho!“ Und nun brachte er allerlei Raritäten aus seinen Schubkästen hervor. Da gab es Pasten, Versteinerungen, Münzen, kleine Bilder, Muscheln und ähnliche Gegenstände, deren jeder eine eigene Geschichte hatte. Bald unterrichtete Herr von Knebel mich über die Blumen seines Gartens, bald über das Innere der Berge, welche Jena malerisch umgeben; bald machte er mich auf schöne Baumgruppen, bald auf merkwürdige Wolkenformationen aufmerksam; dann wieder führte er mich im Geiste hin zum Pic von Teneriffa, der in Öl gemalt an der Wand seines Stübchens hing. Stets kam ich angeregt oder belehrt aus seinem Zimmer, in welchem Sauberkeit und peinliche Ordnung herrschte — ganz im Gegensatz zu den Gemächern seiner Frau. Diese, eine ehemalige Hoffängerin der Herzogin Amalie, war stets von einem wahren Chaos umgeben; die von ihr bewohnten Räume glichen der Arche Noah, wo Götter aller Art heimisch war, welches jede Reinlichkeit illusorisch machte. Das hinderte Frau von Knebel aber nicht, in diesen Räumen Gesellschaften zu geben; ein buntes Foulardtuch phantastisch um den Kopf gewickelt, machte sie dann gewandt die Wirtin, bewährte sich als

treffliche Kochkünstlerin, ja, gab auch wohl bisweilen, wenn sie bei recht guter Laune war, eine Arie mit wohlerhaltener Stimme zum besten.

In ihrer Art war sie nicht minder originell als ihr Gatte, und gewiß ebenso überfließend herzlich. Als sechzehnjähriges sehr schönes Fräulein von Rudorff — die Jahre drückten später ihren Zügen das Gepräge der Leidenschaftlichkeit auf — war sie aus Berlin an den Hof der Herzogin Anna Amalie gekommen, von Empfehlungen des Kapellmeisters Wenda vorteilhaft eingeführt. Der rührende Zauber ihres Gesanges wie ihre unverwundliche, stets zu Neckereien und Scherz aufgelegte Laune hatte ihr bald jedes Herz gewonnen; sie wurde der besondere Günstling der Herzogin, welche sich persönlich für die Heirat mit Knebel interessierte. Diese erfolgte 1798. Noch im höchsten Alter war Frau von Knebel die Güte und Aufopferung selbst; sie half willig jedermann, oft sogar mit Hintansetzung aller Klugheitsrücksichten. Gesellschaften zu geben, war ihr ein Lebensbedürfnis; flog ein seltener Bissen ins Haus, so teilte sie denselben zuverlässig mit lieben Freunden, was ihr Gatte auch ganz in der Ordnung fand. Sein Wahlspruch war: „Feine Geister verlangen auch feine Speisen.“ Abriß stand Herr von Knebel seiner Frau an Eigenschaften des Herzens nicht nach; trotz aller aufbrausenden Heftigkeit, die ihm innewohnte, war er im Grunde von wahrhaft kindlicher Gutmütigkeit. Einst hatte ihm der Schneider soeben einen neuen Anzug gebracht, als ein armer Handwerksbursch an seine Türe klopfte und um ein Kleidungsstück bat; Knebel schenkte dem Hilfsbedürftigen ohne Zaudern das im Augenblicke zuvor erst abgegebene Gewand. Der Handwerksbursch eilt vergnügt die Treppe hinunter — da begegnet ihm Frau von Knebel, welche kaum ihren Augen traut, als sie den neuen Rock ihres Mannes in des Fremden Händen sieht. Laut macht sie ihrer Verwunderung Luft, als plötzlich der Herr vom Hause erscheint, den Handwerksburschen in Schutz nimmt und bekennt, daß er selbst jenem den neuen Anzug geschenkt habe: „denn einen alten hat er ja schon!“

In diesem freigebigen, gastlichen, durch und durch originellen Hause ging Goethe, wenn er in Jena war, beinahe täglich aus und ein. Die Freunde saßen dann meistens, heiter plaudernd, gemütlich bei einem Glase guten Burgunders beisammen, Gespräche führend, welche von Wit, Humor und allerlei Schelmereien übersprudelten.

Noch erwähne ich das Haus des geistvollen Physikers Dr. Seebeck; auch bei diesem war Goethe, der ihn besonders hochschätzte, häufig zu Gast. Dem lebenswürdigen, edelherzigen Gelehrten und dessen trefflicher Gattin verdanke ich manche glückliche Stunde. Nicht minder wurde mir später der Umgang mit dem Hofrat Voigtschen Ehepaare erspriesslich. Der Hausherr, ein gelehrter Botaniker, verstand es auf die lebenswürdigste Weise, andern von seinem Wissen mitzuteilen, was mir den Zutritt zu seinem Hause höchst wertvoll machte. Seine Frau, Sujette geb. von Loewenich aus Frankfurt a. M., vereinigte mit großem Verstande und rastlosem Streben nach allseitiger Ausbildung das edelste, treueste Herz. Sie ist mir zeitlebens eine liebe Freundin geblieben.

Zu den mir unvergeßlichen Erscheinungen zähle ich auch die mir ebenfalls später eng befreundet gewordene Silvia von Ziegefar, eine liebliche, schlanke (und durch keine Krinoline entstellte!) Gestalt, die ich zum ersten Male auf einem Ball bei Professor Loder sah. Sie trug ein weißes, eng anliegendes, mit Vergißmeinnichtblümchen umsäumtes Gewand und einen Vergißmeinnichtkranz in dem vollen blonden Haar; ein Bild, welches mir immer wieder in den Sinn kam, wenn ich las, wie dies poetische Wesen später in Goethes Gedichten verherrlicht worden ist.

Wiederholt kam auch Zacharias Werner nach Jena; einmal hörte ich ihn bei Frommanns eine seiner neuesten Dichtungen vorlesen. Der Eindruck, den er machte, war eigentümlich genug: Klein und erloschen die grauen Augen, die Gestalt lang, schlatternd, die Toilette schmutzig und vernachlässigt. Ueberdies schnupfte er unaufhörlich.

Bei einem so vielseitig angeregten Leben, wie ich es zu schildern versucht habe, wurde mir der Gedanke: Erzieherin zu werden, je länger je mehr zuwider. Mein Vater war wohlwollend genug, mich nicht zu zwingen; er ließ mich leben, wie ich mochte. Meine liebste Zerstreuung bildeten kleine Reisen nach Gotha zu Ettingers, Richards und der guten Tante Dorette, die ich nun als Frau des Philologen Jacobs wiederfand, dessen fünf Kinder aus erster Ehe sie musterhaft erzog. In allen drei gastfreien Häusern ging es stets sehr vergnüglich her; besonders belebt und anregend wußte meine Tante Ettinger ihre geselligen Vereinigungen zu gestalten, welchen oft der phantastische

Erbprinz August von Gotha (der auch nicht fortblieb, als er den Thron bestieg) und sein Bruder Friedrich angehörten. Bisweilen wurden wir sogar zu kleinen Hoffesten eingeladen; die einfache Mous-selinbluse, mit rosafarbenen Bandschleifen verziert, war eine für die Hofbälle vollständig genügende Toilette; das weiße Taffetkleid einer Hofdame machte als unerhörter Luxus großes Aufsehen. Um so lebhafter war meine Freude, als einst am Tage nach einem Hofballe Prinz August seine sämtlichen Längerinnen, zu denen auch ich gehört hatte, mit Pariser Blumen beschenkte. Nicht ohne Stolz zeigte ich die fürstliche Gabe meinen staunenden Freundinnen in Gotha und in meiner Vaterstadt.

Nach Jena, seinem Geburtsorte, war eben damals der Maler Rour von Dresden zurückgekehrt und hatte viele Kopien in Pastellfarben mitgebracht, die er in der Dresdener Galerie angefertigt hatte. Diese machten auf mein empfängliches Gemüt den lebhaftesten Eindruck; so malen zu lernen, bei diesem Künstler Unterricht zu haben — das war sogleich mein Gedanke. Der Vater, in dem Glauben, mein Eifer sei nur ein vorübergehender, war nicht geneigt, die theuern Lektionen zu bezahlen; ich beschloß daher, durch eigene Kraft das nötige Geld zu erwerben. Obgleich ich in Handarbeiten bei weitem nicht so geschickt war wie meine Schwester Wilhelmine, welche später ihre ganze Aussteuer allein besorgte, so suchte ich doch durch Fleiß zu ersetzen, was mir fehlte. Ich nähte, strickte und stickte heimlich, oft bei Nacht, zu jämmerlichen Preisen, und wirklich erwarb ich mir auf diese Weise Geld genug, um den Unterricht bei Rour zu bezahlen. Ich kopierte so emsig, daß mein Lehrer bald keine Vorbilder mehr für mich hatte; nun begann ich, Porträtstudien nach der Natur zu machen, und nicht ohne Glück. Rour' Frau aber, welche in mir vielleicht eine künftige Nebenbuhlerin ihres Mannes auf dem Gebiete der Porträtmalerei argwöhnte, bewog denselben, mir den Unterricht aufzukündigen. Ich war nun wieder in der Kunst mir selbst überlassen und auf meinen eigenen Instinkt angewiesen.

Dies etwa waren die Eindrücke, unter denen ich zwanzig Jahre alt wurde; es war in dem verhängnisvollen Jahre 1806. Die Kriegsfurie war los, aber das gute Zutrauen, welches man in Preußen

setzte, ließ die Furcht vor Napoleon nicht aufkommen: Acht Tage vor der Schlacht bei Jena tanzten wir jungen Mädchen (meine Freundin Lottchen Stieler aus Gotha verweilte zum Besuche bei uns) noch sorglos mit den Offizieren des Regiments Hohenlohe. Das Gespräch kam auch auf die politische Lage. „Laßt die Welschen nur kommen!“ rief der eine; „bah, wer wird sich vor den Franzosen fürchten!“ Ein anderer fügte hinzu: „Wir wollen sie vor uns hertreiben, daß sie keine Zeit mehr haben sollen, eine Semmel vom Bäckerladen mitzunehmen!“ Wer hätte den hübschen Offizieren nicht glauben sollen! Aber ach — nur zu bald änderte sich das Bild; gefangen genommen, teilten die fröhlichen Länzer den dünnen Kaffee ohne Milch und die gekochten Kartoffeln mit uns, welche als letzter Rest aus den geplünderten Kellern, ausgeschüttet auf den nackten Tisch, unsern Hunger stillten.

Schon am Sonntagnachmittage des 12. Oktober brachte ein flüchtiger Husar die Nachricht mit, daß die Schlacht bei Saalfeld verloren und Prinz Louis Ferdinand von Preußen den Heldentod gestorben sei. Auf diese Schreckensbotschaft zog alsbald alles in Jena weilende Militär in der heillossten Verwirrung davon; auch die Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig, dessen Trainknechte die Pferde von den Kanonen schnitten und eiligst fortjagten, setzte sich in Bewegung. Bald war es totenstill in unserer zuvor so bewegten Stadt. Am nächsten Morgen, einem Montage, blickten wir in den Nebel hinaus; wir sahen die Wache der Stadtsoldaten aufziehen, alles war wie sonst. Plötzlich aber sprengten französische Tirailleurs heran; eine Deputation von Universitätsprofessoren, deren Sprecher die Sieger am Tore anreden wollte, wurde ausgeplündert; die blankte Waffe in der Hand, forderten die Franzosen gebieterisch Uhren und Geldbeutel. Aus reinem Übermut schossen diese Wütenden dann auf einen Torwächter, der blutend davonwankte; darauf ritten sie nach dem Schloßflügel, dessen zweiten Stock wir bewohnten, ließen es jedoch zum Glück bei der Plünderung der preisgegebenen Behausung des im preussischen Hauptquartiere weilenden Kommandanten von Jena, im ersten Stock, bewenden.

Wenige Stunden später kamen reguläre französische Truppen. Zwei Offiziere nahmen bei uns Quartier; ungebetene Gäste, die jedoch

sehr freundlich, namentlich gegen mich, waren. Beim Abschiede bot mir der eine seinen schönen Hühnerhund, welchen ich geliebt hatte, zum Geschenk an; als ich dasselbe schnöde ablehnte, erhielt ich die Warnung: lieber den Franzosen, als den Preußen den Sieg zu wünschen, denn würden sie von den Preussien geschlagen, so sei es beschlossene Sache, die Stadt Jena an allen vier Ecken in Brand zu setzen.

Diese Truppen waren die Vorboten unzähliger Regimenter und Kolonnen, die fortan unaufhörlich, bei Tag und bei Nacht, durch die Stadt nach dem Mühlthale zogen. Der nach Apolda führende Hohlweg, welchen sie passieren mußten, um auf die Ebene zu gelangen, wo am nächsten Morgen die große Schlacht sich entwickelte, war so eng, daß die Kanonen nicht von Pferden gezogen werden konnten; es ward daher ausgespannt, und Soldaten trugen die Geschütze. Eine Handvoll Preußen hätte diese Züge aufhalten und vernichten können!

Am Dienstag, dem 14. Oktober 1806, hörte man schon in aller Frühe heftigen Kanonendonner und das Knattern von Kleingewehrfeuer; nach wenigen Stunden verkündigten die Verwundeten und Flüchtigen, welche in Scharen eintrafen und Häuser, Kirchen, öffentliche Gebäude, Straßen und Plätze überfüllten, daß die Schlacht für die Preußen gänzlich verloren sei. Neben diesen Unglücklichen, deren Zahl von Stunde zu Stunde wuchs, zog Kolonne auf Kolonne der siegreichen Feinde mit klingendem Spiel durch die Stadt; auch die berühmten Gärten Napoleons waren dabei. Diese nahmen sogleich Besitz von dem Schloßhofs; bald loderten Wachtfeuer empor, um welche sich die Krieger kochend, Vieh schlachtend, Geflügel rupfend, singend und musizierend gruppierten. Dazwischen läuteten die Glocken Sturm, tönte schauerlich das Behegeschrei der hart bedrängten Bewohner von Jena, das Gestöhn derer, die ihren in der Schlacht erhaltenen Wunden erlagen. Nicht lange dauerte es, so brachte der Vater die Schreckenszeitung mit: die Stadt brenne an allen vier Enden; die Franzosen hätten die Spritzen zerbrochen, auch fehle es an Wasser; es sei nötig, unsere Habe zu retten. Wir schlepten unter treuer Beihilfe Lottchen Stielers das Wertvollste — Möbel, Betten, Lebensmittel usw. — nach unserm kleinen Garten nahe vor der Stadt; dort schien es uns sicher zu sein, denn Jena wurde von den raubgierigen



Franzosen geplündert. Vor meinen Augen ward ein Kaufmannsladen aufgerissen und der Eigentümer, ein alter Mann mit kahlem Kopfe, auf das Straßenpflaster geschleudert; eine eben des Weges daher kommende Herde Ochsen, zu der für die Armee ausgeschriebenen Lieferung gehörig, schritt ungehindert über ihn hinweg. Entsetzt floh ich davon, gleiche Noheiten für uns befürchtend, vor welchen uns vielleicht nur der Umstand schützte, daß der Marschall Lannes durch seine Dienerschaft unsere Wohnung als Quartier für sich hatte belegen lassen. Der Marschall selbst blieb freilich aus, da er mit der Armee weiter ziehen mußte, aber wir hatten auch an der Dienerschaft genug. Ungestimmt stellte diese die weitestgehenden Forderungen, so daß mein Vater sich endlich mit unserem Kutscher auf den Weg machte, um aus unserm Garten mehrere der versteckten Sachen, namentlich den dringend verlangten Wein, wiederzuholen. Die beiden Männer mochten seit einer halben Stunde fortgegangen sein, als plötzlich der Kutscher atemlos und totenbleich zu mir ins Zimmer stürzt und ausruft: „Um Gottes willen, kommen Sie schnell mit in den Garten; Ihr Vater wird ums Leben gebracht, weil er sich nicht verständlich machen kann.“ Stumm vor Entsetzen stürzte ich eine Hintertreppe hinunter, die von Franzosen aller Waffengattungen belagert war. Ich musterte diese mit einem Blicke; die edlen Züge eines Sappeurs floßten mir Vertrauen ein, so daß ich seinen Arm ergriff und ihn ohne weiteres mit mir fortzog. „Mademoiselle — que voulez Vous?“ rief er erstaunt; ich aber fand keine Worte, erst auf der Straße gewann ich Atem, alles zu erklären. Am Arme meines Beschützers erreichte ich unsern Garten, wo ich meinen Vater von einem Husaren mit blanker Waffe schwer bedroht fand. Schnell führte mein Begleiter eine Verständigung herbei: es stellte sich heraus, daß der Husar geglaubt hatte, mein Vater habe selber Beute machen wollen. Nicht weiter behindert, brachten wir nun die gesuchten Sachen unter Beistand der Franzosen selbst in unsere Wohnung; der teilnehmende Ausruf des hilfreichen Sappeurs: „La pauvre malheureuse!“ entfeffelte hier die Tränen, welche die ungeheure Aufregung bisher zurückgedrängt hatte.

Doch nicht genug der Sorge: kaum daß ich ein wenig gefaßter an das Fenster trat, so sah ich auf dem Schloßhofe eine Ordonnanz

in roter Uniform auf einem wunderschönen Rappen halten. Reiter und Roß zogen meine Aufmerksamkeit an — „Water!“ rief ich endlich erschrocken, „ist das nicht unser Bucephalus?“ Er war es in der That! Mein Water hatte das edle Tier in einer versteckt gelegenen Scheune hinter Holz und Brettern verborgen, während er seine übrigen Pferde im preussischen Hauptquartiere wohl bewahrt glaubte. Doch dieses war versprengt und unsere Scheune erbrochen und geplündert worden, ebenso wie unsere Keller! Wie hart dem Water der Verlust seines letzten Pferdes sein mußte, läßt sich denken. Natürlich eilte er, als er Bucephalus erkannte, sogleich hinunter, um das Tier zurückzufordern, aber eine Flut derber Schimpfreden war alles, was man ihm zuteil werden ließ.

So verstrich der Dienstag; am Mittwoch Morgen kam Napoleon, welcher schon tags zuvor flüchtig durch den Schloßhof gesprengt war und alsdann in der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober unter seinen Truppen auf dem Landgrafenberge bivaküert hatte, mit seinem Adjutanten Coulaincourt in die Stadt; er bezog den Hauptflügel des Schlosses. Durch ein Fenster unseres Vorsaals konnte ich ihn beobachten, wie er lange sinnend am Fenster des gegenüberliegenden Zimmers stand, in den Händen seine Uhr haltend, deren Kette er langsam durch die Finger gleiten ließ. Später schritt er in dem Gemache auf und nieder, wahrscheinlich seinem Sekretär, welcher eifrig schrieb, ein Bulletin diktierend. Im Schlosse wurde es sehr lebhaft; in allen Räumlichkeiten desselben quartierten sich hohe Offiziere ein, auch bei uns und in der Wohnung des Stadtkommandanten Hendrich, obwohl die Haushälterin desselben, die total den Kopf verlor und aus einer Ohnmacht in die andere fiel, in der Angst alle Möbel hatte wegschaffen lassen, die nun auf Befehl der Franzosen wiedergeholt werden mußten.

Es war ein feuchter, naßkalter Tag. Im Hofe standen die Offiziere eines gefangenen sächsischen Regiments, unter ihnen der alte General Niesemeuschel, dessen schneeweißer, entblößter Kopf mit einer blutigen Binde umwunden war. Sie erwarteten die Order, den Eid zu schwören, während des Feldzugs nicht mehr gegen Frankreich zu kämpfen. Nachdem diese Zeremonie beendet war, stieg Napoleon, bekleidet mit dem historisch gewordenen grauen Oberrocke, in einen

kleinen offenen Wagen und fuhr davon; nach und nach folgten ihm die militärischen Würdenträger, welche soeben noch unserer Wohnung ein so buntes, bewegtes Ansehen geliehen hatten.

Das Schloß wurde nun zum Lazarett eingerichtet; jeden Morgen um 9 Uhr rasselte mit grauvoller Pünktlichkeit der Totenwagen heran, um bald darauf wieder mit seiner schauerlichen Fracht — die nur leicht mit Stroh bedeckt war, unter welchem oftmals Köpfe, Arme, Beine hervorstarrten — durch das Thor zurückzufahren, dessen Flügel sich knarrend hinter ihm schlossen. Pechpfannen mit Leer wurden angezündet, um die durch die Ausdünstungen der Kranken und Gestorbenen verpestete Luft zu reinigen und epidemische Krankheiten zu verhüten. Noch viele Tage nach der Schlacht wurden Schwerverwundete in grauenhaftem Zustande hereingebracht, welche mit Tau und Gras ihr Leben jammervoll gefristet hatten. Sobald sie in Pflege kamen, starben sie meistens gleich.

Auch wir sollten nicht gänzlich von Einquartierung verschont bleiben; die Stelle der Offiziere aus Napoleons Gefolge nahm bald ein schwer verwundeter Kapitän namens Pomme ein, welchem Frau und Tochter auf dem Fuße folgten, um ihn treu zu pflegen. Aber der Kapitän starb nach wenigen Tagen; sein Leichnam ward einbalsamiert und in eine Kiste gelegt, welche in unserer Wohnung stehen blieb. Jahre vergingen, ehe die Zeitumstände die Überführung der Leiche nach Frankreich gestatteten.

An Brunnenwasser fehlte es nach der Schlacht in ganz Jena, da das durchrasselnde Geschütz den Erdboden so erschüttert hatte, daß die Wasserröhren geplatzt waren. Man mußte sich mit Wasser aus der Saale behelfen, in welchem tote Pferde, menschliche Gliedmaßen, blutige Fetzen von Kleidungsstücken und dergleichen nicht selten herumschwammen. Handel und Wandel stockte völlig; die Sieger hatten sämtliche Nahrungsmittel ohne weiteres in Beschlag genommen. Wir konnten uns nur dadurch vor dem nagendsten Hunger schützen, daß wir von großmütigen Feinden Anweisungen, Bons genannt, erbettelten, für welche uns die Militärintendantur Fleisch und Brot lieferte.

Dieser schreckliche Zustand hielt verhältnismäßig lange an; erst gegen Anfang des neuen Jahres 1807 kam in die traurigen Verhältnisse der schwer heimgesuchten Stadt wieder einige Ordnung. Kirchen

und Privathäuser wurden nach und nach von Blessirten leer; die Pechpfannen, die wochenlang unausgesetzt auf den Straßen gelodert hatten, erloschen; überall trat größere Ruhe beschwichtigend ein.

Eines Abends saß ich mit Mutter und Schwester still in unserm kleinen Stübchen und arbeitete emsig, als sich die Thür aufthat und ein schöner, ernster Mann in französischer Uniform hereintrat, welcher um die Schlüssel der Reitbahn bat, wo Verwundete untergebracht werden sollten. Wir lernten in dem Fremden den neu angekommenen, zu Bernadottes Korps gehörigen Oberarzt der sämtlichen Lazarette von Jena, namens Geoffroy, kennen.

Ein Gespräch entspann sich, nach dessen Verlauf ihm die Eltern auf seine Bitte erlaubten, seinen Besuch wiederholen zu dürfen. Bald sahen wir ihn täglich. In einem Nebenzimmer las er mir aus seinen Lieblingsdichtern Corneille und Racine vor, oder wir musizierten zusammen, indem Geoffroy mit dem Violoncell mein Pianofortenspiel begleitete. Das gegenseitige Interesse steigerte sich; ich fand ein treues Herz in dem edlen Manne. Die Neigung wuchs — endlich bot er mir seine Hand an. Meine Eltern willigten ein; der Vater um so rückhaltloser, als er in dem ernstesten, würdigen Geoffroy — welchem auf angestellte Erkundigungen auch die Behörden seines Heimortes Liseur die besten Zeugnisse gaben — den zuverlässigen, redlichen und wohlunterrichteten Mann längst hatte hochachten müssen. Auch die politischen Anschauungen beider stimmten im ganzen überein, denn Geoffroy war ein persönlicher Freund Bernadottes und, wie dieser, ein Gegner Bonapartes, dem er nur gezwungen folgte. So stand denn unserm Glücke nichts im Wege, und im traulichen häuslichen Kreise ward unsere Verlobung gefeiert; die allgemeine Trauerzeit gestaltete sich zum schönsten Abschnitte meines Lebens. Geoffroy verhehlte mir nicht, daß ein Zufall seine Aufmerksamkeit auf mich gelenkt habe. Kurze Zeit vor der Schlacht nämlich hatte ich in übermütiger Laune unsere berühmtesten Ballherren als Karikaturen gezeichnet, ohne mir etwas Arges dabei zu denken. Das Blatt lag auf meinem Instrumente in unserm Wohnzimmer, wo es unglücklicherweise von einigen Studenten entdeckt wurde, welche kamen, uns für den nächsten Ball zu engagieren. Sie erkannten die Porträts und rächten sich an mir in nicht eben großmütiger Weise dadurch, daß

sie am schwarzen Brett anshlugen: die wohlgetroffenen Porträts berühmter Jünglinge seien zu haben bei Louise Seidler im Schlosse zu Jena. Leuer genug mußte ich meinen Mutwillen büßen; ich ward von den Studenten in den Bann getan, die Porträtirten so wenig wie ihre Freunde tanzten mit mir, und die Mütter stellten mich ihren Töchtern als warnendes Exempel vor Augen. Aber ritterlich nahmen sich unsere drei Hausfreunde meiner an; bald hatten sie alles wieder ins Gleis gebracht. Dies Kleine, mir so unangenehme Abenteuer hatte Geoffroy zufällig als Stadtneuigkeit vernommen; der Wunsch war in ihm erwacht, die Karikaturenzeichnerin zu sehen. Nur deshalb war er an jenem Abend persönlich gekommen, die Schlüssel zur Reitbahn zu holen. So sollte, was mir anfangs große Widerwärtigkeiten bereitete, mittelbar der Anlaß zum Glücke meines Herzens werden!

Allein dieses Glück sollte nicht von Dauer sein; die Pflicht rief den teuern Mann von meiner Seite. Ein Briefwechsel folgte — die herzlichen Zeichen treuester Liebe liegen vor mir. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seitdem verschwunden; mein Haar ist gebleicht, mein Gesicht ist gefurcht, mein Auge stumpf. Aber dennoch kann ich nur mit tiefer Bewegung die vergilbten Blätter betrachten, welche seine teuren Schriftzüge tragen, und welche man eines Tages mit mir einsargen wird.

Die Briefe des Geliebten waren mein Trost, mein alles. Blutete doch das arme Mädchenherz unter der eisernen Faust des Eroberers, wie das Herz von Königen und Kaisern. Ich litt mit den Franzosen, deren blühendste Söhne fort und fort zur Schlachtbank geführt wurden; ich litt nicht minder schwer mit meinen geknechteten Landsleuten. Doch hoffte ich auch zugleich mit Tausenden. So war mein armes Herz in jeder Hinsicht beständig in Aufregung.

Nur selten traten zerstreuende Lichtpunkte ein, welche den auf meiner Seele lastenden Druck auf kurze Zeit erleichterten. Dahin rechne ich die Erscheinung der Demoiselle Jagemann, nachherigen Frau von Hengendorf. Eines Tages sprengte eine üppig schöne, jugendliche Frauengestalt in grauem, enganliegendem Reitkleide, mit wallendem Federhute, unter dem ein blühendes, frisches Gesicht hervorleuchtete, in den Schloßhof zu Jena. Es war die Jagemann, nur von einem Stallmeister begleitet. Sie fragte nach uns und brachte meiner Schwester Grüße von der übrigen; diese beiden waren miteinander

befreundet, sie hatten sich im Stielerischen Institute zu Gotha kennen-  
gelernt, wohin meine Schwester mir nachgefolgt war.

Ich hatte die Jagemann schon mehrmals auf der Bühne in Weimar bewundert. Sie war eine ebenso tüchtige Sängerin, wie gute Schauspielerin, welche sich tragischen und komischen Aufgaben mit gleichem Geschick unterzog. Ihre Sprache klang so melodisch wie ihr Gesang; ihre Deklamation war lebendig und tief empfunden. Ein ähnliches schauspielerisches Genie mag selten geboren werden; Anmut und Würde vereinigten sich in ihren Darstellungen. Ihr Vater, aus Dingelstädt im Eichsfelde gebürtig, war von seinen streng katholischen Eltern zum Geistlichen bestimmt und nach Konstanz in ein Kloster geschickt worden, dem er aber entfloh. Später suchte und erhielt er Absolution in Rom, kehrte in sein Vaterland zurück und ließ sich als Lehrer des Italienischen in Erfurt nieder. Endlich zog er nach Weimar und heiratete eine Weimaranerin; die Ehe wurde indessen nicht glücklich und daher bald getrennt. Die älteste aus ihr hervorgegangene Tochter, Caroline, ward wegen ihrer seltenen Begabung, die sich schon früh zeigte, zum Behufe künstlerischer Ausbildung nach Mannheim gesendet, wo sie treffliche Lehrer erhielt und die besten Vorbilder sah. Wie kärglich sie sich dort oft behelfen mußte, hat sie in ihren Memoiren — die aber nie veröffentlicht worden sind — treu geschildert. Unter guter Leitung entfaltete sich bald ihr außergewöhnliches Talent; sie machte das größte Aufsehen in Mannheim. Ein italienischer Graf warb um ihre Hand; da aber die Eltern desselben ihre Einwilligung zu der Verbindung versagten, trat Caroline zurück. Um sich diesen Mannheimer Verhältnissen zu entziehen, ging sie wieder nach Weimar, wo sie als Sängerin und Schauspielerin die glänzendsten Triumphe feierte; ihr Vater wurde dort Herzoglicher Bibliothekar und Rat, ihr Bruder Hofmaler.

Der Besuch, den sie uns auf die zuvor beschriebene Weise in Jena abstattete, bahnte eine nähere Bekanntschaft zwischen uns an, welche auf mich von glücklicher, weil zerstreuer Wirkung war. Aber noch ein anderes Intermezzo von größter Wichtigkeit sollte meinen Seelenschmerz auf Augenblicke in den Hintergrund drängen: das war die Zusammenkunft der beiden Kaiser, des russischen und des französischen, zu Erfurt, im Jahre 1808 (27. September bis 14. Oktober).

Bei einem Bekannten meines Vaters, namens Philipp Seidel, der durch Goethe, dessen vertrauter Diener und Sekretär er in des Dichters schönsten Jahren gewesen, die Stelle eines Rentamtmanns in Weimar erhalten hatte, erlebte ich daselbst den Besuch der beiden Monarchen gelegentlich der historisch denkwürdigen Erfurter Zusammenkunft. Ich sah Alexander und Napoleon in einem kleinen, offenen Jagdwagen durch die Straßen Weimars fahren; Napoleon rechts, Alexander links sitzend. Napoleon hatte die Akteure der französischen Tragödie mitgebracht; aus Galanterie für die Herzogin Louise ließ er in Weimar den „Tod Cäsars“ von Racine aufführen (6. Oktober 1808). Die Billets wurden nicht verkauft, sondern vom Hofe verteilt; mit andern Staatsdienern erhielt der Rentamtmann Seidel, bei dem ich wohnte, ein Billet zur Galerie; er hatte zu meiner höchsten Freude die Güte, daselbe mir abzutreten.

Eine Musik fand nicht statt. Wenn einer der Potentaten hereintrat, wurde nach Maßgabe seines Ranges die Trommel gerührt. Die Bühne war mit Teppichen belegt; das Stück wurde ohne Zwischenakte durchgespielt, der Vorhang fiel gar nicht nieder. Auf dem erhöhten Podium des Orchesters saßen in rotsamtnen Lehnstühlen die beiden Kaiser; rechts und links die Könige von Württemberg, Bayern, Westfalen, Sachsen und andere Monarchen. Karl August saß nicht, sondern ging ab und zu, um als guter Wirt die Anordnung des Ganzen selbst zu überwachen. Das Parkett und Parterre war den übrigen Fürsten, Grafen, Marschällen, Gesandten, Generälen eingeräumt worden; Stern an Stern funkelte hier, Ordensbänder leuchteten auf den gestickten Uniformen, alles war glänzend und prächtig. In den fürstlichen Logen machte die Herzogin Louise der Königin von Westfalen, der Großherzogin Stephanie von Baden sowie den übrigen Regentinnen die Honneurs. Der Balkon war mit den vornehmsten Damen besetzt, welche im höchsten Puzze prangten. Diamanten blitzten, Federn schwankten — das Ganze gab das denkbar festlichste Bild, welchem nur die liebliche Gestalt der jungen Großfürstin Maria Paulowna fehlte, die zu dieser Zeit in St. Petersburg verweilte.

Salma in der Rolle des Cäsar entwickelte sein großartiges Talent; das Feuer seiner Deklamation, die Plastik seiner Stellungen versöhnte mit den steifen Alexandrinern Racines. Aber trotz der

meisterhaften Darstellung schloß Napoleon öfters ein; desto aufmerksamer war der König von Sachsen neben ihm. Auch die übrigen Fürstlichkeiten gaben wohl acht, nicht gegen die Etikette zu verstoßen; nur Napoleon machte eine Ausnahme.

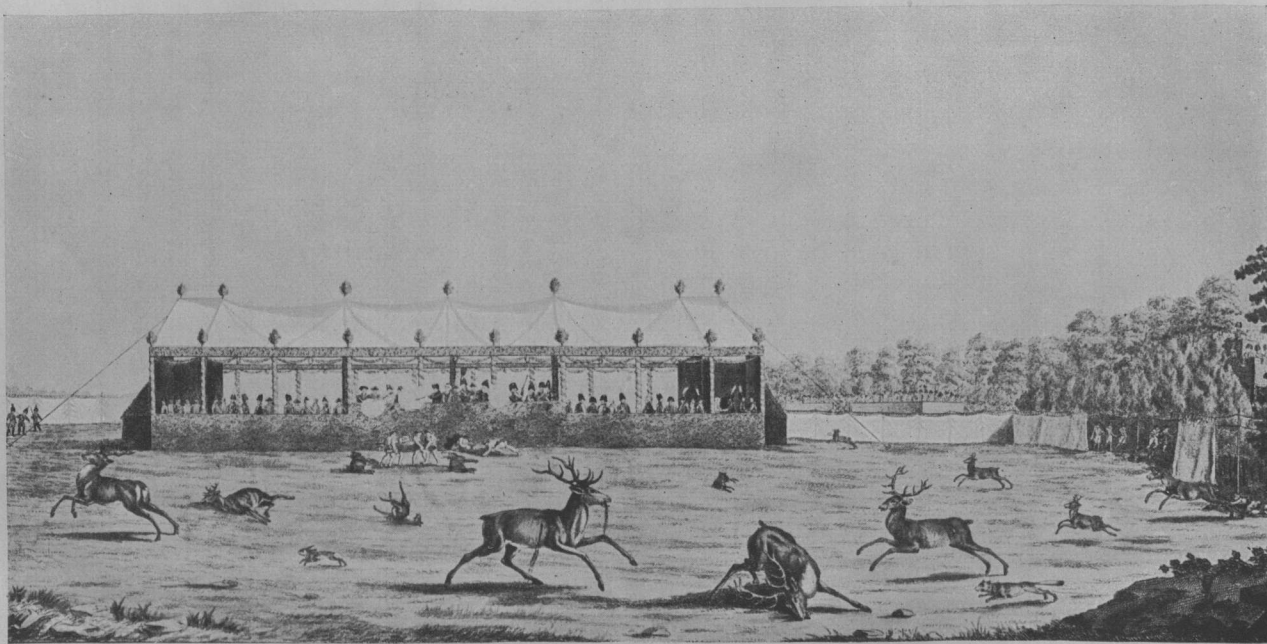
Nach dem Theater war großer Hofball im Schlosse. Ich fand auch da ein Plätzchen auf der Galerie, von wo aus ich eine Unterhaltung Napoleons mit Goethe und eine längere mit Wieland beobachtete; Napoleon lehnte an einer Säule, neben ihm stand wieder der König von Sachsen.

Tags zuvor hatte große Jagd auf dem Ettersberge stattgefunden, wobei ich ebenfalls zugeesehen hatte. Auf dem Plateau des Berges war nämlich eine Halle errichtet, die man mit Lannenzweigen ausgeschmückt hatte, deren düsteres Grün durch Festons von Vogelbeeren ein freundlicheres Aussehen gewann. An drei Seiten dieser Halle befanden sich stufenweis erhöhte, mit zahllosen Zuschauern besetzte Gerüste. An der Brustwehr der Halle standen die Monarchen, hinter ihnen die Jäger, welche die Flinten luden. Das Wild wurde hier in Schußweite vorbeigetrieben; den Anfang machte ein wunderschönes Reh. Als das arme Tier blutend niederstürzte, wurde mir so weh ums Herz, daß ich laut zu weinen begann und eiligst nach der Stadt zurücklief.

Der Jagd folgte ein nach Napoleons eigener Anordnung eingerichtetes großes Festmahl im Weimarischen Schlosse; die Tafel bildete ein Halbrund, in dessen Mitte die Herzogin Louise und Napoleon saßen. Auf des letzteren ausdrücklichen Befehl mußte die Prinzessin Caroline, nachmalige Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin und Mutter der späteren Herzogin Helene von Orleans, der Herzogin Louise zur Seite sitzen, „weil Mutter und Tochter zusammengehörten“. Nach der Tafel fand ein kurzes Konzert statt, in welchem die Jagemann mit dem Bassisten Strohmeier, später Goethes Nachfolger in der Direktion der Weimarischen Bühne, Szenen aus Paers „Camilla“ vortrug.

Der 7. Oktober 1808 sah dann jene berühmte Veranstaltung Napoleons: die Hasenjagd der hohen Potentaten auf dem Schlachtfelde von Jena, dem Landgrafenberge, welcher seit dem Tage, wo Napoleon 1806 daselbst bivouakiert hatte, schönerrweise „Napoleonsberg“





4. Hirschjagd auf dem Ettersberg

genannt wurde. Die rohe Ironie dieser Hasenjagd fühlte der edle Karl August aufs tiefste; er schützte Unwohlsein vor, um ihr nicht beizuwohnen zu müssen.

Doch alle diese Zerstreuungen konnten die düstern Tage, welche ich fern von dem Geliebten durchlebte, nicht dauernd aufheitern — um so weniger, als die Nachrichten, die ich von ihm erhielt, immer betrübender lauteten, bis sie endlich ganz ausblieben. Trotz angestrengter Nachforschungen konnte ich von meinem Bräutigam nichts mehr erfahren; er war verschollen.

In dieser schweren Zeit wußte der Rentamtmann Seidel, jener bereits erwähnte Freund meines Vaters, mir gar herzlich Trost zu spenden. Praktisch und doch mit Sinn für das Höhere begabt, wirkte er bei den häufigen Besuchen, die wir freundschaftlich miteinander wechselten, sehr wohlthätig auf mich ein, namentlich durch seine große Ruhe und gleichmäßig-heitere Lebensanschauung, welche sein ehemaliger Gebieter Goethe gewissermaßen auf ihn übertragen zu haben schien. Ich lernte durch Seidel Flarmans Umrisse zur Ilias und Odyssee kennen; wir beschäftigten uns damit, uns dieselben in Farben zu denken, zuweilen auch zu kolorieren. Goethes Wort:

„Willst Du immer weiter schweifen?  
Sieh, das Gute liegt so nah!  
Lerne nur das Glück ergreifen,  
Denn das Glück ist immer da!“

suchte dieser wahre Freund in mir lebendig wirksam zu machen, um meine Unruhe, mein unbestimmtes Sehnen zu mäßigen. „Liebes Kind,“ sagte er oft zu mir, „träume dir nicht zu viel; sieh alles mit Ruhe an, ohne überstürzende Leidenschaft! Die Ehe ist auch eine Kunst!“ Diese Anschauungsweise schien mir damals an das Nephelisch-epheleische streifend; jetzt in meinem hohen Alter sehe ich nur zu gut ein, wieviel Richtiges ihr zum Grunde liegt!

Neben den angeführten Beschäftigungen suchte ich besonders mittels Musik die Zeit zu kürzen, wozu ich durch den Koburger Freund Schröder immerwährende Anregung hatte. Er versorgte mich mit den neuesten und besten Musikalien, zum Beispiel mit der Sinfonia eroica von Beethoven, dessen Gestirn damals zu leuchten begann. Mit großem Entzücken ward dies herrliche Werk vierhändig gespielt; die

begeisterten Töne führten mich über manche gedrückte Gemüthsstimmung sanfter hinweg.

Im Sommer 1809 kam auch Goethe wieder nach Jena; ich erinnere mich eines Nachmittags, welchen ich in Gesellschaft einiger Familien des Ortes, denen sich auch Silvia von Ziegeisar angeschlossen hatte, in seiner Gegenwart verlebte. Es war im botanischen Garten; Silvia brachte das Gespräch unter anderm auf Mäuse-Geschichten und bewog den Dichter, mir sehr scherzhaft zu erzählen, wie er einmal nachts ein solches Tier an seinem Herzen gefunden habe. Beim Abschied überreichte er jeder von uns mit verbindlichen Worten einen Strauß; ich bekam Neseba und eine Valeriana, die er „Herzengstrost“ oder „Herzengstärkung“ nannte. Als Silvia meinte: die brauche ich nicht, entgegnete er: daß man Stärkung immer brauche.

Unter solchen Verhältnissen verstrich ein Jahr, während dessen ich mein Talent zum Zeichnen unausgesetzt zu vervollkommen gestrebt hatte. Da erschien plötzlich ein Fremder, um ein Porträt bei mir zu bestellen. Zufällig nannte er den Namen eines Freundes meines Bräutigams — ich frage nach letzterem und höre, daß er nach Spanien abkommandiert und dort in einem Lazarett am Fieber gestorben sei.

Ich verlor das Bewußtsein bei dieser Nachricht. Als ich wieder zu mir kam, war der Fremde verschwunden, und nie sah ich ihn wieder. Wir forschten ob das Gehörte Wahrheit sei — und an meinem Geburtstage, 1810, erhielt ich die Bestätigung der schrecklichen Kunde. Das Leben des Lebens war nun für mich abgeschlossen; mein Dasein in dieser Zeit war nur noch ein dumpfes Hinbrüten.

Um mich diesem Zustande zu entreißen, nahm eine Freundin, welche eben damals Dresden besuchen wollte, nach eingeholter Erlaubnis meiner Eltern mich mit sich. In der schönen Stadt, mitten unter so viel herrlichen Kunstschätzen, gewann mein Geist allmählich Fassung, Sammlung wieder. Ich sah die Gemälbegalerie — eine neue Welt tat sich mir auf. Ein unbeschreibliches Gefühl durchzitterte mich; wie schwarze Schleier fiel es von meinem Innern ab. Die hohe, heilige Kunst legte sich erbarmend an mein Herz.

Von diesem Augenblicke an war es mir klar, daß ich nur in ihr ferner noch eine Lebensaufgabe finden könne; ich begeisterte mich für

den Gedanken, in Dresden zu bleiben und meine Begabung für die Malerei emsig zu pflegen. Ich trug diesen Wunsch dem auf der Galerie arbeitenden Professor Vogel vor; er prüfte mich und willigte dann ein, mir kostenfrei seine Unterweisung, die mir bis in die spätesten Jahre fruchtbar geblieben ist, angeheißen zu lassen. Eine Wohnung war bald gefunden; ich zog in die Ostra-Allee zu einer Doktorswitwe mit drei alten Töchtern, in ein kleines, nicht eben freundliches Stübchen mit der Aussicht auf das Hausgärtchen. Indessen das galt mir gleichviel; ohnehin arbeitete ich ja fast den ganzen Tag in der Galerie.

Diese war damals noch im alten Lokal, dem Stallgebäude am Jüdenhof. Zwei ineinander gebaute, große, viereckige Räume, sehr hoch und sehr gut gehalten, mit roten Damasttapeten und parkettierten Fußböden, enthielten die weltberühmten Meisterwerke der Malerkunst. In der äußeren Galerie hingen Niederländer, Deutsche und Franzosen; die innere war den Italienern und Spaniern eingeräumt. Der Besuch war nur gegen Eintrittsgeld und nur einer gewissen Anzahl von Personen gestattet; nicht wie jetzt war die Galerie der Rendezvousplatz geselliger Zusammenkünfte. Ist es doch an Markt- und Mess-tagen gegenwärtig sogar nicht selten, daß Bauern, Soldaten und müßige Gaffer sich neugierig in den der Kunst geweihten Hallen umhertreiben! Damals herrschte stets eine heilige Stille in jenen hohen Räumen; die wenigen Kopierenden saßen geräuschlos arbeitend in den Fensterbänken, wo man sie kaum bemerkte, während jetzt die Meisterwerke häufig mit Staffeleien und Gerüsten dergestalt verbarrikadiert sind, daß man oft ihren Anblick nicht genießen kann.

Der Lehrer, welcher auf diesem Terrain meine ersten schüchternen Schritte leitete, Professor Vogel, war ein Original. Ich sehe den kleinen zarten Mann noch vor mir, höre noch seine drollige sächsische Mundart. Zuerst mußte ich ein blondes Mädchenköpfchen aus einem größeren Bilde von van der Helst kopieren, und Vogel gab mir während dieser Arbeit den ersten Begriff von Ausführung und Gefühl in der Kunst mit folgenden Worten: „De Sache muß da sein, un muß doch nich da sein! De Phantasie muß ihr Spielwerk haben, un wenn Sie vierzehn Tage an eenem Dhrläppchen malen — schadet nicht, wenn nur alle Gefiehle darin ausgedrückt sin! Sehen Sie, der

Kinderkopf ist vollgestopft mit kleinen Gefiehlen — die Madonna von Raffael kribbelt und wimmelt von Zeichnung!“

So zerstreut war der Mann, daß er einmal nicht gewahr wurde, wie ein während seiner Arbeit plötzlich hereinbrechendes Gewitter den Platz nahe am Fenster, wo er kopierte, völlig überschwemmte, so daß der immerfort Malende endlich bis an die Knöchel im Wasser stand; ja, seine Hausfrau pflegte zu erzählen, sie müsse beim Wäschewechsel Sorge tragen, daß ihr Mann nicht zwei oder drei Hemden übereinander anzöge. Alle Eigenheiten Bogels aber ließ man unbeachtet über der großen Herzensgüte, die sich in seinem ganzen Wesen wieder-spiegelte.

Nach und nach fand ich — namentlich durch Empfehlungsbriefe, welche mir Professor Passow aus Weimar gütig nachgesendet hatte — Eintritt in hervorragende Dresdener Künstlerfamilien. Ich nenne zuerst diejenige des wackern, wenn auch hie und da etwas renom-mierenden Münzmeisters Kummer, in deren gastfrei geöffneter Wohnung fast allabendlich etliche bedeutende Menschen zusammentrafen, obwohl man in kleinem Dachstübchen enge beisammen sitzen und außerdem noch die schwere Prüfung, welche der Schwester des Hausherrn durch allmähliches Erblinden auferlegt war, geduldig mit ansehen mußte. Dort lernte ich den interessanten Landschaftler Kaspar David Friedrich aus Greifswald und den Genremaler Kersting kennen. Jener wird stets bedeutend bleiben, da er die strenge Richtung einführte, nach der Natur gewissenhafte Studien zu machen. Auch die hohe Meisterschaft, mit welcher er in Sepia malte, ist noch nicht wieder erreicht worden. Er liebte es, seinen Kunstschöpfungen einen höheren Gedanken unterzulegen; erst das Verständnis dieser Tendenz machte seine Bilder dem Beschauer wert. Bei einem Besuche seines Ateliers sah ich zum Beispiel die Skizze eines für die Leßener Kirche bestimmten Altarblattes, auf welchem ein hohes Kreuz über Dornen, Steinen und Gestrüpp sonnig emporstrahlen sollte. Ferner malte er unter anderm vier allegorische Landschaften, welche die „Lebensalter“ darstellten und die Kindheit, die Jünglingsjahre, das Mannes- und Greisenalter des Menschen an der stets wachsenden Mächtigkeit eines Stromes veranschaulichten, der, klein beginnend, immer breiter wird, bis er sich ins Meer verliert, an dessen Gestade ein Kirchhof liegt.



5. C. D. Friedrich, Kreuz im Gebirge

In der Erscheinung glich Friedrich mit seinem hochblonden Haar und Bart, blauen Augen und kräftigem, ausdrucksvollem Gesicht ganz einem alten Germanen; sein schönes, reines, frommes, kindliches Gemüt, die fast weibliche Zartheit seiner unaffektiert sentimentalischen Seele stand freilich in wunderlichem Widerspruch mit seinem derben Stocke und seinem Backenbarte, aber wer ihm nur einmal in sein reines Auge blickte, mußte auch durch die oft bittere Schale in seinem Tun und Bilden den süßen Kern schmecken. Er war und blieb für mich eine der erfreulichsten, angenehmsten Persönlichkeiten in ganz Dresden.

Kersting, ein geborener Pommer, machte sich durch die zierliche Art seiner Gemälde ehrenvollst bekannt; allgemein gefiel die von ihm oft wiederholte Ausführung des glücklichen Gedankens, die Personen, welche er zu porträtieren hatte, in ganzer Figur auf mäßig großen Holztäfelchen zugleich mit dem Innern ihrer Behausung abzubilden. In der That ist es interessant, geliebte oder hervorragende Menschen in der ihrem Berufe angemessenen, folglich auch für ihre ganze Wesenheit charakteristischen Umgebung zu sehen. In dieser Rücksicht erntete Kerstings Darstellung der beiden Ateliers Gerhard von Kügelgens und Friedrichs ungetheilten Beifall, da sie die große Verschiedenheit dieser Künstlernaturen deutlich zeigte. Friedrichs Atelier ist leer und einfach, aber sauber und ordentlich; der Maler, in grauer Jacke, sitzt nachdenkend an der Staffelei. Gerhard von Kügelgens Werkstatt dagegen ist ein buntes Durcheinander, chaotisch verworren, überfüllt mit Staffeleien, Gewändern, Waffen, angefangenen Bildern u. dgl.; der Künstler, im gelben Mantelmorgenrocke, blickt selbstzufrieden lächelnd von der Staffelei dem Beschauer entgegen.

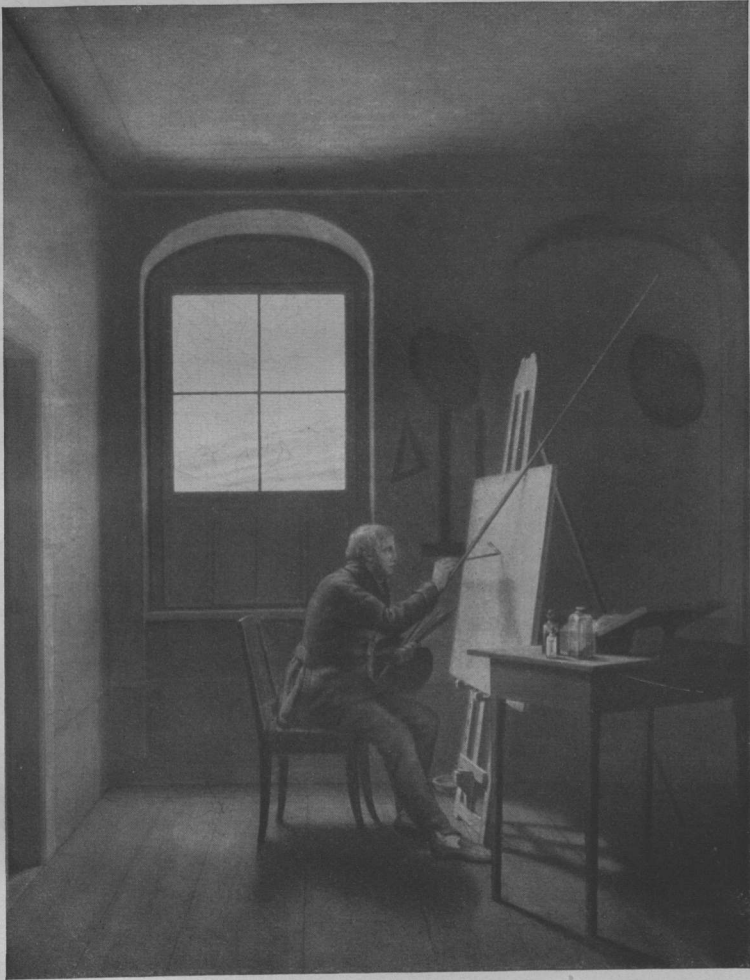
Zwei andere Bilder, welche Kersting um diese Zeit malte, kamen später durch Goethe nach Weimar. Das eine, „der elegante Leser“ genannt, stellt einen jungen Mann dar, welcher bei der Studierlampe eifrig liest; das andere ein in prunkloser Wohnung am Stuckrahmen arbeitendes junges Mädchen, dessen Gesicht man im gegenüberhängenden Spiegel erblickt. Es ist mein eigenes Porträt. Ich werde auf diese beiden Gemälde zurückkommen.

Kersting war ein überaus drolliger, guter Mensch. Morgens besorgte er seine Wirtschaft, das heißt: er kehrte seine Stube und Kammer aus, spaltete bei kalten Tagen Holz zum Einheizen, holte Lohballen

vom Torfboden usw. Dann kam seine alte Aufwärterin, hinsichtlich deren Kersting kein größeres Vergnügen kannte, als: sie vor seine Entwürfe oder vollendeten Bilder zu führen, wo sie dann immer anzeigen mußte, was dieselben vorstellten, und natürlich den größten Unsinn zu Tage förderte. Lustig lachend erzählte uns Kersting dann: die Alte habe zwei ägyptische Löwen für Eichhörnchen, einen dürrn Baum für Hirschgeweihe, ein verfallenes Burgtor für einen doppelten Adler gehalten usw.

So floß in Scherz und Ernst meine Lehrzeit dahin. Eines Tages, als ich in der Bildergalerie einer dort arbeitenden Dame zuschaute, überraschte es mich angenehm, zu hören, daß ich Fräulein Doris Stock vor mir habe, die damals berühmteste Pastellmalerin Dresdens und Schwägerin des Oberappellationsrats Körner, des Vaters des Dichters, bekannt als Freund Friedrich Schillers. Die Künstlerin führte mich bald in das Körnersche Haus ein, welches behaglich und interessant war. Die schlanke Tochter, mit schönen braunen Rehaugen, sittig und anmutig, zog mich vor allen an. Die biedere Herzlichkeit des Vaters tat wohl; die Hausfrau, fein und angenehm, rundete das schöne Ganze harmonisch ab. Hier verlebte ich zuweilen herrliche Abende, besonders wenn der Hausvater irgendein neu erschienenenes Werk seines Sohnes, wie z. B. den Triny, vorlas; eine Kunst, in der er erzellirte. Bald sollte ich auch das Glück haben, diesen edlen Sohn kennen zu lernen, der mit seinem ritterlichen Anstande, dem in sich gekehrten Wesen und den dunkel glühenden Augen eine höchst anziehende Erscheinung war. Die schwärmerische Liebe der Geschwister zu einander war ungemein rührend; die Schwester hat denn auch das jähe Hinscheiden des Bruders nicht lange überlebt, sie folgte ihm bald im Tode nach. Wer hätte damals denken können, daß ich nicht viele Jahre später, als ich nach dem Seebade Wangerooß reiste, an dem Grabe des zu früh verbliebenen Heldenjünglings stehen würde! Ich machte diese Reise bald nach dem zweiten Frieden mit Frankreich, und es war für mich ein erschütternder Augenblick, als der Postillion plötzlich vor einem umgitterten, von hohen Bäumen und Sträuchern beschatteten Platz hielt. Ohne es zu ahnen, befanden wir uns vor Theodor Körners Ruhestätte. Den Himmel deckten düstere Wolken, der Sturm sauste in den Zweigen der das Grab umgebenden Bäume und schien eines jener Heldenlieder zu singen,





6. Kersting, E. D. Friedrich im Atelier

wie sie der feurige Jüngling so oft zur Begeisterung der deutschen Jugend angestimmt! —

Doch ich wende mich wieder nach Dresden, wo mir bald ein Glück zuteil werden sollte, welches auf mein ganzes künftiges Leben den bedeutendsten Einfluß hatte, nämlich die nähere Bekanntschaft mit Goethe.

In den ersten Tagen des August 1810 hatte ich Frau von Dankelmann, die in Dresden verheiratete jüngere Schwester der Frau von Hengendorf, auf ihre Bitte für einige Tage nach Löplitz begleitet, wo sie das Bad gebrauchen wollte. Ich sollte verehrte Jenaer Bekannte dort wieder treffen: Goethe verweilte damals in Löplitz, und mit ihm der freundliche Riemer. Aus Berlin war der berühmte Lonsdichter Zelter eingetroffen; eine originelle, derbe Persönlichkeit, deren Bekanntschaft mir viel Freude machte. Riemer, der gegen mich sehr liebenswürdig war, scherzte: „*sein Duschbad, der Wein, sei immer noch das beste*“; mittlerweile bekam ihm der Brunnen ebensogut wie seinem Meister, der ganz besonders wohl aussah und stets sehr vergnügt und befriedigt schien. Goethe wohnte im nämlichen Hause mit dem König von Holland, von welchem er „*sehr enchantirt*“ war; so sagte er bei Gelegenheit eines Besuches, den er uns in bester Laune, heiter und gesprächig, wohl eine Stunde lang machte; außerdem redete er mich noch einmal im Theater an, wo er auch sehr freundlich war. Er schied von mir mit der Bemerkung, er werde wahrscheinlich den Heimweg über Dresden nehmen und dort kurze Zeit bleiben; dann würden wir uns wiedersehen.

In dieser Hauptstadt hatte sich damals ein ziemlich zahlreicher Kreis meiner näheren Freunde aus Jena zusammengefunden; sie wollten sich in Elbflorenz an Kunst und Natur einige Wochen erfreuen. Buchhändler Frommann mit Familie und Madame Schopenhauer nenne ich vor allen; Frau Henriette Herz und Schleiermacher, die von Berlin kamen, schlossen sich diesen an. Nicht selten vereinigte man sich in der Frommannschen Wohnung, wo die geistreichen Abende von Jena fortgesetzt wurden.

Frommanns Schwägerin Betty Wesselhöft arbeitete an landschaftlichen Studien neben mir in der Galerie. Eines Morgens brachte der Buchhändler dieser die erfreuliche Nachricht, daß Goethe

mit Niemer nun wirklich komme und in Dresden einige Tage verweilen wolle.

Diese Nachricht traf die versammelten Freunde wie ein Blitzstrahl. Jeder wollte ihn sehen, ihn sprechen, von ihm hören, seiner Gegenwart sich erfreuen. „Er wird kommen!“ sagte im stolzen Selbstgeföhle seiner Freundschaft mit dem berühmten Dichter der Buchhändler Frommann zu seiner Schwägerin, „ich werde ihn einladen, und gewiß wird er, wie früher in Jena, die Abende bei mir zubringen, und meine Freunde werden das Glück haben, ihn in meinem Hause zu begrüßen, ihn kennen zu lernen!“

Eines Morgens, während ich auf der Galerie arbeitete, erscholl die Kunde: „Er ist da! Er ist auf der Galerie!“

„Ich habe ihn gesehen,“ rief Frommann, „ich habe ihn gesprochen, er ist in bester Laune!“ Die Schwägerin meinte: „Ich weiß nicht, ob es nötig ist, ihm entgegenzugehen; ich denke, wir warten ihn hier ab.“

Diese Meinung drang durch. Aber als die imponierende Gestalt des Dichterkönigs, der trotz seiner einundsechzig Jahre in voller männlicher Schönheit strahlte, am äußersten Ende der Galerie sichtbar wurde, da flog sie ihm doch schnell entgegen.

Ich blieb allein, überrascht, verduzt zurück. In kindischer Verlegenheit darüber, daß mir der Moment entschlüpft war, ihn auch sogleich zu begrüßen, flüchtete ich mich in eine Fenstervertiefung. Hier hörte ich, wie Goethe näher kam und an meiner Staffelei stehen blieb.

„Das ist ja eine allerliebste Arbeit, diese heilige Cäcilia nach Carlo Dolce!“ hörte ich ihn sagen; „wer hat sie gemacht?“

Man nannte ihm meinen Namen; als er ihn erfahren hatte, schaute er um die Ecke und sah mich in meinem Versteck stehen. Ich fühlte das Blut in meine Wangen steigen, als er mir liebevoll die Hand bot. In väterlich-wohlwollendem Tone drückte er seine Freude aus, mir hier zu begegnen, und ein Talent, von welchem er früher nie etwas gewußt, an mir zu finden. „Wo wohnen Sie, mein Kind?“ fragte er weiter.

„In der Stra-Allee, neben dem Botanischen Garten,“ erwiderte ich.

„Da werde ich Sie besuchen; wir wollen zusammen den Botanischen Garten besuchen und diese herrlichen Augustabende recht genießen.“

Auch kann ich Ihnen noch manches zeigen; es gibt Privatsammlungen hier, die Sie gewiß noch nicht kennen. Nur wünschte ich nicht, daß davon gesprochen wird," fügte er hinzu. Wie beglückt war ich durch diese unerwartete Güte!

Als meine Nachbarin bemerkte, daß Goethe später oft in der Galerie auf und nieder wandelte und mit mir über Gemälde sprach, bat sie mich, ihn gelegentlich über die Bedeutung einer Schnecke zu fragen, welche im Vordergrunde einer uns gegenüberhängenden „Verkündigung“ von Mantegna angebracht war. Ich benutzte einen günstigen Augenblick dazu, als der Dichter am nächsten Morgen, wie gewöhnlich, die Galerie besuchte.

„Diese Schnecke ist ein Zierat, meine Freundin, welchen die Laune des Malers hier angebracht hat! (Ich hole Sie heute mit dem Wagen ab, wir fahren zusammen spazieren),“ flüsterte er mir dazwischen in aller Schnelligkeit zu; dann fuhr er in seinem vorigen Tone fort: „Die Maler haben oft solche Phantasien und Einfälle, denen nicht immer eine tiefere Beziehung zum Grunde liegt.“ Er beendete nun seine Belehrung, als sei jene Einschaltung gar nicht gemacht worden.

Gegen Abend kam wirklich der Wagen. Goethe und Seebach saßen darin; wir fuhren an dem herrlichen Augustabend durch Dresdens reizende Umgegend. So geschah es mehrmals; ich erlebte köstlichste Stunden. „Wo mag er nur die Abende zubringen?“ hörte ich oft die Freunde fragen, „Niemand weiß auch nichts davon!“ Ich hütete mich natürlich, zu plaudern und meinem Versprechen untreu zu werden; als armes, keineswegs immer willkommen geheißenes Anhängsel so mancher gesellschaftlichen Vergnügung fand ich im Gegenteil eine Art von stolzem Behagen daran, von dem allberehrten Manne im stillen so begünstigt zu sein.

Goethes Abschied von Dresden wurde mir erleichtert durch seine Einladung, ihn im Winter in seinem Hause zu besuchen. Er wollte mir erlauben, ihn zu malen, um mich dadurch als Porträtmalerin bekannt zu machen. Auch wünschte er, daß ich ihm meine Arbeiten zuschicke, damit er sie den Weimarischen Fürstlichkeiten zeige. Verwaist fühlte ich mich doch, als Goethe uns verlassen; nur in dem Umgange mit Henriette Herz, deren äußerliche Anmut und gewinnende Art vollkommen mit ihrem schönen Inneren übereinstimmte, fand

ich einigen Ersatz. Mehr und mehr zog mich ihr Wesen an; nicht lange, so hatte ich mich ihrer besonderen Protektion zu erfreuen. Schleiermacher hingegen, der mit mir gekommen war, blieb mir fern. Seine allzustrenge Wahrheitsliebe stieß mich in einem Falle ganz besonders ab. Als eines Tages Kiemer bedauerte, Schleiermachers Besuch verfehlt zu haben, erwiderte der letztere scharf, sich umdrehend: „Ich wollte Goethe besuchen!“ (mit welchem Kiemer zusammen wohnte). Alle Anwesenden bemerkten, wie der gutmütige Kiemer still beleidigt diese Antwort empfand. Auch eine Predigt von Schleiermacher, die ich damals hörte, konnte mich nicht wärmer für den berühmten Theologen stimmen.

In diesem Jahre wurde mir noch das Glück zuteil, eine Freundin zu gewinnen, deren herzliche Anhänglichkeit mich durch mein ganzes Leben treu begleitet hat. Daselbe Haus mit mir bewohnte nämlich die Generalin von Knobelsdorf, von der ich eines Nachmittags zur Teilnahme an einer Wasserpartie aufgefordert wurde. Nur sehr ungern (denn ich trennte mich schwer von meinen geliebten Arbeiten) folgte ich der freundlichen Einladung, und — wurde später mit Beschämung gewahr, wie selten der Mensch die wunderbaren Fäden höherer Führung zu erkennen vermag. Denn an jenem Nachmittage begegnete ich zum ersten Male der Nichte der Frau von Knobelsdorf, der geistvollen Henriette von der Gröben; eben der, mit welcher mich noch heute die innigste Freundschaft verknüpft. In schaukelndem Rahn, getragen von den klaren Wellen, tauschten wir Gefühle und Gedanken aus; hier schlang sich ein Band der Liebe, welches Jahrzehnten Trost bot und noch jetzt mein Trost und meine Freude ist. Henriette stand damals im Begriff, ein ihr nicht würdiges bräutliches Verhältnis zu lösen; später reichte sie ihre Hand dem berühmten Philosophen Professor Solger.

Als Ende September die Dresdener Galerie geschlossen wurde, kehrte ich wieder nach Hause zurück, ward aber später durch Goethe auf einige Wochen nach Weimar eingeladen. Nächst der muntern, frischen Hausfrau traf ich bei ihm ein reizendes Mädchen, Fräulein Karoline Ulrich, eine Waise, die im Goetheschen Hause eine Zuflucht gefunden hatte und später Kiemers Frau wurde. Sie verstand es, sich in die „Frau Geheimde-Rätin von Goethe“ zu schicken, war deren



7. Louise Seidler, Goethe

treue Begleiterin auf Bällen und Vergnügungspartien und trug durch ihre liebliche Erscheinung wesentlich dazu bei, den Reiz der Goethe'schen Häuslichkeit zu erhöhen.

Es ging bei dem Dichterkürsten meist ganz patriarchalisch zu, besonders wenn Goethe mit seiner Frau und Fräulein Ulrich an stillen Abenden eine Partie „Whist mit dem Strohmann“ spielte, wobei ein Gläschen Punsch nicht fehlen durfte. Des Spiels unkundig, saß ich daneben, langweilte mich oft und erlaubte mir dann neckend mutwillige Störungen, welche Goethe voll Scherz, aber nie zürnend abwehrte. Beim Mittagessen war Goethe mit Riemer, Meyer (dem sog. „Kunstmeyer“) und anderen Gästen, deren Zahl jedoch niemals acht überstieg, immer sehr heiter.

Man speiste in einem kleinen Zimmer, dessen Wände mit Handzeichnungen berühmter alter Meister geschmückt waren; das Mahl war stets von gediegener Einfachheit, das Getränk trefflicher Burgunder. Beim Dessert entfernten sich die Damen des Hauses, „die lustigen Weiber von Weimar“, wie Goethe sie scherzend nannte, um spazieren zu fahren. Auch August, sein schöner, nun erwachsener Sohn, wiewohl bei Tisch am Gespräch teilnehmend, zog sich still zurück und ging anderen Geschäften nach. Die Herren (denn nur selten wurden Damen zu Mittag geladen) blieben dann sitzen. Auch ich hatte ein für allemal die Erlaubnis zum Dableiben. Sobald wir allein waren, nahm Goethe jederzeit irgendeinen bestimmten Gegenstand vor, an welchen er seine scharfsinnigen Bemerkungen reihte; z. B. einen bronzenen Moses von Michelangelo in kleinen Dimensionen; die Werke des Canova; Abbildungen der im Besitze des Herrn von Quandt befindlichen Kunstwerke; die Zeichnungen zum „Faust“ von Cornelius und anderes. Unter diesen interessanten, belehrenden Gesprächen kam unmerklich der Abend herbei, der neue Genüsse brachte, da man gewöhnlich in das Theater fuhr. Riemer und Meyer pflegten Goethe zu begleiten; bisweilen schlossen sich auch die Damen an. Der Dichter hatte damals eine geschlossene Parterreloge unterhalb der herrschaftlichen. In den Zwischenakten wurde kalte Küche präsentiert; auch der Burgunder fehlte nicht. Goethes Kritik der Aufführungen war bis auf die geringsten Kleinigkeiten eingehend. War er mit einer Darstellung zufrieden, so ertönte sein Beifall durch dreimaliges lautes

Händeklatschen, deutlich vernehmbar für Zuschauer und Schauspieler. Ich erinnere mich eines solchen enthusiastischen Beifalls für Ungelmann, als dieser den „Diener zweier Herren“ spielte.

Zwei Jahre später dankte ich der Günst Goethes eine abermalige Einladung nach Weimar, um Iffland, der im Dezember 1812 zu einer Reihe von Gastrollen eingetroffen war, in seinem Meisterspiele zu bewundern. Überhaupt gedachte der gütige Dichter, sobald sich in der Kunstwelt irgendetwas Wichtiges ereignete, jedesmal meiner sowie seiner Landsmännin Susette Voigt, meiner geistreichen Freundin, mit deren Gatten er in häufigem Verkehr stand. Nicht leicht ließ Goethe eine besondere Gelegenheit vorübergehen, ohne uns durch eine Anzeige oder Einladung seine Aufmerksamkeit zart sinnig zu beweisen.

Ifflands Spiel war mir ganz neu, bereitete mir daher um so mehr Freude und Genuß. Man hatte ihm die Wahl der Stücke überlassen; leider war dieselbe auf sehr unbedeutende Stücke gefallen, die nur durch seine Kunst Interesse bekamen; „Clementine“, „Die Selbstbeherrschung“, „Künstlers Erdenwallen“, „Don Ranudo di Colibrados“, Sheridan's „Lästerschule“ und der ebenfalls nach dem Englischen bearbeitete „Jude“ waren die Stücke, die ich sah, und von denen mir der „Jude“ bei weitem am besten gefiel. Unvergesslich aber wird mir ein Mittag bleiben, an welchem ich die Ehre genoß, mit Iffland bei Goethe zur Tafel geladen zu sein. Der berühmte Schauspieler, im Leben nicht minder originell als auf der Bühne, war in der besten Laune und erzählte tausenderlei Anmutiges und Komisches aus seinem Leben, was der verehrte hohe Wirt aufs freundlichste und liebenswürdigste erwiderte.

Noch muß ich des Verhältnisses gedenken, in welchem Goethe zu seiner Frau stand. Auch hier bewährte sich des großen Dichters Neigung für das Natürliche, wenn dasselbe nur tüchtig war. Wie wenig passend das Benehmen der „Frau Geheimde-Rätin“ auch außerhalb des Hauses bisweilen sein mochte, welche derben Ausdrücke sie auch gegen die Diensthofen oft gebrauchte: im Grunde ihres Herzens war sie doch gutmütig, dem Dichter gegenüber stets aufmerksam, sorglich pflegend, Unangenehmes abwehrend. Ihre durch nichts zu erschütternde, unbefangene Heiterkeit und ihr neckisches Geplauder waren Goethe ganz recht.



Um den Zweck zu erfüllen, der mich gegen die Jahreswende 1810 bis 1811 nach Weimar geführt hatte, schenkte mir Goethe täglich frühmorgens einige seiner kostbaren Stunden, während deren ich ihn in Pastell malte.

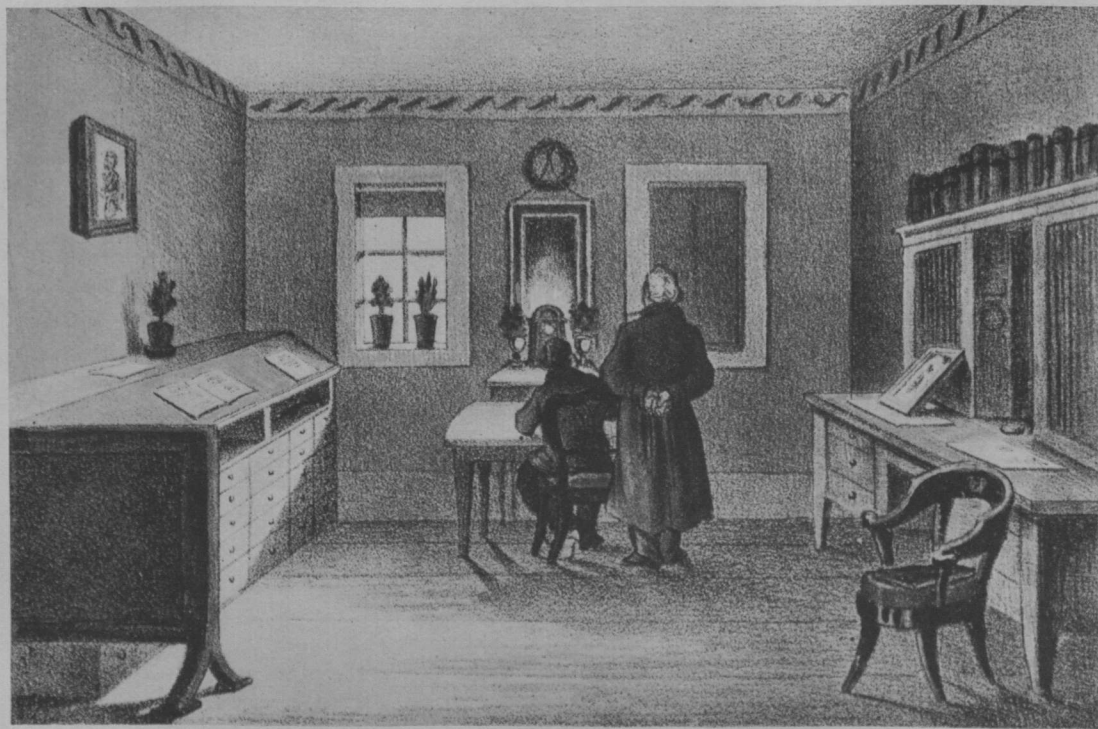
Zum Atelier diente mir das „Urbinozimmer“ in Goethes Hause am Frauenplan, so genannt von einem trefflichen Baroccio, den Herzog von Urbino darstellend. Während der Sitzung durfte ich ihm von Dresden und meinen dortigen Freunden und Bekannten erzählen. So gelang es mir, seine Teilnahme für eine kränkliche Dame zu erwecken, deren Mann, ein Kaufmann, Bankerott gemacht hatte und mit dem Reste des Vermögens seiner Frau heimlich nach Amerika entwichen war. Mit zwei kleinen Kindern stand sie nun mittellos allein in der Welt. Doch sie war voll Energie und Tatkraft, fünf- undzwanzig geliebene Taler verwendete sie zum Ankauf von Material zu Stickereien, deren Muster sie mit künstlerischem Geschick selbst zeichnete. Diese Arbeiten gefielen so sehr, daß nach und nach mehrere Gehilfinnen mit der Anfertigung ähnlicher Kunstprodukte beschäftigt werden konnten. Ehe es jedoch soweit kam, mußte die arme Frau ihre Kräfte fast übermenschlich anstrengen. Da sie keine Wärterin für ihre Kinder bezahlen konnte, so hatte sie diese beständig unter eigener Aufsicht; das eine war an ihren Arbeitsstuhl festgebunden, während das andere auf dem Boden spielte. Dabei verkürzte sich die Mutter den Schlaf, um bei Nacht die notwendigen Geschäfte, das Waschen, das Stubenreinigen usw. zu besorgen.

Von dieser Dulderin erzählte ich Goethe. Sogleich ward sein großes Herz zum Mitleid bewegt, und unverzüglich sann er auf werktätige Hilfe. Er trug mir auf, die Frau zu veranlassen, ihm eine Anzahl ihrer Stickereien nach Weimar zu schicken. Die Sendung erfolgte bald. Nun veranstaltete Goethe in seinem Hause ein Matinee für die erste Gesellschaft der Residenz; die Stickereien mit daran gehefteten Preisen waren ausgelegt. Er erzählte die Geschichte der böswillig verlassenen Frau und bat die Anwesenden, sich bei einem guten Werke zu beteiligen. Einem Goethe konnte man nichts abschlagen; der Erlös war daher sehr reichlich.

Nach Weimar zurückgekehrt, traf ich eines Tages, als Geschäftssachen mich um die Mittagsstunde zu Goethe führten, Bettina bei

ihm, welche ich bis dahin noch nie gesehen. Das lebendige Gesichtchen, die glühenden dunkeln Augen waren von schwarzen Locken umfränzt. Sie saß auf einem niedrigen Fußbänkchen; mich ergözte ihr Schuhwerk, welches aus einem grünen und einem roten Stiefelchen bestand. Wie sie munter und neckisch allerlei durcheinander schwatzte, kam sie mir vor, wie ein in den verschiedensten Farben spielendes Prisma. Ich blieb fern von ihr stehen; in meiner natürlichen Schüchternheit erschien ich mir der exaltierten Frau gegenüber so steif und hölzern, daß ich gar nicht wagte, sie anzureden; verlegen richtete ich meinen Auftrag an den Dichter aus und entfernte mich eilig.

Ich habe schon erwähnt, daß ich Goethe in seinem Urbinozimmer malte. Neben dem Baroccio, von welchem es den Namen hatte, hingen noch mehrere Olgemälde, teils Originale, teils Kopien, meist von italienischen oder älteren deutschen Künstlern. Auch eine leicht kolorierte, sehr schöne Federzeichnung Domenichinos, einen mythologischen Gegenstand darstellend, und (wenn ich nicht irre) ein Kupferstich von Heinr. Wilh. Tischbein: „Götze mit dem gefangenen Weislingen“, sowie noch andere schätzbare Bilder schmückten die Wände. An das Urbinozimmer stieß der Empfangsalon, ganz einfach und schlicht möbliert. Goethe sprach sich selbst gelegentlich gegen mich darüber aus, wie sehr er die Möbelwut haßte. Als er mich einst zum Niederlassen auf dem Sofa nötigte, welches mit gestickten Kissen — schönen Andenken fleißiger Hände — ganz belegt war, sagte er zu mir: „Setzen wir uns, wenn wir vor lauter Bequemlichkeit noch einen Platz finden können!“ Über dem Sofa hing eine sehr schön in Wasserfarben ausgeführte Kopie von Meyers Hand: „die albanbrandinische Hochzeit“, ohne Rahmen, mit einem grüneidenen Vorhange verwahrt; in der Größe des Originals. Auch ein Flügel fehlte nicht. Im Nebenzimmer standen nahe beim Fenster die Ludovisische Juno und der Jupiter des Phidias, beide kolossal. An den Wänden sah man die ganze Geschichte der Psyche von Raffael, aus der Villa Farnesina, ausgezeichnet aquarelliert; über dem Kamin hing eine treffliche alte Kopie nach Tizian, die sogenannte „irdische und himmlische Liebe“, gegen das Original (in der Villa Borghese zu Rom) etwas verkleinert. Durch das geschilderte Zimmer kam man in ein mittelgroßes blaues Gemach, welches ganz mit Gipsen, vorzüglich



8. Goethes Arbeitszimmer

Büsten, angefüllt war; aus diesem gelangte man auf einen von wildem Wein und Efeu grün umrankten Balkon, von dem eine kleine Treppe in den Garten hinabführte, wo Goethe, die Mütze mit breitem Schirme auf dem Haupte, gern verweilte und Blumen und Bäumen eingehende Sorge widmete.

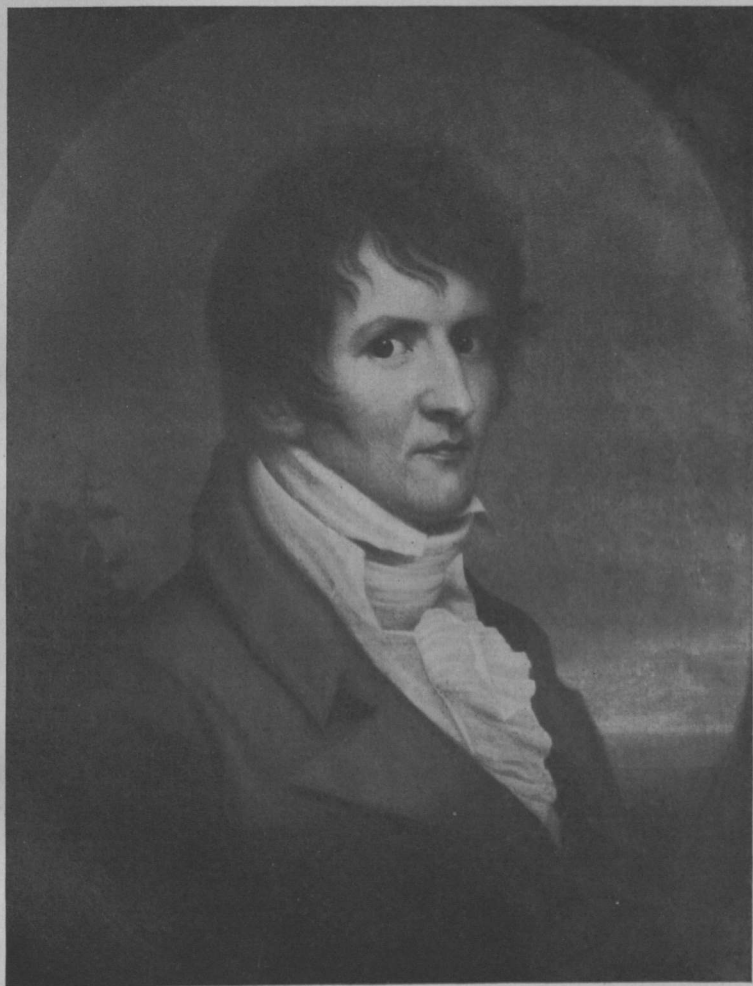
Die große Haustreppe war breit und herrschaftlich; auf dem ersten Treppenabsatze standen Abgüsse des antiken Windhundes aus dem Vatikan, des Adoranten und noch eines dritten Bildwerks. An der Mauer befand sich ein großer Plan von Rom. Neben der in die Zimmer des ersten Stocks führenden Thür stand der Gipsabguß eines antiken Kandelabers, und auf der Schwelle las man den Zuruf: „Salve!“ in Holz eingelegt. Vom zweiten Treppenabsatze führte eine Seitentür, über welcher eine Minervabüste stand, zu einer schmäleren Treppe, mittels deren man zu Goethes Studierzimmer gelangte. In einem kleinen Vorgemach standen Naturalienschränke, später auch eine alte, große Familienuhr, welche sich einst zu Frankfurt in Goethes Elternhause befunden; der feinsinnige Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz hatte die zarte Aufmerksamkeit gehabt, sie anzukaufen und am Morgen des 28. August 1828, als an Goethes Geburtstage, heimlich in dessen Hause aufstellen zu lassen, so daß der greise Dichter durch den ihm in der Erinnerung gebliebenen, wohlbekannten Klang des Schlagwerks sich auf die rührendste Weise in seine Jugendzeit zurückversetzt sah. — Goethes Studierzimmer hatte die Sonnenseite; niedrige Fenster gingen nach dem Garten. In der Mitte des Gemachs sah man einen großen, schlichten, mit hellgrauer Olfarbe angestrichenen Tisch und eben solche Stühle; einer derselben, auf dem Goethe zu sitzen pflegte, war durch ein Polster erhöht. Auch ein Stehpult erblickte man in dem Zimmer; aber kein Sofa, keine moderne Bequemlichkeit. Hier diktierte der Dichter, sitzend oder auf und abwandelnd, die Hände auf dem Rücken. An dieses Studierzimmer, wo Goethe während der letzten Jahre seines Lebens die Abende zubrachte, stieß das kleine Schlafkabinett; es hatte ein Fenster mit grünen wollenen Vorhängen; das schmale Bett und ein großer Lehnstuhl, in welchem er 1832 verschied, füllten beinahe den ganzen Raum aus. Dies alles ist genau so wie es vormals war, erhalten und wird von Goethes Enkeln sorgfältig gehütet; nur höchst selten, bei besonders festlichen

Gelegenheiten, werden diese heiligen Räume gezeigt. Schon bei Lebzeiten des Dichters hatten wenige Zutritt in dieselben; sein Studierzimmer war beinahe für jedermann verschlossen. Ich war so glücklich, eine Ausnahme zu machen; wenn ich etwas Besonderes mit dem Dichter zu sprechen hatte, z. B. über den sächsischen Kunstverein, für welchen ich seine Teilnahme gewonnen hatte, so durfte ich ihn in seinem Arbeitskabinett aufsuchen. In seinen großen weißwollenen Schlafrock gehüllt, war er dort am behaglichsten; ich konnte ihm vertrauensvoll nahen, ihm Pläne und Wünsche mitteilen, und väterlich wohlwollend, versagte er mir niemals seinen getreuen Rat.

Goethes Porträt war endlich vollendet, und das Original sprach sich — zu meinem höchsten Stolz — befriedigt darüber aus. Das Bild durfte mein Eigentum bleiben, damit es mir noch nützlich würde. Ich hütete es ängstlich wie einen Schatz; überall führte ich es mit mir herum. Erst im Jahre 1863 konnte ich mich entschließen, es durch eine Lithographie vervielfältigen zu lassen, welche zum Besten eines Stipendiums für dürftige Besucher der K. Realschule zu Berlin im Handel erschien.

Unterdessen war der Frühling des Jahres 1811 gekommen. Ich nahm Abschied von meinen Lieben in Weimar und Jena und reiste in den ersten schönen Tagen von dem Ertrage einiger Bilder, welche die Großfürstin Maria Paulowna angekauft hatte, zum zweiten Male nach Dresden. Um der Galerie näher zu sein, wohnte ich diesmal in der Rampischen Gasse bei einer Tochter des berühmten Porträtmalers Anton Graff, der Witve des Landschaftsmalers Kaack.

Graff war ein biederer Schweizer aus Winterthur, der sich durch seine naturgetreuen, charaktervoll und markig ausgeführten Porträts und guten Kopien ein schönes Vermögen erworben hatte. Bierzehnmal hat er die Magdalene von Battoni kopiert; ich weiß nicht, wie oft diejenige von Correggio. Wöchentlich mußte ein Porträt für fünfzig Taler vom Stapel laufen. Dabei lebte er patriarchalisch einfach mit seiner Familie; er bewohnte auf dem Altmarkte nur ein einziges großes Zimmer mit zwei Fenstern. Dies war seiner ganzen Länge nach durch eine spanische Wand geteilt; in der einen Hälfte war des Künstlers Atelier aufgeschlagen; hier hantierte er, hier empfing er den Besuch der Muse. In der andern Abteilung hielt sich seine Familie



9. Rügelen, Selbstbildnis

auf; dieser Raum war Wohn-, Ess- und Schlafzimmer — alles in einem. Zuweilen verpflanzte sich auch hierher ein Stückchen Kunst; Graff rieb nämlich seine Farben selbst und pflegte dies dort zu besorgen.

Allsonntäglich war ich bei Graffs regelmäßiger Tischgast; joviale Herzlichkeit würzte die einfache Mahlzeit. Das Jahr 1811 war das vorletzte seines Lebens; im letzten verlor er seine geliebte Gattin und folgte ihr, selbst hochbetagt, bald nach. Die Erinnerung an den trefflichen Mann, den reinste Herzensgüte auszeichnete, ist mir immer wohlthuend geblieben.

Da Professor Vogel nicht mehr auf der Galerie arbeitete, bekam ich einen andern Lehrer. Durch die Empfehlung der Schwägerin Silvia von Ziegelsars, der Oberforstmeisterin von Ziegelsar auf Hummelsbain, welche — eine Livländerin, geb. von Berg — die Rufine von Gerhard v. Kügelgens Frau war, machte ich die Bekanntschaft dieses berühmten Malers und seiner Gattin. Aus Freundschaft bot er mir seine Hilfe in der Kunst an, obgleich er eigentlich keine Schüler annahm; nur aus Gefälligkeit unterrichtete er — teilweise in seinem Atelier und teilweise in der Galerie — mich und ein anderes junges Mädchen, Karoline Bardua, eine tüchtige Porträtmalerin, deren Verstand und Treuherzigkeit ihre Häßlichkeit ausglich. Sie pflegte ihren Enthusiasmus für Kügelgens Schöpfungen lebhaft auszusprechen, wodurch der für solche Huldigungen sehr empfängliche Künstler bewogen ward, unseren Arbeiten mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als es außerdem geschehen sein würde. Er meinte nämlich, uns Frauen wäre es doch kein Ernst mit der Kunst. Zunächst vollendete ich einige Pastellköpfe; dann fing ich an, in Öl zu malen. Ich mußte zuerst naturgroße Eier ins Kolossale vergrößern, um Schatten und Licht sowie die Reflexe daran zu studieren. Diese Methode würde gut gewesen sein, wäre ich nicht dabei einer falschen Manier verfallen, die ich mir später mühsam wieder abgewöhnen mußte. Kügelgens langjähriges Miniaturmalen ließ ihn nämlich zu keiner freien Pinselführung kommen; er hatte eine peinlich minuziöse Art, mit der er kleinere Kompositionen allerdings sehr schön malte, wogegen ein umfangreiches Werk selten großartig und einfachwürdig ausfiel. Seinen Zeitgenossen galt er trotzdem lange Zeit als Historienmaler ersten Ranges, während er

mir als Porträtmaler bedeutender zu sein schien; seine Bilder waren sehr elegant und stets geschmeichelt, weshalb sie immer gefielen.

Indem ich von Gerhard von Kügelgen rede, muß ich einer Szene gedenken, welche des Künstlers Edelmut bewies, mir aber in der Erinnerung stets schrecklich geblieben ist. Als ich anfangen wollte, die Eier zu malen, hatte ich Keinewand auf ein Zeichenbrett genagelt und dieses auf meine Staffelei gestellt. Während meiner Abwesenheit hatte Kügelgen die Staffeleien vertauscht, die meine für sich genommen und mir eine andere hingestellt, aber versäumt, die Pflöcke mit Widerhaken hineinzustecken. Ich bemerkte nichts und fing an zu malen; plötzlich glitt das Zeichenbrett, die Staffelei gab nach und fiel in Kügelgens bestes Ölgemälde, „Apoll und Hyacinth“ in Lebensgröße, welches einen fingerlangen Riß bekam. Kügelgen hatte im Nebenzimmer den Fall gehört, kam herein und sah gleich das Unglück; totenbleich, am ganzen Körper zitternd und unfähig, ein Wort hervorzubringen, stand ich vor ihm. Aber anstatt zu schelten, suchte er mich zu beruhigen und sagte gutmütig: „Der Riß ist ja nur ins Gewand gekommen, und ich bin selbst daran schuld.“ Nun löste sich mein Schreck in heftiges Weinen, von dem ich mich den ganzen Tag nicht wieder erholen konnte — worauf Kügelgen mir sogar noch Trost zusprach, sich selbst mehr anklagend als mich. Am andern Morgen in aller Frühe kam er in meine Wohnung, teilnahmsvoll besorgt um mein Befinden! So lange ich lebe, werde ich dem edeln Manne diese lebenswürdige Nachsicht nie vergessen, welche kaum ein anderer geübt haben würde; denn der Riß in „Apoll und Hyacinth“ war so groß, daß er niemals wieder ganz unsichtbar wurde.

Kügelgen hatte sich in Rußland, wo er die ganze kaiserliche Familie malte, durch seine Porträts ein bedeutendes Vermögen erworben. Dort lernte er auch seine Frau, eine geborene von Manteuffel, kennen. Um der stolzen Familie zu genügen, verschaffte er sich und seinem Bruder den Adel. Dieser Bruder, Landschaftsmaler, heiratete später die Schwester der Frau von Kügelgen. Beide auf diese Weise engstens verschwägerten Brüder stammten aus Bacharach am Rhein, waren Zwillinge und glichen sich so sehr, daß man sie kaum voneinander unterscheiden konnte.

Neben Kügelgen genossen die Professoren Hartmann und Friedrich



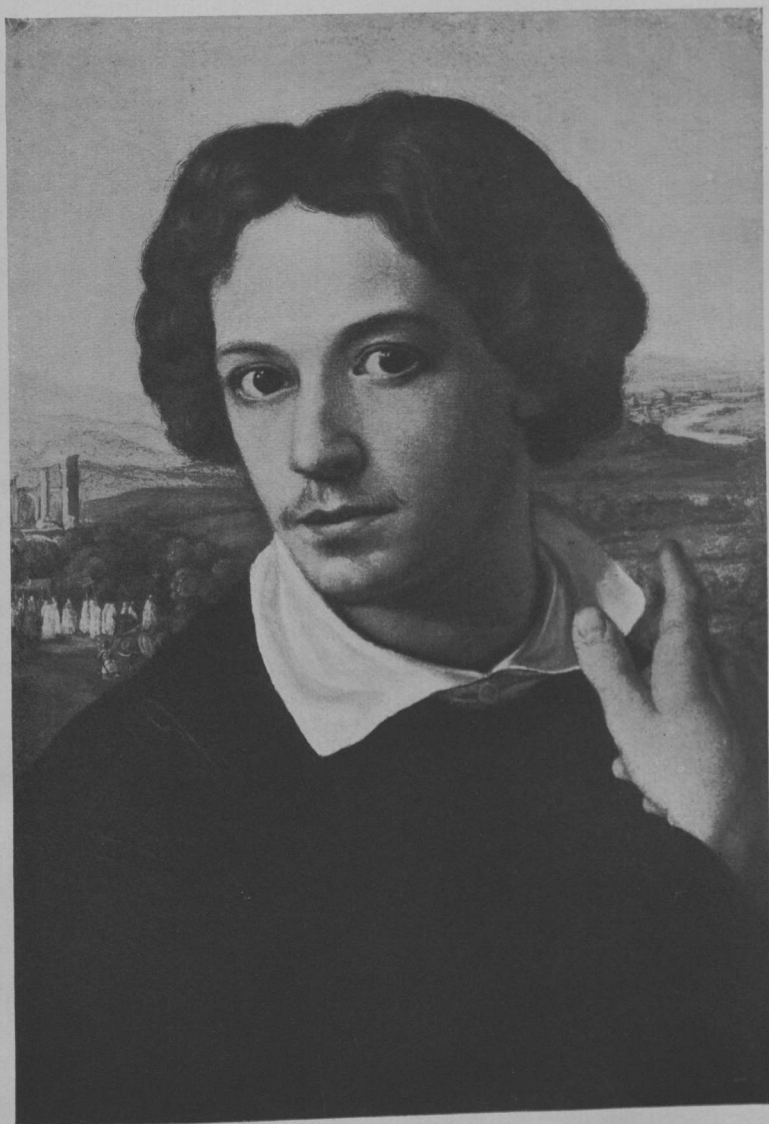
Matthäi als akademische Lehrer besonderes Ansehen. Der letztere war hervorragender; er malte die größten historischen Kompositionen und zeichnete sehr gut, aber in kaltem, akademischem Stil. Als Lehrer war er strenge und tüchtig; gute Schüler hat er gebildet; einer derselben war Philipp Weit. Matthäis Kollege, Ferdinand August Hartmann, bekannt als Porträt- und Historienmaler, war ein minderes Talent, zählte aber wegen seines einfachen, heiteren, wohlwollenden Wesens viele Freunde.

Die Galerie war in diesem Jahre zwei Stunden täglich länger geöffnet; da malte ich denn Sonn- und Werktags von morgens früh acht bis abends sechs Uhr. Unter andern Bildern vollendete ich auch ein Pastellporträt nach Mengs, welches diesen in seiner Jugend darstellte; auf Goethes Wunsch schickte ich ihm meine Arbeit nach Weimar.

Im Laufe des Sommers machte ich in Dresden einige neue, interessante Bekanntschaften; unter anderen diejenige der Harfenspielerin, Schriftstellerin, Malerin usw. Fräulein Therese aus dem Winkel. Sie beschäftigte sich jahraus jahrein mit Anfertigung von Kopien der besten Meisterwerke auf der Galerie, welche namentlich von den durchreisenden Polen gesucht waren. Auf der Rückkehr von Paris, wo sie ihre verschiedenen Begabungen weiter ausgebildet hatte, war sie durch Weimar gekommen und hatte daselbst einen Teil ihrer „zweiunddreißig Talente“, wie ihre Mutter, eine alte redselige Offizierswitwe, sich ausdrückte, produziert. Sie stellte ihre Gemälde aus, spielte Harfe, deklamierte und gab mimisch-plastische Darstellungen nach Art der Hendel-Schüh. Ihr Ruf war bereits zu mir gedrungen; die persönliche Bekanntschaft der merkwürdigen Dame war mir deshalb um so erfreulicher. Therese aus dem Winkel hatte eine kleine, zierliche Gestalt, hübsches, blühendes Kolorit und sanfte Züge. Sie frisierte und kleidete sich gegen die damals herrschende Mode; braune, durch ein schwarzes Sammetband zusammengehaltene Locken umgaben den Kopf; ein weißer Spenzer und ein schwarzer Rock waren ihr steter Anzug. So saß sie hinter spanischen Wänden und kopierte auf der Galerie, wo damals, zur Erleichterung der Künstler, die Gemälde sogar herabgenommen wurden. In ihrem Verschlage saß gewöhnlich die Kammerjungfer neben ihr, welche ihr leise vorlesen und zu bestimmter Stunde das zweite Frühstück kredenzen mußte.

Fräulein aus dem Winkel bewohnte im „Italienischen Dörfchen“ ein einstöckiges Häuschen, welches reizend an der Elbe gelegen und mit Kopien aller Art förmlich austapeziert war. Wenn Fremde kamen, um ihre Gemälde zu sehen, so schuf sie durch Sperrung und Öffnung von Läden im Nebenzimmer eine künstliche Beleuchtung; zugleich suchte sie durch Geschichte und Charakteristik des Originals das Interesse an der Kopie zu erhöhen.

Ziemlich oft empfing sie kleine Gesellschaften; gewöhnlich eröffnete sie den Abend mit einem Harfensolo, während dessen eine einzige Tasse Tee oder Kaffee gereicht wurde. Die Unterhaltung bestand meistens darin, daß man ihren Talenten Bewunderung zollte und dazwischen sich an der schönen Aussicht auf die Elbe erquickte. Als ich zum drittenmal nach Dresden kam, hatte Therese aus dem Winkel ihre Mutter verloren und nahm Pensionärinnen in ihr Haus; ich selbst war glücklich genug, ihr eine solche zuweisen zu können. Durch diese erfuhr ich noch Näheres über Theresens eigentümliche Persönlichkeit. Fräulein aus dem Winkel, eine Art von weiblichem Polyhistor, hatte bedeutende Sprachkenntnisse und unterrichtete im Italienischen, Französischen und Deklamieren, die sächsischen Prinzessinnen auch im Harfenspiel. Ihr Lehreifer ging so weit, daß sie noch abends spät beim Aufwickeln ihrer Locken den Scharfsinn ihrer Pensionärinnen durch Rätselaufgaben übte. Dabei lebte sie sehr einfach und tat im Stillen außerordentlich viel Gutes, so z. B. unterstützte sie fortdauernd eine ehemalige Dienerin, die sich bei ihr verheiratet und eine Reihe von Kindern bekommen hatte. Diese ließ Therese aus dem Winkel sämtlich kleiden und unterrichten. Als ein neues Direktorium ihr später das Kopieren auf der Galerie verleidete, arbeitete sie zu Hause nach modernen Künstlern; da indessen die Kopien von Bildern lebender Maler sich nicht so gut verkauften, so griff sie zu dem Mittel, ihre eignen Kopien der alten Meister zu kopieren. So vergingen ihr in rastloser Tätigkeit viele Jahre, bis sie das Unglück traf, ihr mühsam erworbenes Vermögen durch den Bankrott ihres Bankiers zu verlieren. Doch jetzt zeigte sich die Teilnahme und Achtung, deren sie überall genoß. Die Prinzessinnen erbieten sich, ihr die Zinsen des verlorenen Kapitals zu ersetzen; Herr v. Quandt, der große Kunstkenner, kaufte sogleich eine ihrer Kopien, was sie besonders beglückte. In den fünfziger Jahren



10. Veit, Jungendliches Selbstbildnis

sollte ihr aus der Niedergestiftung ein Zuschuß zuteil werden, allein sie lehnte denselben dankend ab, da ihr einfaches Leben wenig Bedürfnisse erfordere und sie jene Hilfe einem vielleicht Armeren nicht entziehen wolle.

Wie rührend war mir das Wiedersehen mit ihr, als ich sie im Jahre 1863 in Dresden noch einmal aufsuchte und sie in der nämlichen Toilette wiederfand, in welcher ich sie in ihrer Jugend verlassen hatte! Das eigene Lockenhaar war durch eine blonde Perücke, mit Samtband umschlungen, ersetzt; der Rücken war zwar etwas gekrümmt, doch der weiße Spenzer schmückte ihn wie vordem; auch der schwarze Rock fehlte nicht. Als wäre das hinabgesunkene halbe Jahrhundert nicht gewesen, lebte sie noch in ihrem Häuschen; wie früher umgab sie das mit grauer Olfarbe und grünen Linien angestrichene bescheidene Mobiliar; freilich war es mit ihr veraltet, aber es stand in Harmonie mit seiner Besitzerin. Wie ehemals bedeckten Bilder aller Art die Wände von oben bis unten; auch die Harfe fehlte nicht, da Theresese noch immer Unterricht erteilte. Gottlob, ihre Sinne waren noch frisch, obgleich sie in den achtziger Jahren stehen mußte. Eine beinahe Blinde saß ich neben ihr; wir plauderten von vergangenen Tagen. Die Glückliche! Sie schreibt, sie liest, sie näht, ja, sie dirigiert noch ein ästhetisches Kränzchen, in welchem sie alle vierzehn Tage Vorlesungen hält. Alles dies ist mir nicht mehr vergönnt. — Theresens große Herzlichkeit und die Erinnerung an gemeinschaftlich durchlebte Tage fröhlicher Jugend gewährten mir eine schöne, wenn auch recht wehmütige Stunde.

Im Herbst 1811, als die Galerie geschlossen wurde, verließ ich Dresden; der Winter führte mich nach Gotha in das gastliche Haus meiner Tante Ettinger, wo ich die gewohnte Geselligkeit und den anregenden Verkehr mit gelehrten Männern, welche in dem Buchhändlerhause zahlreich aus- und eingingen, wiederfand. Außerdem trat ich bald in nähere Beziehungen zu dem Hofe, da ich nicht lange nach meiner Ankunft den Auftrag erhielt, die regierende Herzogin, die Prinzessin aus erster Ehe und den regierenden Herrn selbst zu malen. Die Herzogin Karoline Amalie, seit dem 24. April 1802 des Herzogs zweite Gemahlin, war eine geborene Prinzessin von Hessen-Cassel. Eine gute, wohlwollende, aber nicht eben hervorragende Dame, liebte

sie ihren etwa anderthalb Jahr jüngeren Gemahl schwärmerisch, dessen Geist sie anstaunte. Die Prinzessin Louise, deren Geburt im Dezember 1800 ihrer Mutter Louise Charlotte, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, das Leben gekostet hatte, war ein lebhaftes, neckisches Wesen, klein, blühend und munter. Leider stand sie unter dem schädlichen Einflusse einer französischen Gouvernante, welche auf das Wohl des ihr anvertrauten Kindes so wenig bedacht war, daß sie dessen Augenmerk sogar eines Tages in meiner Gegenwart auf die Schönheit und das Benehmen der Offiziere während der Wachtparade unter den Fenstern des Schlosses lenkte und der Prinzessin allerlei Bemerkungen darüber zuflüsterte. Auch die sarkastische Art des Herzogs hatte sicherlich keine gute Wirkung auf das junge, leicht empfängliche Gemüt; einmal hörte ich selber bei einem Souper im engeren Kreise des Hofes, zu welchem ich mit meinen Tanten eingeladen war (die Herzogin war nicht anwesend), was für unpassende Neckereien der Vater sich gegen seine Tochter erlaubte. Am 31. Juli 1817 wurde diese mit dem Herzoge Ernst I. von Sachsen-Coburg-Saalfeld vermählt. Nachdem sie zwei Prinzen geboren hatte, von denen der älteste der jetzt regierende Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha ist, der zweite, Prinz Albert, Gemahl der Königin Viktoria von England wurde, entdeckte sie die Untreue ihres Gemahls und glaubte sich ihrerseits nun dafür entschädigen zu dürfen. Dies führte die Scheidung herbei. Später vermählte sie sich mit einem Grafen Pölzig, lebte mit diesem in Paris und starb dort jung an langer schmerzlicher Krankheit. Viele Jahre stand ihr Sarg von der Heimat fern, bis ihn endlich ihre Söhne in die Familiengruft des Herrscherhauses bringen ließen.

Bei richtiger Leitung ihrer Jugend und in einer glücklicheren Ehe wäre das Schicksal dieser beklagenswerten Fürstin, die vermöge ihrer hinreißenden Liebenswürdigkeit und Schönheit geschaffen schien, zu beglücken und beglückt zu werden, gewiß ein besseres geworden. Unvergeßlich mußte sich um jener beiden Eigenschaften willen ihr Bild einem jeden in das Herz prägen, der das Glück hatte, sie näher kennen zu lernen. Auch mir wurde dasselbe zuteil; als sie noch Herzogin von Coburg war, traf ich sie im Hause meines Cousins, des Superintenden Gensler, auf der Rosenau bei Coburg. Sie war damals in

der Lat eine blühende Rose und empfing mich so anmutig, so gütig und gewinnend, daß mein ganzes Herz ihr entgegenschlug und ich stets von innigster Teilnahme für ihre traurigen Lebensschicksale erfüllt geblieben bin.

Der seit dem 20. April 1804 regierende Herzog Emil August von Sachsen-Gotha-Altenburg, ihr Vater, dieses größte Original seiner Zeit, geboren am 23. November 1772, also 1811 39 Jahre alt, war schön von Gestalt; seine Erscheinung hatte etwas damenhaftes, besonders wohlgeformt waren seine sorgfältig gepflegten Hände und Füße. Auch der Kopf wäre schön gewesen, hätte ihn nicht ein schielendes Auge verunstaltet. Barock in allem was er tat, liebte er es, bisweilen mit einem türkischen Schal drapiert oder in noch phantastischeren Kostümen zu erscheinen. Gewöhnlich trug er eine à la Titus gelockte Perücke vom zartesten Blond, die in Paris gefertigt war. Der herzogliche Bibliothekar und Sekretär, mein guter Onkel Jacobs, dieser gelehrte Philolog, mußte zu seinem größten Kummer sehr oft wegen der Allerhöchsten Perücke mit Pariser Frisuren korrespondieren. Des Herzogs Finger — die Daumen eingerechnet — strohten von kostbaren Ringen, die Arme von Spangen und Armbändern. Oft, wenn er sich einbildete, krank zu sein, blieb er wochenlang im Bette liegen. Dort erteilte er Audienzen und empfing sogar Damen. Als ich mit meiner Lante mich einst nach seinem Befinden erkundigte, nahm er auch unsern Besuch in seinem Bette liegend an. Während des Gespräches streifte er den Armel seines weiten weißen Nachtgewandes kokett bis an die Schulter zurück und zeigte uns den mit einer ganzen Reihe der prachtvollsten Armbänder geschmückten Arm. Den Kopf bedeckte eine Art Haube, mit kostbaren Spitzen garniert. Großen Wert legte er auf die Toilette der Frauen, welche er mit Kennerblick musterte; mit seinen Bemerkungen darüber hielt er nicht zurück. „Das ist ja ein wahres Pfauenkleid“, sagte er, als ich einst in einem Gewande von buntem Seidenstoff erschien; bei einer anderen Gelegenheit rief er aus: „Welch ein schöner, feiner Samt!“ und strich mit der Hand über meinen Rock. Parfüms aus Paris verbrauchte er in Menge; ein besonderes Vergnügen fand er daran, Eintretenden ganze Gläser davon entgegen zu schütten. Nichts verursachte ihm größere Freude, als Geschenke zu machen; nur waren dieselben

gewöhnlich unnütz und unpassend; so bekam z. B. ein Küchenjunge — eine astronomische Uhr. Zu einer Reise nach Reinhardsbrunn, wo er die Särge der alten Landgrafen öffnen ließ, um zu sehen, welchen Schmuck sie trügen, beschenkte er seine Begleiter mit buntfarbigen seidenen Talars; den Frauen der kleinen Beamten in Reinhardsbrunn ließ er seidene Schleppkleider anfertigen, die mit Blumengirlanden geziert waren. Durch Ankauf von Raritäten aller Art verschwendete er sein eigenes und ein geerbtes enormes Vermögen; daneben hatte er indessen auch Sinn für wahre Kunst und kaufte zuweilen gute Gemälde um die höchsten Preise; so zahlte er für eine gar nicht große, aber meisterhaft gemalte „spinnende Alte“ von Gerhard Dow die Riesensumme von 13000 Talern. Für seine reichhaltigen Sammlungen setzte er bei seinem Tode das Herzogtum Gotha zum Erben ein. Dieses kleine Land kam überdem durch die hohe Verehrung, welche Herzog August dem Kaiser Napoleon warm entgegnetrug, im Jahre 1806 sehr gut davon, denn der Eroberer, dem die Bewunderung eines deutschen Souveräns schmeichelte, erließ Gotha die bereits ausgeschriebene Kontribution von 1700000 Franken. Hervorgehoben zu werden verdient jedoch, daß der Herzog nur für seine Person verschwendete, niemals aber die Einkünfte des Landes angriff, dessen Ökonomie und Kredit stets ungeschwächt blieb; auch hat der wunderliche, aber ebenso gutmütige wie geistreiche Fürst die Gunst des Kaisers Napoleon nie zur Erwerbung persönlicher Vorteile benutzt, wie das damals so viele gekrönte Häupter nicht verschmähten.

Übertrieben eitel wie Herzog August war, hatte er die Eigenheit, sich von allen Malern, die nach Gotha kamen, porträtieren zu lassen, um zu sehen, wie jeder ihn auffaßte. Ich hatte ihn zu malen in einem violetten Sammetrock und einer Weste von Goldstoff. Von dieser Weste erbat ich mir eine kleine Probe, um den Stoff richtig nachzuahmen. „Nein!“ sagte er, „keine Probe, sondern ein ganzes Stück von der Goldtresse sollen Sie haben.“ Wollte jemand seine Freigebigkeit abwehren, so verdoppelte er sie; ich weiß dies aus eigener Erfahrung.

Wisseilen genoß ich den Vorzug, mit ihm und seinem Kammerherrn allein zu speisen; nach der Tafel ging der Herzog auf und nieder und ließ sich von mir erzählen oder er tat in seiner originellen Art

allerlei Fragen. So rief er eines Tages: „Was macht Euer Kunstpapst?“ Damit meinte er Goethe. Sein beißender Witz verschonte niemand; hatte man Geistesgegenwart genug zu einer passenden Entgegnung, so imponierte man ihm. Einem wenig begüterten, sehr häßlichen Fräulein vom ältesten Adel gab er einst das Rätsel auf: „Das erste haben Sie nicht, das zweite sind Sie nicht; das Ganze ist die Farbe Ihres Teints.“ (Orange.) Den Kammerherrn von Seebach fragte er: „Was ist das: die erste Silbe ist ein großes Wasser, die zweite ist ein kleines Wasser, das Ganze ist doch unbeschreiblich trocken.“ Die Gräfin Auguste von W. empfing er bei einer Audienz mit dem Ausrufe: „Der Bliß! Ist das nicht die Gustel von Blasewitz?“ Und als sie vor versammeltem Hofe erwiderte: „O je! Da ist ja der lange Peter von Jhehoe!“ lachte er aus vollem Halse. Auf einem Maskenballe bemerkte er, wie ein junger Kaufmann namens Tröbsdorf, den er unter der Verkleidung erkannt hatte, einer weiblichen Maske stark den Hof machte. Der Herzog trat auf ihn zu, schlug ihm auf die Schulter und sagte laut: „Tröbsdorf mit der Elle verliebt sich schnelle!“ Der Angeredete, welcher den Herzog sofort erkannte, antwortete mit großer Geistesgegenwart: „Ich führe meine Elle mit Verstand; das Zepter — ruht in Augusts Hand!“ Weit entfernt, dergleichen Sarkasmen übel aufzunehmen, ergöhte sich der Herzog darüber im Gegenteil außerordentlich.

Gern hätte er auch als Schriftsteller geglänzt, allein die literarischen Arbeiten des Herzogs, an denen mein Onkel Jacobs die Verse feilen mußte, sind — obwohl nicht ohne Geist und Witz — im ganzen doch sehr konfus. Gedruckt erschien von ihm ein Roman, zu welchem sein von ihm königlich besoldeter Hofmaler, Professor Grassi, ein Bild: „Die Arkadier“ anfertigen mußte. Außerdem malte dieser phantasiereiche Italiener zu einem andern Roman des Herzogs: „Pandonia“, eine ganze Reihe lebensgroßer Gemälde, z. B. zwei in ein Sternengewand gekleidete Prinzen, auf einem Throne sitzend; der eine wird durch ein kleines chamäleonartiges Ungeheuer angehaucht und verfällt, leichenblaß, dem Tode. Eine andere Illustration zu diesem Roman zeigt einen phantastischen Jäger; der Himmel auf dem Bilde ist grün, die Landschaft blau. Ferner entwarf Grassi eine ihren Wagen lenkende Fee, deren ränkevoller Charakter durch grell geschminkte



Wangen angedeutet werden mußte usw. Als Papst Pius VII. aus seiner Gefangenschaft in Frankreich entlassen und nach Rom zurückgekehrt war, ließ der Herzog durch Grassi ein mächtiges Bild mit lebensgroßen Gestalten malen, welches Petrus vorstellt, wie er dem heiligen Vater die Schlüssel des Himmels überreichte. Dies riesengroße Gemälde machte er dem Papste zum Geschenk, um demselben eine Artigkeit zu erweisen und ihm seine Teilnahme zu bekunden. Der schönen Herzogin von Kurland schenkte er ein Bild, das sie selbst in Lebensgröße darstellt, wie sie ein weißes Reh mit Vergißmännicht füttert. Unter dem Reh hatte er sich selbst gedacht. Von dem Weimarischen Hofmaler Jagemann ließ er sich lebensgroß in mittelalterlicher Tracht mit Federbarett malen, wie er eine Gänseblume als Liebesorakel auszapft.

Doch legte er auch Proben eines besseren Geschmacks ab. Er ließ z. B. eine Reihe von Zimmern reich, phantastisch, aber dabei höchst geschmackvoll dekorieren; besonders gefiel mir ein nach des Herzogs eigenen Angaben eingerichteter Salon von dunkelblauer Grundfarbe. Die seidene Tapete war herrlich bemalt mit Blumen, Früchten, Schmetterlingen und kleinen Vögeln; letztere schauten sämtlich angstvoll nach dem Deckengemälde empor: welches eine gewaltige schwebende Eule mit glühenden Augen vorstellte. An den Seitenwänden dieses Gemachs hatten große Vasen, Büsten und ähnliche Dinge in gefälligstem Arrangement Platz gefunden. Um die Regierung kümmernte sich Herzog August wenig; diese war lediglich seinen trefflichen Ministern überlassen. Das Land befand sich dabei sehr wohl, besonders blühte die Residenzstadt Gotha, welche unter ihm ein glänzender Mittelpunkt geistreicher Geselligkeit blieb; die Hofhaltung war prachtvoll, immerwährend verweilte Besuch von fremden Fürstlichkeiten und ausgezeichneten Personen aller Art in dem gegenwärtig so stillen Orte. Die Erinnerung an jene glanzvollen Tage hat sich im Gedächtnis der Bürger von Gotha lange erhalten, denn Herzog August war trotz seiner vielen Schrullen doch von seinen Untertanen aufrichtig geliebt worden. Bei seinem frühen Hinscheiden im Jahre 1822 zeigte sich überall tiefe und ungeheuchelte Teilnahme. Er selbst sprach von seinem Tode ganz ruhig; ja, er hatte sich auf einer Insel im Park ein Mausoleum hergerichtet, welches er inwendig stets mit frischen Blumen



11. Sagemann, Herzog August v. Gotha

bekleidete. Dahinein ohne Sarg gelegt zu werden, war sein letzter Wunsch. In der That wurde die Leiche des Herzogs auf dieser Insel bestattet, neben seinem Vater (dem kunstsinnigen, prachtliebenden Herzog Ernst II.) und seinen zwei früh verbliebenen Brüdern. Als Herzog August gestorben war, wurde sein einziger überlebender Bruder, der in Rom zur katholischen Kirche übergetretene Prinz Friedrich (geb. am 28. Nov. 1774), zurückberufen und folgte ihm als vierter seines Namens in der Regierung von Sachsen-Gotha-Altenburg. Mit diesem erlosch die Dynastie, das Land ward geteilt, Altenburg wurde ein selbständiges Herzogtum und Gotha fiel an Coburg, dessen Herzog Ernst I. in Gotha als Ernst III. den Thron bestieg.

Noch wurde mir 1811 von dem als Astronomen und Staatsmann rühmlichst bekannten Herrn von Lindenau in Gotha der ehrenvolle Auftrag zuteil, sein Porträt zu malen. Er war ein ebenso schöner, wie geistreicher Mann, dabei ein ausgezeichneter Kunstkenner. Begeistert und lebendig strömte der Fluß seiner Rede; großartig waren seine Anschauungen von dem Sternenhimmel, wie von der Menschheit. Doch stand ihm auch die Grazie im Umgang wie so leicht keinem andern zu Gebote; er scherzte ebenso anmutig, als er gelehrt zu sprechen verstand.

Als Friedrich IV., Herzog Augusts Nachfolger, schon 1825, drei Jahre nach seinem Regierungsantritt, starb und das gothaische Haus mit ihm erlosch, ordnete Lindenau als erster Minister die Teilung der Gothaischen Lande. Nachdem diese bewerkstelligt worden, trat Lindenau zum allgemeinen Bedauern der Gothaer in königlich sächsische Dienste; nach und nach bekleidete er hier, meistens ohne Gehalt zu beanspruchen, die hervorragendsten Staatsbienerstellen, bis er endlich Präsident des sächsischen Gesamtministeriums wurde. Nur eine so außerordentliche Arbeitskraft wie die seine konnte die umfassenden Geschäfte überwältigen, welche ihm oblagen. Im Jahre 1843 zog er sich vom Dienste zurück und nahm seinen bleibenden Aufenthalt in seiner Vaterstadt Altenburg, wo er schon seit 1826 der Landschaft präsiidiert hatte. Seine sächsische Pension überwies er ungeschmälert der Unterstützung für Künstler sowie der Verbesserung gering dotierter Prediger- und Schullehrerstellen im Königreich Sachsen und im Herzogtum Altenburg. Bei seinem im Jahre 1854 erfolgten Tode hinterließ er der

Stadt Altenburg ein von ihm gegründetes Museum, welches seine eigenen reichen Kunstschätze enthielt; auch setzte er jährlich tausend Taler für ein gutes historisches Bild aus, zur Aufmunterung für talentvolle junge Künstler.

Der Frühling des Jahres 1812 führte mich nach Drackendorf, dem Landsitze des Geheimrats von Ziegesar. Ihm verschönte seine Tochter Silvia, meine schon erwähnte teure Freundin, durch anmutige Heiterkeit und umsichtige Führung des Hauswesens das Leben. Auf dem romantisch gelegenen Gute, wo ich oft Monate zubrachte, entfaltete sich zwischen Silvia und mir ein wahrhaft poetisches Mädchenleben. Das Schloß war sehr groß; im obersten Stockwerk wohnte der Geheimrat, im Erdgeschoß die zahlreiche Dienerschaft, in der Mitte Silvia und ich. Mein Stübchen, welches eine gar freundliche Aussicht gewährte, war allerliebßt; jede mögliche Bequemlichkeit, die man mir darin bereitet hatte, mußte es mir sogleich völlig heimisch erscheinen lassen. Auch Silvia wohnte sehr traulich und hübsch.

Nachdem wir des Morgens die Blumenvasen mit frischen Blumen gefüllt hatten, malte ich fleißig; später lustwandelten wir in den reizenden Parkanlagen oder verweilten an schön gelegenen Plätzen, die Früchte des Gartens genießend. Unter einem majestätischen alten Birnbaum stand ein zierliches Gartenhaus mit der Aussicht auf den grünen Wiesengrund, durch welchen die Saale sich wie ein glitzerndes Silberband schlängelt. Hier wurde gewöhnlich zu Mittag gespeist; der alte Herr von Ziegesar verweilte an dieser Stelle besonders gern, schenkte unserm Geplauder ein nachsichtiges Ohr und beantwortete freundlich unsere Fragen. Silvias Gitarre leistete Gesellschaft; ihre Lieder tönten im Wettstreit mit jenen der Sänger des Waldes; sie wußte besonders Tirolerliedchen reizend vorzutragen. Die Abende verlebten wir häufig in der Ruine Lobeda, sahen von dort aus die Berge im Abendgold leuchten und ließen uns von den Sternen heimgeleiten. Diese anmutige Zeit teilte manchmal meine liebe Institutsfreundin Pauline Gotter mit uns; durch ihr schönes poetisches Talent, welches sie von ihrem Vater ererbt hatte, erhöhte sie immer den Reiz des Beisammenlebens. Noch lange nachher dachte sie lebhaft an jene Tage zurück; gegen Ostern 1837 schrieb sie mir aus München: „Wir werden ohne Frage ein grünes Fest haben, was gar lieblich und schön ist; ich

erinnere mich dergleichen einmal im lieben Drackendorf gefeiert zu haben, wo die roten Eier in dem frischen Grün der Blätter für die Kinder versteckt lagen.“

Bei einem dieser häuslichen Feste begegnete ich auch Goethe wieder, der sich an Silvias heiteren Liedern sehr erfreute, ja einmal sogar trotz seiner dreiundsechzig Jahre munter an einem Länzchen teilnahm. Zugleich erblickte ich hier zum ersten Male die hochherzige Gräfin Karoline von Egloffstein, Schwester der bekannten, talentvollen Malerin Julie von Egloffstein. Von diesen Schwestern und der schönen Frau von Spiegel in Weimar soll Goethe, im Vergleich zu dem späteren Geschlechte, gesagt haben: „Gebt mir solche Gestalten, und ich schreibe Euch einen zweiten Tasso!“

Gräfin Karoline von Egloffstein möchte ich einer Lilie vergleichen, obwohl sie brünett war. Ihr Wuchs war hoch und schlank, eine zarte Blässe bedeckte ihr edles Antlitz, aus welchem die schönsten dunkelbraunen Augen hervorleuchteten. Sie sang ausgezeichnet und komponierte selbst. Wenn sie sich ihre einfachen, seelenvollen Lieder zur Gitarre begleitete, bot ihre ganze Erscheinung ein Bild, das mir für alle Zeit in der Seele lebendig geblieben ist. Bei ihr bewährte sich mir aufs neue, daß der erste Eindruck selten trügt; je länger ich sie kannte, desto mehr lernte ich ihr edles Herz verehren. Als Hofdame der Großfürstin Maria Paulowna konnte sie später ihrer schönen Seele im aufopferndsten Wirken für andere volles Genüge tun.

Während meines Aufenthaltes in Drackendorf hatte ich häufig Gelegenheit zum Porträtieren. Das Bild des Herrn von Ziegesar wiederholte ich mehrmals; außerdem saßen mir einige aus dem benachbarten Jena herübergekommene Freunde. Zu den aus meiner Vaterstadt öfters herbeieilenden Besuchern gehörte der geistreiche junge Arzt Dr. Kiefer und der nachmalige Gatte Silvia von Ziegesars, der lebenswürdige Professor der Theologie, Köthe, ein geborener Laufiger, der, kunstsinnig und poetisch wie er war, viel Gutes anregte. Zuweilen predigte er auch in der kleinen Dorfkirche. Nach dem Tode des Geheimrats von Ziegesar führte seine Freundschaft für Silvia die eheliche Verbindung mit dieser herbei; 1819 kam er von Jena als Konsistorialrat und Superintendent nach Albstadt, wo er 1850 starb. Er hat sich als theologischer Schriftsteller und Dichter vorteilhaft

bekannt gemacht; noch nach seinem Tode erschienen zwei Sammlungen religiöser Gedichte von ihm: die „Lieder eines Kranken“ und die von wahrhaft christlichem Sinne zeugenden „Geistlichen Lieder“, denen auch ein kurzer Lebensabriß ihres Verfassers beigegeben ist.

Die schönen Tage von Drackendorf erreichten zuletzt ihr Ende und ich ging — diesmal in Begleitung der lieben Freundin Lottchen Stieler — wieder nach Dresden, wo mir die hehre Kunst die Stelle der Natur ersetzen mußte; die Galerie war mein und Lottchens beständiger Aufenthalt. Wir wohnten in einem Zimmer, welches Gerhard von Kügelgen, der eine Sommerwohnung in Loschwitz bezog, von seiner Etage in der Neustadt uns überließ; gleich nach meiner Ankunft schrieb ich an Goethe, berichtete ihm von der herzlichen Aufnahme, die ich gefunden, und wie ich meine Studien eifrig fortsetze. Gleichzeitig legte ich ein gutes Wort ein für etliche Zeichnungen des Malers Friedrich, welche dieser dem Dichter gesandt hatte, damit derselbe sich, wenn möglich, für deren Verkauf verwende.

Ein traulicher Freundeskreis umgab mich binnen kurzem in dem lieben Dresden. Besonders häufig sah ich damals Henriette von der Gröben — welche ich auch porträtierte — und deren Bräutigam, den Professor Solger bei mir, und so lustig ging es manchmal in meinen schlichten Räumen her, daß ich mich eines Abends entsinne, an welchem wir endlich alle munter zu tanzen anfangen. Die Fröhlichkeit dieser Tage wurde für mich noch besonders erhöht durch die Nachricht von der schnellen Heirat Pauline Gotters mit dem Philosophen Schelling, der damals in München angestellt war. Die erste Frau desselben, Karoline, geborene Michaelis, verheiratet gewesene Doktorin Böhmer aus Göttingen, A. W. Schlegels geschiedene Gattin, war die beste Freundin von Paulines Mutter gewesen und hatte mit dieser in einem vertrauten Briefwechsel gestanden, welcher zuletzt zur Erleichterung der Matrone von deren Tochter Pauline geführt wurde. Nach dem für Schelling unsäglich schmerzlichen Verluste seiner Gattin (7. Sept. 1809) setzte der Witwer die Korrespondenz fort, und äußerte dabei den Wunsch, die lieben, ihm geistig schon so nahestehenden Frauen auch persönlich kennen zu lernen. Er schlug deshalb ein Rendezvous an der Nordgrenze Bayerns vor; dieses gewährte man ihm, und Pauline machte beim ersten Begegnen im Posthause zu Lichtenfels gleich

einen so tiefen Eindruck auf den Philosophen, daß dieser am folgenden Tage um ihre Hand bat. Ja, er wünschte dringend, daß die Hochzeit schon binnen acht Tagen folgen möchte; ein Verlangen, welchem man nachgab. Schelling kam nach Gotha, dort wurde die Hochzeit gefeiert und Pauline begleitete als junge Frau ihren Vatten nach München. Im glücklichsten Verein lebten beide in der Hsstadt, bis Schelling als Greis durch Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen wurde. Trotzdem die Ehe mit sechs Kindern gesegnet war, machten Schellings doch oft große Reisen; auf einer derselben starb der Philosoph in seinem achtzigsten Jahre (20. August 1854) zu Ragaz in der Schweiz, nachdem er noch die Freude gehabt hatte, die glückliche Versorgung seiner sämtlichen Kinder zu erleben.

Unterdessen war 1812 der Krieg wieder ausgebrochen; ich sah den Kaiser Napoleon, als er vor seinem Zuge nach Rußland in Dresden verweilte. Er stand auf der Höhe seiner Macht; Könige und Fürsten warteten in seinem Vorzimmer oft stundenlang, bis es ihm gefiel, sie vorzulassen. Die deutsche Hauptstadt veranstaltete zu Ehren des Unterdrückers des deutschen Volkes eine Illumination, so glänzend und prachtwoll, wie ich sie kaum jemals wieder gesehen habe. Wenig Monde später — und Napoleon kam flüchtig aus Rußland zurück, besiegt, zertreten, er, der soeben noch auf schwindelnder Höhe gestanden!

Der Winter von 1812 auf 1813 verging unter bangen Sorgen und ängstlichen Erwartungen für die Zukunft. Die Gemüter wurden von den widerspruchsvollsten Stimmungen beherrscht; gegen politische Unterhaltungen erging bei vielen ein förmliches Verbot, denn man kam ja nie ohne tiefes Herzweh davon, und man gebrauchte doch frischen Mut und Kraft niemals nötiger als in jenen Tagen! Da die Zustände sich immer drohender gestalteten, flüchtete sich Kugelgen, der Dresden nicht ohne Grund für sehr unsicher hielt, mit seiner ganzen Familie; anfangs nach Ballenstädt zu den Eltern seiner Schülerin Karoline Bardua, später zu seinen Verwandten nach Hummelshain; ich selbst war nach Jena in das elterliche Haus zurückgekehrt. Wir verlebten das Weihnachtsfest in aller Stille; nur deshalb will ich des Tages gedenken, weil Goethe in dieser Zeit Gelegenheit nahm zu einer besonderen Aufmerksamkeit gegen mich. Weihnachten 1810 hatte er mir eine Stickerei geschenkt; ich war weit davon entfernt, jemals

wieder eine ähnliche Freundlichkeit zu erwarten. Um so mehr überraschte mich die schöne Gabe eines allerliebsten Spiegels, den mir der Dichter in den ersten Tagen des Jahres 1813 mit folgenden eigenhändigen Zeilen sandte:

„Da wir unsrer lieben Freundin zum neuen Jahre nichts erfreuliches erwiesen, so spiegle sie zu Epiphantias sich an ihren eigenen Tugenden und denke der Liebenden und Teilnehmenden. G.“

Sich im Spiegel eitel zu beschauen oder gar sich zu putzen — dafür sollte freilich bald Zeit und Lust sich verlieren. Schon jagte eine Gemütsbewegung die andere; die Trümmern von Moskau hatten Napoleons Stern unter ihrem Schutte begraben; Yorks mutvolle That der Konvention von Tauroggen belebte auch in Deutschland den patriotischen Geist. In aller Herzen entbrannte die Hoffnung, daß endlich die Stunde der Erlösung von dem schmachvollen Joche der Fremdherrschaft für uns geschlagen habe; heimlich rüsteten sich nicht weniger als sechs meiner Bettern, bei dem bevorstehenden Entscheidungskampfe selbstthätig eine Rolle zu spielen.

So sehr auch in meiner Brust warme Theilnahme für die Geschichte des Vaterlandes lebendig war: zu viele schmerzliche Erinnerungen wurden bei dem ringsum herrschenden kriegerischen Leben wieder in mir wach; ich lebte deshalb, von dem Treiben der Öffentlichkeit zurückgezogen, still für mich und beschäftigte mich nur eifrig mit Malen. Frau v. Heygendorf in Weimar (die Jagemann), die sich stets auf das liebeichste für mein Streben interessierte, ließ mir mehrere ihrer schönsten großen Olgemälde, welche ich kopierte; ebenso sendete mir Kügelgen einige seiner Arbeiten zu demselben Zwecke, z. B. die Germania, wie sie voll tiefer Trauer den Aschenkrug ihrer gefallenen Söhne umfaßt. Es glückte mir, Kügelgens Original vorteilhaft nach Altenburg zu verkaufen; ein für den Künstler doppelt erfreuliches Ereignis in jener drangsalsvollen Zeit.

Mancher interessante Kopf bot sich mir zum Porträtieren dar, unter anderen derjenige Knebels, dessen Wiedergabe zu meiner Freude allgemein ansprach. Ich verlebte liebe Stunden mit diesem edlen Geiße; auch Goethe fand sich häufig bei den Sitzungen ein. Knebel schrieb mir in Beziehung auf sein Porträt: „Ich danke Ihnen nochmals recht sehr, liebe und gütige Freundin, für alle die Mühe und



Liebe, die Sie an mein Bildnis gewendet haben. Es wird mich immer an die guten Stunden erinnern, in denen ich Ihr freundliches und liebenswürdiges Gemüt näher habe kennen lernen. Eben dasselbe bildet sich auch in allem dem ab, was Sie machen, und wird Ihren Bildern immer Reiz und Beifall erhalten. Wie glücklich sind Sie, daß Sie die bunten schönen Farben auf die Leinwand malen können, da der Himmel so lange verweigert, sie uns an sich und auf der trüben Erde zu zeigen!“

Als ich das Porträt Anebels vollendet hatte, malte ich dasjenige des Direktors des Mineralogischen Kabinetis in Jena, Bergrats Lenz. Dies trug mir nichts Geringeres ein, als ein Diplom der Mineralogischen Sozietät, wodurch ich zum Ehrenmitglied derselben ernannt wurde; possierlich genug, da ich mich für dieses Fach niemals interessiert habe und kaum den Ziegelstein vom Granit zu unterscheiden weiß.

Unter anderen Besuchen empfingen meine Eltern beinahe allabendlich auch diejenigen des bereits erwähnten, in der gelehrten Welt rühmlichst bekannten Mediziners Professor Kieser, zuletzt Präsident der Leopoldinischen Carolinischen Gesellschaft. Wir widmeten die Abendstunden dem Studium der italienischen Sprache und lasen den Tasso, zur Verzweiflung meiner guten Schwester, welche diese Lektüre höchlich langweilte.

So gab es inmitten verworrener Zustände, trotz Angst und Not, wovon ein jeder seinen Teil zu tragen hatte, doch auch manche Lichtpunkte, ja, vielleicht würdigte man diese in der allgemeinen Bedrängnis gerade um so mehr. Zu diesen Lichtpunkten zähle ich ein sogenanntes „Kartoffelkränzchen“, welches sich allwöchentlich versammelte und woran sich u. a. die Schwestern der Frau Frommann, deren geistvoller Bruder, Herr Wesselhöft, und der Professor Rötke beteiligten. Fouqué war damals der Held des Tages; sein „Zauberring“ erfreute uns vor allem bei diesen Zusammenkünften. Mich entzückte aber besonders „Undine“.

Dies sprach ich einmal lebhaft gegen Goethe aus, daher die Anspielung in einem nachfolgenden Briefe, der, scherzhaft wie er ist, zugleich einen tiefen Blick in das menschenfreundliche Herz des Dichters tun ließ.

Ich hatte diesem nämlich die bedrängte Lage des schon erwähnten Malers Kersting in Dresden geschildert und einige Bilder desselben auf Goethes Wunsch zur Ansicht nach Weimar kommen lassen. Allein sie fanden keine Käufer, mit Ausnahme der „Stickerin“ (wozu ich selbst gegessen hatte). Dieses Bild erwarb auf Goethes Verwendung Herzog Karl August für sich.

Hieran ließ sich indessen der hilfsbereite Dichter noch nicht genügen; um Kersting erfolgreicher zu unterstützen, griff er zu dem Auskunftsmittel einer Lotterie. Wenn es gelang, 114 Lose, jedes zu drei Kopfstück, unterzubringen, so konnten wir dem Künstler eine erkleckliche Summe übersenden.

Den Erfolg einer Sache, welche Goethe in die Hand genommen, hielt ich für vollkommen gesichert; an die Schwierigkeit, so viele Lose unterzubringen, dachte ich nicht. In meiner Herzensfreude schrieb ich daher an Kersting und verkündigte ihm sein Glück. Es fand sich jedoch, daß das Unternehmen weitläufiger war als ich anfangs geglaubt, ja, beinahe wäre es gar nicht zustande gekommen.

Der Zufall wollte, daß mein Vater bei der unter Goethes Leitung erfolgten Verlosung eins der Bilder gewann, nämlich den bereits erwähnten „eleganten Leser“, der bei dem Schimmer einer argand'schen Lampe studiert. Goethe setzte mich von dem Glücksfalle in Kenntnis. Als mein Vater das Bild veräußerte, kassierte Goethe das Geld ein und sandte es mir.

In diesem März des Jahres 1813 bereiteten große politische Ereignisse sich vor. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte sein Volk in die Waffen gerufen; Theodor Körners schwungvolle Lieder mit den herrlichen Melodien C. M. von Webers, Ernst Moritz Arndts feurige, patriotische Schriften entflammten die deutsche Jugend; das Volk stand auf, der Sturm brach los. Auch meine sechs schon lange ungeduldischen Vettern waren jetzt nicht länger zu halten; kampfesmutig zogen sie mit soviel tausend anderen hinaus in den Krieg für das deutsche Vaterland.

Es war eine fieberhafte Zeit; eine Nachricht jagte die andere, kriegerisches Leben kam in unsere unmittelbare Nähe. Am 2. Mai wurde die Schlacht bei Groß-Görschen geschlagen; zerstreute Truppenteile jeder Waffengattung durchzogen unsere Täler; auch das Lützowsche



12. Kersting, Stube mit Stickerin

Freikorps marschierte durch Thüringen. Eines Sonntags morgens hatte die Frühlingspracht meinen Vater und mich ins Freie gelockt; die Bäume standen in voller Blüte und glänzten im Sonnenschein; die Vögel sangen, die Glocken läuteten in den nahen Dörfern — aber unten im Tale hörten wir ein starkes Schießen; die Franzosen lieferten den Verbündeten ein blutiges Scharmügel.

Daß während des kriegerischen Treibens die Kunst nicht in der Weise zu pflegen war, wie es ohne dieses geschehen sein würde, brauche ich kaum zu sagen. Hatte doch alle Welt nur ein Interesse, nur ein Gespräch! An Musik war fast nicht zu denken; nur mechanisch spielte ich bisweilen, um nicht meine ganze Fertigkeit einzubüßen. Etwas lebhafter betrieb ich die Malerei. Silvia von Ziegefars späterer Gatte, Professor Köthe, der als Feldprediger mit gegen Frankreich zog, wurde im Priesterrock gemalt; ich hielt dies Porträt für eines meiner gelungensten. Silvien selbst zeichnete ich in Kreide; überdem begann ich eine heilige Katharina in Pastell. Aber die leidige Politik, diese gräßliche Hydra, ertötete die Freude an allem Schaffen.

Goethe hatte sich vor den Unruhen nach Lößlich zurückgezogen; „mit welchen Wünschen und Hoffnungen, bedarf keiner Worte!“ lautete sein Scheidegruß an liebe Freunde. Seine Entfernung war vollkommen begreiflich; die vielen Einquartierungen wurden am Ende unerträglich, dazu die Leuerung und große Armut! Gern und freudig würde man dies alles hingenommen haben — fühlten wir doch mit jedem Guten, Redlichen aufs schmerzlichste die Noth des Vaterlandes! — hätte man nur gesehen, wo es denn endlich hinaus wollte mit dem Feldzuge. Aber an der Spitze der Bewegung ein Oesterreich, dessen Prinzessin die Gemahlin eben jenes Napoleon war, den man bekämpfte — was war da zu hoffen!

So mußte denn der Jammer ertragen werden, und — er ward ertragen. Freilich taten die Behörden zu seiner Linderung das Mögliche; der jugendliche Prinz Bernhard von Weimar, Karl Augusts zweiter Sohn (geb. am 30. Mai 1792, also damals einundzwanzig Jahre alt), übernahm selbst die Leitung der Einquartierungsgeschäfte des ganzen Landes. Bald war er in denselben völlig orientiert und bewies sich als äußerst tüchtiger, braver und tätiger Mann. Oft kam er auch nach Jena, um Ordnung und Fluß in die Dinge zu bringen;

da war er denn von Herzen froh, wenn ihn die Einwohner ganz schlicht und bürgerlich zu sich einluden. Auf der Schneidemühle, einem Sommervergnügungsorte vor Jena, wurden ihm kleine Festlichkeiten von einfachstem Charakter, meist Picknicks, veranstaltet; die Jugend spielte dabei Gesellschaftsspiele und war ausgelassen lustig. Steife Diners liebte der Prinz gar nicht; einmal gab ihm mein Vater ein bescheidenes Mahl in einer kleinen improvisierten hübschen Laube in unserem Gärtchen; Prinz Bernhard ging mit uns hinaus und wieder herein, war sehr liebenswürdig und vertraulich herzlich und unterhielt sich aufs lustigste namentlich mit Louise Marezoll und mir. Ich mußte ihm die Entstehungsgeschichte unseres Gärtchens erzählen, die allerdings drollig genug war: mein Vater hatte dasselbe einem steinigten Weinberge von wenig Brauchbarkeit mit großer Mühe abgerungen; als Kinder hatten wir fleißig an der Urbarmachung des schönen Platzes, der eine wundervolle Aussicht über das ganze Saalethal gewährte, durch Herausfuchen der Steine mitgeholfen. Aus diesen war dann das kleine Haus erbaut worden, welches nun auf dem Grundstück stand und Schutz gegen die Unbilden des Wetters gewährte. Die Mitteilung dieser Umstände machte unserm hohen Gaste ersichtlich Vergnügen; „da müsse man freilich“, meinte er, „den Acker lieb haben wie ein eigenes Kind.“

Ganz Jena jubelte, als dieser begabte junge Prinz in der Mitte des Juli an Hendrichs Stelle Kommandant wurde; er zog aufs Schloß und war uns ein guter Nachbar, der täglich in unserer schlichten Wohnung einkehrte und manches Mal zu Tische bei uns fürlieb nahm. Der Kavalierr des Prinzen, Graf Edling, gefiel mir weit weniger als sein Gebieter; er war das Urbild eines Hofmanns, die fleischgewordene Artigkeit. Ich fand ihn immer zu höflich; stets hatte ich in seiner Gesellschaft die Empfindung, als lasse er sich zu mir herab. Mein Vater, der oftmals bei dem Prinzen Bernhard speiste und dabei Gelegenheit hatte, sehr genau zu beobachten, urteilte über Herrn und Diener ebenso wie ich.

Leider dauerte diese heils- und freudebringende Episode in jener drangsalsvollen Zeit nicht lange; nach wenigen Monden schon ging Prinz Bernhard, ein ebenso tapferer Krieger wie echt deutscher, patriotisch entflammter Mann, wieder zu seinem Regimente nach Merseburg, wo dasselbe nur auf die Order wartete, um gegen den Feind

zu rücken. Immer näher kam der ewig denkwürdige Herbst; große Heere hatten sich gesammelt; nach den vielen Scharmüheeln, welche stattgefunden und manchmal sogar unser Thal durchtobt hatten, konnte man jetzt von Tag zu Tag eine entscheidende Schlacht erwarten. Wiederum versteckten wir unsere beste Habe, diesmal sorgsamer als vor sieben Jahren. Daß des Vaterlandes Geschick nicht wieder ein so herbes sei wie 1806, war jedes Patrioten Gebet; endlich, endlich löste sich die bange Erwartung in der wir geschwebt hatten: der Maler Jagemann kam in den Schloßhof gesprengt unter dem begeisterten Rufe: „Sieg! Sieg!“ Mit Freudentränen in den Augen betrat er einen Augenblick mein kleines Atelier, um dann sogleich weiter nach Weimar zu eilen. Die Völkerschlacht bei Leipzig war geschehen.

Von nun an galt es, den Feind gänzlich vom deutschen Boden zu vertreiben. Jung und Alt strömte zu den Waffen; Männer verließen ihre Familie, Knaben liefen aus der Schule, um sich anwerben zu lassen, eine nie erlebte Begeisterung bemächtigte sich des ganzen Volkes. Endlich kam auch der lange mit schmerzlichster Ungeduld erwartete sächsische Aufruf zur Bildung freiwilliger Corps, und ich mußte alle liebsten Freunde und Bekannte, alle, die unser enges häusliches Leben erheitert hatten, den schönen Entschluß ergreifen sehen, für die glorreiche Sache zu fechten. So innig mich dies zwar erfreute, ein so stolzes Glück es mir war, gerade unsere Freunde zuerst unter diese Edlen zählen zu können, so behauptete doch auch das Herz seine Rechte, und die bittere Trennung, die Aussicht auf tausend Gefahren, denen diese Heldenmütigen entgegen gingen, goß Wermutstropfen in jene Freude.

Die berauschende Siegeskunde von der Einnahme der Stadt Paris durch die Verbündeten, welche in der ersten Woche des April durch das ganze, laut aufjubelnde Vaterland erscholl, versetzte auch unsere Familie in so frohe Stimmung, daß beschlossen wurde, die Hochzeit meiner Schwester Wilhelmine, die schon seit fünf Jahren mit dem Prediger Strack zu Bachra (zwei Stunden von Tölleba) verlobt war, sogleich zu feiern.

Der Frühling beging das Fest mit uns, schon im April standen die Apfelbäume in vollster Blütenpracht. Außer unseren Verwandten

und nahen Bekannten hatte sich auch Gerhard von Kügelgen mit seiner Familie aus Hummelshain eingefunden; die Gegenwart dieser wackeren Menschen erhöhte noch die Freude des Tages. Der Volterabend wurde bei Frommanns allerliebste gefeiert; als Gäste erschienen Bauern des Dörfchens, dessen Pfarrstelle mein Schwager bekleidete, und überreichte dem jungen Paare allerlei nützliche Geschenke. Am nächsten Tage bestieg die Hochzeitsgesellschaft, nachdem Superintendent Marezoll in unserer festlich geschmückten Wohnung die Trauung vollzogen hatte, bei schönstem Wetter die Künigsburg, wo die Neuvermählten die Mutter sämtlicher jungen Mädchen spielte, was große Heiterkeit hervorrief.

Nach der Abreise des jungen Paares wurde es still bei uns; auch Kügelgens schickten sich an, nach Dresden zurückzukehren. Die Lage der Dinge in Sachsen ließ dies jetzt zu, denn Dresden, das nach der Schlacht bei Leipzig von 300 000 Mann Franzosen besetzt geblieben war, hatte nach kurzer Belagerung kapituliert, die französische Besatzung ward Kriegsgefangen erklärt, und der russische Fürst Repnin übernahm das Stadtkommando. Nachdem Ordnung und Ruhe wiederkehrt war, sehnten Kügelgens sich nach der Heimat zurück, um sich mit eigenen Augen von den dortigen Zuständen zu überzeugen; bereitwillig stellte ihnen mein Vater seinen Wagen zur Verfügung. Kügelgens luden mich ein, die Reise mitzumachen und in Dresden bei ihnen zu bleiben; ich nahm dies dankbar an. Die Fahrt ging ohne Unfall vonstatten, gegen Ende des Monats Mai 1814 langten wir in Dresden an.

Ich fand die Stadt nichts weniger als unverändert; sie hatte vom Kriege furchtbar gelitten. Die vor Napoleons Heeren davonziehenden Russen hatten die herrliche Elbbrücke gesprengt; die stehengebliebenen Reste derselben waren durch hölzernes Fachwerk notdürftig wieder passierbar gemacht. Fieber und Seuchen hatten geherrscht; das Elend war groß und schwer. Von den alten Freunden traf ich weder Friedrich noch Kersting; jener war aus Furcht vor ansteckenden Krankheiten nach einem Fischerdorfe in der Sächsischen Schweiz übergesiedelt, dieser mit in den Kampf gezogen. „Kersting, der so ausgezeichnet treffende Schütz und Maler“, sagte der Kriegsbericht einer Zeitung damals von ihm, „der Oberjäger Kersting war bei der Erstürmung der



13. Kersting, Haarflechtendes Mädchen



erste auf dem Steinkirch Hügel bei Lüneburg.“ Als Offizier und Ritter des Eisernen Kreuzes kehrte er später in das befreite Vaterland zurück.

Rügelgens bewiesen mir auch jetzt wieder die bewährte Freundschaft; der gütige Künstler räumte mir ein Arbeitszimmer neben seinem Atelier ein, wo ich trefflich malen konnte. Den Lebensunterhalt, dessen ich in Dresden bedurfte, bezahlte ich von einer kleinen Summe, die ich mir in Jena durch heimliches Nähen von Wäsche und Anfertigung von Stickereien erworben hatte; mein Ehrgeiz litt es nicht, daß ich dem Vater zur Last fiel, und noch konnte ich mich durch die Kunst um so weniger ernähren, als die trüben Zeitläufte mir mein Vorhaben in jeder Weise erschwerten.

Bald nach unserer Ankunft in Dresden besuchte Rügelgens Frau ihrer schwankenden Gesundheit halber das Radeberger Bad, aber sie war freundlich genug, mir zu erlauben, daß ich während ihrer Abwesenheit ganz in ihr Haus ziehen und die blinde Schwester des Münzmeisters Kummer, Auguste, zu mir nehmen durfte. Leider mußte diese bald einen entsetzlichen Schrecken mit teilen.

Als ich am 24. Juni früh neun Uhr trotz heftigen Regens mich eben anschickte, in die Galerie zu gehen, ertönte plötzlich ein fürchterlicher Knall. Die Fenster zersprangen, der Ofen stürzte zusammen, die Türen flogen auf, Bilder fielen von den Wänden. Rügelgen rannte mit dem Angstschrei: „Retten wir uns!“ aus seinem Zimmer; die Luft verfinsterte sich durch dicken Qualm: „eine Pulverexplosion!“ rief es auf der Straße. In der Tat war eine stark gefüllte Mine, welche die Franzosen angelegt hatten, durch die Unvorsichtigkeit der Russen, die dieselbe entladen sollten, entzündet worden. Die Mine befand sich in der Nähe des schwarzen Thors, wo der Verkehr sehr lebhaft war; dreißig Menschen und ein Wagen mit vier Pferden wurden das Opfer dieses Unglücks. Der Druck der Luft war so gewaltig, daß in dem stundenweit von Dresden entfernten Pirna etliche Fenster zertrümmert wurden. In unserm Hause blieb keine Scheibe unversehrt; Rügelgens auf der Staffelei befindliche Bilder waren mit Glassplintern förmlich gespickt.

Es war ein furchtbarer Morgen; wenn man es wagte, aus dem Fenster zu sehen, so begegnete der Blick nicht selten Bahren, auf denen Tote vorübergetragen wurden. Rügelgen reiste noch in der nämlichen

Stunde nach dem Bade Radeberg, um seine Frau zu beruhigen, damit kein falsches Gerücht sie erschreckte.

In seiner Abwesenheit hatte ich die Ehre, der Prinzessin Karoline von Weimar, vermählten Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, welche auf ihrer Reise durch Dresden Kugelgens Atelier besuchte, die Honneurs zu machen. Sie war eine durch Geist und Gemüt ausgezeichnete Fürstin und wurde allgemein verehrt; ihre Gegenwart tat mir nach dem entsetzlichen Schrecken doppelt wohl, allein die Spuren der Zerstörung in dem Atelier waren noch zu furchtbar, als daß ich zu dem Gefühle ruhiger Freude hätte kommen können.

Daß die Kunst in dieser Zeit brach liegen mußte, ist nur zu natürlich, Sinn und Geld dafür fehlten. Einquartierung aller Art, Durchmärsche, Teuerung, Krankheiten erschöpften die Mittel. Zum Glück hatte mir Graf Edling einen nicht unbedeutenden Auftrag gegeben, nämlich den, aus einer in der Dresdener Galerie vorhandenen, von Dionysius Calvaert herrührenden Kopie nach Raffaels „heiliger Cäcilie auf den Gesang der Engel hörend“ sämtliche Köpfe zu kopieren. Außer der Heiligen selbst waren dies St. Paulus und Geminianus, Magdalena und der Evangelist Johannes. Nächstdem beauftragte mich Frau Rodde aus Lübeck, die ich in Gotha bei ihrer dort verheirateten jüngeren Schwester kennen gelernt und welche mir ihre freundliche Neigung geschenkt hatte, ihre beiden Töchter zu malen. Sie war zu meiner großen Freude mit den Bildern zufrieden; Lust und Hintergrund hatte Freund Friedrich später auszuführen die Güte. Frau Rodde war die Tochter des berühmten Geschichtsforschers Professor Schlözer in Göttingen und von ihrem Vater mit einer so staunenswerten gelehrten Bildung ausgerüstet worden, daß die Georg-August-Universität 1787 bei ihrem Jubiläum dem 17jährigen Mädchen die philosophische Doktorwürde verlieh. Auf Wunsch ihres Vaters hatte Ule. Schlözer sogar einige botanische Kollegien gelesen. Aber wie sehr sie auch die Wissenschaften liebte: eine häusliche Stellung zog sie doch vor, und so heiratete sie den reichen Bankier Rodde in Lübeck, wo sie auf sehr glänzendem Fuße lebte. Die Erziehung ihrer beiden Töchter leitete sie selbst und unternahm mit denselben jährlich große Reisen, auf denen sie damals nach Dresden gekommen war; einmal ging sie mit den jungen Mädchen auch nach Paris, wo sie gelehrte Verbindungen mit

einigen Männern der Wissenschaft unterhielt. Die Töchter waren ungeachtet ihrer mehr als gewöhnlichen Bildung sehr bescheiden und liebenswürdig, leider aber kränklich; die älteste starb schon zwei Jahre, nachdem ich sie kennen gelernt, an einem Brustübel.

Wie dieser Auftrag der kunstsinnigen Dame für mich, so war es für Kügelgen eine Wohltat, als die edelmütige Freiin Elise von der Recke ihr Porträt bei ihm bestellte. Ich hatte nun öfters Gelegenheit, auch mit dieser geistreichen Frau zu verkehren.

Ende August verließ ich Dresden und reiste in die Heimat zurück; Kügelgen zog mit mir, um seine in Weimar angefangenen Bilder zu vollenden. Er malte damals Frau Johanna Schopenhauer, die Großfürstin Maria Paulowna, Schiller (diesen nach vorhandenen Zeichnungen), Wieland, und zuletzt auch die Köpfe meiner Eltern. Das Bild meiner guten Mutter, die sich schon damals sehr leidend fühlte, ward mir ein doppelt theures Geschenk von des Künstlers Hand, da nach schwerem Krankenlager bald darauf der Tod die arme Dulderin ereilte. In wahrer Glaubensfreudigkeit schloß sie am 22. Sept. 1814 die Augen, Friede mit sich und ihrem Gott lag auf dem Gesichte der Entschlafenen.

Nach diesem tiefschmerzlichen Verluste begann für mich eine neue Lebensperiode. Es galt nun, meinem Vater, der leider schon seit längerer Zeit mit einer nicht sehr würdigen Frau Beziehungen angeknüpft hatte, die gewohnte Häuslichkeit treulich zu erhalten, damit er womöglich nicht zu einer zweiten Ehe schreite. Er aber verlangte, daß ich mich meiner Kunst ferner fleißig widmen solle, denn auf diese sei meine Zukunft gebaut. Ich bedurfte des Aufgebots meiner ganzen physischen wie moralischen Kraft, um Ansprüchen gerecht werden zu können, welche so widersprechend und daher nur sehr schwer zu erfüllen waren.

Meine Gesundheit litt unter diesen drückenden Verhältnissen und geriet endlich in fortwährendes Schwanzen; ich durchlebte ein trübes, trübes Jahr, namentlich nachdem mein Vater den Entschluß einer Wiederverheirathung bestimmt gefaßt hatte und sehr bald wirklich auszuführen sich anschickte, während gleichzeitig infolge der durch Napoleons Rückkehr von Elba aufs neue eingetretenen Wirren die Kunst wiederum, wenn auch zum Glück nur auf kurze Zeit, das Aschenbrödel

wurde. Um so dankbarer erinnere ich mich der Fürsorge meines edlen Gönners Goethe, der mich im Herbst 1815 auf einige Tage zu sich nach Weimar einlud. Auch bei Frau v. Hengendorf-Lagemann machte ich dann und wann einen kurzen Besuch; Goethe hatte nichts dagegen einzuwenden, obgleich die Künstlerin oft störend in seine Verfügungen beim Theater eingriff. Er achtete sie jedoch als schauspielerische Kraft so hoch, wie sie es verdiente, und ließ ihr neben seinen Lieblingen, Pius Alexander Wolff nebst dessen Gattin, volle Gerechtigkeit widerfahren. Das erwähnte Dreigestirn leuchtete hell am Kunsthimmel Weimars und machte glänzende Aufführungen der Meisterwerke Shakespeares, Calderons, Goethes, Schillers und anderer möglich. Einmal war es mir vergönnt, einer Leseprobe des Trauerspiels „Romeo und Julia“ in Goethes Hause beizuwohnen. Die unermüdlche Geduld, mit welcher Goethe einzelne Stellen von den Schauspielern bis zum Gelingen der kleinsten Tonschattierungen wiederholen ließ, war bewundernswürdig. Freilich konnte er nur so das Weimarische Theater zu jener Blüte bringen, welche unter ihm sich so voll und strahlend entfaltete.

Wenige Wochen später, in den ersten Tagen des Jahres 1816, erhielt ich von Goethe eine Bestellung. Er hatte gelegentlich einer Rheinreise im Sommer des Jahres 1814 der Rochuskapelle bei Bingen, welche renoviert wurde, ein Altarbild gelobt; Hofrat Meyer machte den Entwurf, und ich wurde mit der Ausführung in Olfarbe beauftragt. Mit innigem Vergnügen übernahm ich es, bei diesem Vorhaben mitzuwirken. Der Meyersche Karton sagte mir besonders zu; der Heilige ist darauf — nach Goethes Worten in der dazu gelieferten Beschreibung — als Jüngling vorgestellt, der seinem verödeten Palast den Rücken wendet. Die Pilgerkleidung zeigt den Stand, welchen er ergriffen. Zu seiner Rechten sieht man ein Kind, das sich an Silbergeschirr und Perlen, als einer Ausbeute frommer Güterspende, freut; zur Linken ein zu spät gekommenes, unschuldig flehendes Geschöpf, dem er die letzten Goldstücke aus dem Beutel hinschüttet, ja, den Beutel selbst nachzuwerfen scheint. Unten, zur Rechten, drängt sich ein Hündchen heraus, die Wanderung mit anzutreten bereit; es ist freilich nicht dasselbige, welches ihm in der Folgezeit so wunderbar hilfreich geworden, aber darauf deutet es, daß er, als freundlicher und frommer Mann, auch solchen Geschöpfen wohlthätig gewesen und



14. Louise Seidler, Der Heilige Rochus

dadurch verdient, von ihresgleichen Künftighin unverhofft gerettet zu werden. Hinten, über die mit Drangenbäumchen gezierte Mauer, sieht man in eine Wildnis, anzudeuten, daß der fromme Mann sich von der Welt gänzlich ablösen und in die Wüste ziehen werde. Eine durch die Lüfte sich im Bogen schwingende Kette von Zugvögeln deutet auf die Weite seiner Wanderschaft, indessen der Brunnen im Hofe immerfort läuft und auf die unabgeteilte Zeit hinweist, welche fließt und fließen wird — der Mensch mag wandern oder zurückkehren, geboren werden oder sterben.

Nach einem ziemlich lebhaften Briefwechsel zwischen Goethe und mir traf die von Goethe besorgte Leinwand bei mir ein; ich eilte, ihm dies zu melden, und sofort erhielt ich den inzwischen fertig gewordenen Karton, wegen dessen Ausführung ich mich mit dem Hofrat Meyer in Verbindung setzte. Allein jetzt ereignete sich ein trüber Vorfall, welcher die ganze Angelegenheit ins Stocken zu bringen drohte. In den ersten Tagen des Junimondes 1816 nämlich erkrankte Goethes Lebensgefährtin Christiane geborene Vulpius. Das Uebel wurde bald tödlich; sie starb an einer Entzündung (6. Juni 1816).

Da ich dem Dichter in diesen trüben und schweren Tagen nicht lästig fallen mochte, so hatte ich ohne nochmalige Anfrage in Weimar das Bild bereits nach den Anweisungen des Hofrats Meyer fertig untermalt, wobei ich mir im Interesse der Komposition mancherlei kleine Änderungen erlaubt hatte. Dem in Aussicht gestellten Besuche sah ich deshalb mit nicht geringem Herzklopfen entgegen. Doppelte Freude empfand ich aber, als Goethe in seiner gewinnenden Art beifällig meinte, daß in solchen Sachen Frauengefühl stets das Richtige trafe.

Unterdessen hatte ich das Olgemälde des h. Rochus vollendet und war so glücklich, mir des Dichters ganze Zufriedenheit zu erwerben, so zwar, daß er des Bildes öffentlich ehrend gedachte.

Vielleicht war es auch mit eine Rückwirkung dieser Zufriedenheit, wenn mir kurze Zeit danach von dem gütigen Großherzoge Karl August eine außerordentlich freudige Überraschung zuteil wurde, von der ich vorher auch nicht die entfernteste Ahnung gehabt hatte. Eines Tages, als ich Frau von Hengendorff-Lagemann in Weimar einen Besuch abstattete, trat mir diese liebenswürdige Künstlerin, welche in jener Zeit öfter mit mir über meine unglücklichen häuslichen Verhältnisse

gesprochen und eine mögliche Abhilfe beraten hatte, unerwartet mit der frohen Nachricht entgegen, daß der Großherzog mir auf ihre Fürbitte aus seiner Schatzkammer vierhundert Taler bewilligt habe, damit ich in München ein Jahr lang die Kunst studiere. „Nun brauche ich mich nicht mehr nutzlos aufzuopfern und könne in der Malerei tüchtige Fortschritte machen,“ setzte sie freundlich hinzu, als mir vor Glückseligkeit Tränen in die Augen traten. Dem edlen Fürsten konnte ich noch am nämlichen Abend bei Frau von Heygendorf meinen innigsten Dank ausdrücken, den er väterlich und herzlich entgegennahm.

In der That, wie glücklich war ich! Losmachen konnte ich mich nun von den drückenden, ja, erdrückenden häuslichen Verhältnissen; der Anfang einer selbständigen Existenz war in meine Hand gegeben. Ein freies Künstlerleben winkte mir mit all seinem Zauber; mit seinen Mühen, aber auch mit seinen lohnenden, herrlichen Aufgaben!

Nun ging es mit dem Anfang des neuen Jahres 1817 an die Vorbereitungen zu der für mich so wichtigen Reise nach München. Ich ordnete alle meine Verhältnisse gleichsam testamentarisch; dann nahm ich Abschied von den Verwandten und Freunden in Weimar und Gotha. Hier wurde mir noch eine Audienz vom Herzog August bewilligt, in welcher er mir einen letzten, wunderbaren Auftrag erteilte. Er beschäftigte sich nämlich damals gerade mit der indischen Religion und nahm an, daß Brahma, Wischnu und Schirwa das Nämliche wie unsere Dreieinigkeit wäre. Er sprach mit mir lange darüber und stellte mir endlich die Aufgabe: Christus als Wischnu zu malen; er müsse Perlmutter-Augen haben, die Fingernägel seien mit Alhenna — jener Wurzel, die im Orient von den Weibern zum Schminken gebraucht wird — rot gefärbt, auf seiner Brust erblicke man einen Fisch usw. Mir schwindelte der Kopf; ich verneigte mich und stammelte etwas wie: „Ich will's versuchen!“

Bei diesem letzten Besuche in Gotha machte ich noch die Bekanntschaft des ehemals allmächtigen Gothaischen Ministers von Thümmel, der sich vor nicht langer Zeit nach Altenburg zurückgezogen hatte. Er war der Bruder des Verfassers der berühmten „Reise in das mittägliche Frankreich“ und hegte den Wunsch, daß ich den Autor dieses Werkes noch vor meiner Abreise nach München malen möchte; eine Bestellung, der ich nicht wohl aus dem Wege gehen konnte.

Der Auftraggeber, Exzellenz von Thümmel, der vormalige Minister, war ein schöner, origineller, geistreicher Mann, von dem die geheime Geschichte berichtet, daß er sich die Gunst der einstigen Erbprinzessin von Gotha, geborenen Prinzess von Mecklenburg, erworben, deren weiblicher Gemahl (der wunderliche Herzog August) der Krone keinen Erben verhiess. Noch spät schienen die Wünsche des Landes in Erfüllung gehen zu sollen, jedoch kein Prinz, sondern eine Prinzessin wurde geboren; die von mir in diesen Blättern bereits erwähnte nachmalige Herzogin von Koburg.

Ehe ich der Einladung des Ministers von Thümmel folgen konnte, wurde es April; in den letzten Tagen dieses Monats traf ich in Altenburg ein. Dort hatte sich der reich begüterte Mann nach seinem Rücktritt vom Staatsdienst eine Villa erbaut; die höchst geschmackvolle Besizung lag auf einem kleinen Berge, rings um dieselbe zog sich ein weitläufiger Park, worin sich ein großer Fischteich befand. In diesem Parke sah man fünf oder sechs Schweizerhäuschen, an welche das Gerücht manches Liebesabenteuer des galanten Ministers knüpfte. Kein Wunder also, daß dessen Gemahlin (geb. von Rothkirch), als sie von der Einladung gehört hatte, welche mir zuteil geworden war, erst genaue Erkundigungen über mich einzog. Da diese beruhigend ausfielen, wurde mir ein Atelier und Schlafzimmer dicht neben den Gemächern der Töchter des Hauses eingeräumt.

Ein unverheirateter Sohn des Ministers war in der Nähe von Altenburg als Oberforstmeister angestellt. Als wir ihn eines Tages besuchten, fiel uns ein schmucker und trotz seiner anscheinend großen Jugend sehr gewandter Jägersbursche angenehm auf, welcher die Bedienung bei Tische besorgte. Daß dieser schöne und kräftige Jüngling — ein Weib war, ahnte niemand. Dennoch war dem so; ohne es zu wissen, sahen wir eine Geliebte des jungen Thümmel vor uns, welche diesen auf Reisen, in die Bäder usw. als Diener begleitete.

Der Minister von Thümmel, immer noch eine sehr stattliche Erscheinung, war ein barocker Mensch; einmal ließ er auf dem Dache eines türkischen Kiosks, wo sich ein länglicher Altan befand, im Freien das Diner servieren, obwohl es im April und eifig kalt war. Schnee und Hagel fiel auf die Tafel nieder, allein wir mußten ausharren. Das Abenteuerliche hatte eben für den Herrn des Hauses einen



besonderen Reiz. Noch auf dem Totenbette befahl er, daß man ihn, wenn er gestorben sei, in aufrechter Stellung, nur mit einem Betttuche umwickelt, auf seinem Landgute Rößdenitz bei Löbichau, in dem inneren Raume einer uralten riesenhaften Eiche, wo er häufig getafelt hatte, beisetzen solle; ein Verlangen, welchem man, wie ich gehört zu haben glaube, wirklich nachgab.

Des Ministers Bruder, der Dichter Moriz August von Thummel, den ich porträtieren sollte, war damals schon ein zusammengesunkener, abgelebter Greis mit verschrumpften Zügen und kleinen, blinzelnnden, grauen Augen. Trotz seiner Häßlichkeit machte er indessen einen freundlichen Eindruck. Da er sehr schwächlich war — kein Wunder bei seinen neunundsiebzig Jahren! — so vermied er es, viel zu sprechen; die Aufgabe, ihn zu malen, war daher keineswegs anziehend. Einige Entschädigung für dieselbe gewährte mir eine angenehmere Arbeit, welche bei mir bestellt ward, nämlich ein lebensgroßes Bild der Domina des Altenburger Damenstiftes, der schönen Freiin von Friesen, diese in der malerischen Ordenstracht darstellend.

Endlich waren beide Gemälde vollendet. Ich kehrte nach Jena zurück, traf meine letzten Vorbereitungen, und am 4. Juli 1817 brach ich bei herrlichstem Reisevetter von meiner Vaterstadt auf, ausgerüstet mit zwei Empfehlungsbriefen Goethes, von dem ich am Tage zuvor dankbaren Herzens und in tiefer Bewegung Abschied genommen hatte.

Mein erstes Ziel war Koburg, wo ich bei den lieben Stockmars die freundlichste Aufnahme fand. Christian Friedrich, mein Jugendfreund, war bereits vor Jahresfrist als Leibarzt des Prinzen Leopold von Koburg (der sich mit der Prinzessin Charlotte von England vermählt hatte) nach London abgegangen, aber die Eltern empfingen mich mit der größten Herzlichkeit. Nach kurzem Aufenthalte in ihrem gastlichen Hause zog ich weiter nach Nürnberg, wo ich einige Tage verweilen wollte, um die schönen Vermächtnisse vaterländischer Meister zu betrachten. Ich fand die Familie Seebeck daselbst wieder, welche sich inzwischen dort niedergelassen hatte; freundlich ward ich begrüßt und gastlich aufgenommen. Ein Hauch des Friedens, der Behaglichkeit und Ordnung durchwehte das ganze Haus, man fühlte sich darin heimisch. Der lebenswürdige Mann führte mich überall selbst umher; die altdeutsche Kunst, der ich früher etwas fern gestanden,

ging mir in strahlender Glorie auf, und nachdem ich Herz und Sinn an der Beschauung jener herrlichen Denkmale ehrwürdigster Vergangenheit geweidet, stieg ich, tiefbewegt durch den Abschied von Seebach, wieder in den Postwagen, und weiter ging es über Weissenburg und Donauwörth nach Augsburg. Mein Inneres war noch erfüllt von den wundervollen Eindrücken, die ich empfangen; schlecht paßte es daher zu meiner Stimmung, als ich die Insassen des Postwagens nur die materiellsten Dinge besprechen hörte. Das Hauptthema der Unterhaltung bildete die damals herrschende, allerdings sehr große Teuerung, in Folge deren die Semmeln auf die Größemäßiger Wallnüsse zusammengeschrumpft waren. Über diese Kalamität redeten die Passagiere den lieben langen Tag; endlich war Augsburg erreicht, und ich eilte in das Hotel zu den drei Mohren, wo ich bei dieser Gelegenheit die Gemäldesammlung des reichen Wirtes, welche man mir sehr gerühmt hatte, anschauen wollte. In der That fand ich viel Bedeutendes, z. B. einen überraschend schönen Giorgione.

Aber meines Bleibens war nicht lange; nur im Fluge begrüßte ich die Tochter des Bankiers Schätzler, die ich bei Götters in Gotha kennen gelernt hatte. Man lud mich ein, zu verweilen, allein ich hatte keine Ruhe, ehe ich in München war. Nach mehrstündiger Fahrt langte ich nächtlicherweile bei strömendem Regen endlich an meinem Bestimmungsorte an, wo mich zunächst der „goldene Hahn“ unter seine schützenden Flügel nahm.

Nun hatte mir Madame Asverus in Jena an ihre Freundin, Frau Professor Riethammer, eine herzliche Empfehlung mitgegeben; ich beeilte mich, diese am nächsten Morgen zu überbringen. Sie hatte die über alle Erwartung günstige Folge, daß die gütige Dame, die sich meiner noch von jener Zeit her erinnerte, wo ihr Gemahl in Jena angestellt gewesen, mir gastfrei ein leerstehendes Zimmer in ihrer Wohnung anbot, so daß sich die schwierige Quartierfrage auf überraschend schnelle und glückliche Weise für mich löste. Ich war unsäglich froh, bei einer so geachteten und angesehenen Familie Unterkunft gefunden zu haben; leichteren Herzens konnte ich nun der Entzweiung der Dinge entgegensehen.

Ich wurde alsbald gewahr, daß sich in München zu meiner ferneren Ausbildung die günstigste Gelegenheit darbot. Die Akademie

unter der Leitung des aus Düsseldorf berufenen Direktors J. P. von Langer war vortrefflich zu nennen. Langers Sohn Robert erteilte mit anderen tüchtigen Professoren den Unterricht. Alle Einrichtungen waren zweckmäßig, die Lokalitäten schön und geräumig, überall herrschte Ordnung und eine auf Akademien seltene Reinlichkeit. Abgüsse von fast allen berühmten Antiken fanden sich vor, so die in Deutschland bisher noch nicht gesehenen Dioskuren vom Monte Cavallo in Rom. Der schönste der beiden Pferdehändler stand wegen seiner Höhe in einem besonderen Saale. Im Winter wurde abends nach Modellen gezeichnet, im Sommer dagegen frühmorgens gemalt. Um acht Uhr war Porträt-Studium nach der Natur, woran ich Antheil nahm; hierauf folgte klassenweis der übrige Unterricht. Die Componierenden hatten ein eigenes Atelier; den Landschaftlern diente ein großes Gemälde von Koch zum schönen Vorbilde, daneben waren wirkliche Baumstämme aufgestellt, nach denen Naturstudien gemacht werden konnten. Blieben diese auch dürftig, so war das Gebotene doch immerhin mehr als nichts und namentlich zur Winterszeit willkommen, wo ja Studien im Freien nicht möglich sind.

In der Akademie suchte ich gleich am Tage nach meiner Ankunft den Direktor von Langer auf, der mir sehr liebenswürdig entgegenkam. An ihn war das erste meiner empfehlenden Schreiben Goethes gerichtet; ich brauche wohl nicht zu sagen, daß es mir zum Talisman wurde, vor dem sich, wie in Märchen durch einen Ring, Zweig oder Zauberspruch, auch eine sonst nicht leicht in ihren Angeln zu bewegende Thür gefällig öffnete.

Nachdem ich Herrn von Langer aufgewartet, machte ich einige fernere Besuche, um die anderen Empfehlungen abzugeben, mit denen ich versehen war; zunächst den zweiten Brief Goethes, der mich an den Romanschriftsteller und Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi auf das gültigste empfahl.

Auch dieser Brief sicherte mir den freundlichsten Empfang, sowohl von dem alten Herrn, an den er gerichtet war, als auch von dessen beiden Schwestern. Bei Jacobis war ich, da meine lieben Wirthe zu den intimsten Freunden des Hauses gehörten, wöchentlich wenigstens ein- oder zweimal des Abends oder zu Tisch; es fand sich dort der später durch seinen Aufenthalt in Griechenland hochberühmt



15. P. v. Langer, Familienbild

gewordene Hofrat Friedrich Thiersch mit seiner jungen Frau, einer Tochter des Superintendenten Löffler aus Gotha, ferner der grundgelehrte Friedrich Roth (später Oberkonsistorialpräsident) und außerdem mancher durchreisende Fremde von Distinktion ein. An einem ovalen Tische saßen auf einer Seite die Frauen und auf der anderen die Männer; diese führten gewöhnlich die bedeutendsten Gespräche. Mir war ein Platz in der Mitte der Frauen angewiesen, wo die lebhafteste älteste Schwester Jacobis, Helene, die das Regiment im Hause führte, besonders Wirtschaftsangelegenheiten aller Art besprach. Diese ewigen Küchen- und Gartengespräche wurden mir bald sehr langweilig; vergebens strengte ich mein Gehör an, um etwas von der Unterhaltung der Männer zu erfahren; das Kreuzfeuer der weiblichen Geschwätzigkeit ließ mich von den Gesprächen jener keinen Nutzen ziehen. So verlor ich die Freude an diesen Abenden um so schneller, als dem alternden Jacobi unaufhörlich Weihrauch gespendet wurde; der sonst so geistreiche Mann hatte nämlich leider die Schwäche lächerlichster Eitelkeit.

Wenige Wochen nach meiner Ankunft in München durfte ich Jacobi in Öl porträtieren, damit ich mich auf der nächsten Ausstellung, die nur alle drei Jahre wiederkehrte, als Porträtmalerin empfehlen möchte. Ich begann die Arbeit am 11. September 1817; meines Wissens ist mein Bild das letzte, welches den Philosophen nach der Natur darstellt, denn er starb bereits, hochbetagt, am 10. März 1819.

Meinem Verkehr bei Jacobis trat es nicht weiter hindernd in den Weg, daß ich auch im Hause Schellings aus- und einging, obwohl dieser damals wegen gelehrter Streitigkeiten im Zerwürfniß mit Jacobi lebte, weshalb die meisten anderen Freunde des letzteren sich von Schellings fern hielten. Auf mich hatte das indessen keinen Einfluß, und ich leugne nicht, daß ich mich im ganzen bei Herrn von Schelling wohler fühlte, als bei dessen Gegner. Der Geist des großen Philosophen sprach sich schlicht und einfach aus; seine biedere Herzlichkeit mußte unbedingt für ihn einnehmen. Alles an dem Manne war gesund; er stand eben damals in seinen besten Jahren, während Jacobi, durch die Last seines Alters gedrückt, bereits sehr hinfällig war und unausgesetzter Pflege bedurfte.

In Schellings Gattin fand ich die liebe Institutsfreundin Pauline Gotter wieder; damals erst Mutter von drei Kindern, war sie die anmutigste Hausfrau; das häusliche Glück wurde in den ersten Wochen meines Münchener Aufenthaltes noch durch die Anwesenheit der liebenswürdigen Mutter und zweier Schwestern Paulinens erhöht.

Wie aber auf Erden nichts vollkommen ist, so warf die Kränklichkeit der guten Schelling, wodurch diese oft wochenlang an das Bett gefesselt wurde, einen trüben Schatten auf unsere geselligen Freuden; der geistigen Frische und Teilnahme der edlen Frau an allem Schönen tat ihr Siechtum freilich keinen Abbruch. Wir erfreuten uns miteinander an den soeben erschienenen Gedichten Ludwig Uhlands; auch eigene Gedichte der begabten Pauline entstanden wohl bei passenden Gelegenheiten auf deren Schmerzenslager. Die Lesestunde wurde gewöhnlich in dem an die Krankstube grenzenden Zimmer gehalten; Paulinens zweite Schwester machte dabei die Honneurs.

Bedeutende Fremde aus allen Ländern fanden sich häufig ein; unter diesen der muntere, frische Däne Dr. Hjort und der sinnige schwedische Dichter Atterbom, beide Lieblinge von Schelling. Atterbom feierte die nordischen Volksagen seines Vaterlandes sehr schwungvoll durch einige Balladen; ferner dichtete er „zu Ehren der Sirtinischen Madonna von Raffael“ einen Kranz von zehn tief empfundenen Sonetten unter der Aufschrift: „Maria, die Mutter Gottes,“ welche Schelling sehr befriedigten. Seine Poesien, zart und sinnig, enthalten die schönsten Naturschilderungen, aber sie setzen die Kenntniss der nordischen Mythologie voraus, die überall hinein verwebt ist, wodurch das Verständnis sehr erschwert wird. Atterbom hatte für Schelling eine unbegrenzte Liebe und Verehrung, welche ihren rührendsten Ausdruck fand am Neujahrstage 1818. Nach langem Krankenlager erschien die Hausfrau am Abend desselben zum ersten Male wieder unter den Thüren; man hatte die Weihnachtsbescherung aufgeschoben, um Paulinen daran teilnehmen zu lassen. Ein kleiner Kreis der nächsten Freunde war geladen; jeder erhielt eine sinnige Gabe, welche poetisch empfundene Verschen Paulines begleiteten. Schelling bekam ein Leseschiff, worauf ein Kleeblatt (als Anspielung auf seine drei Kinder) gemalt war; der älteste Sohn, ein bildhübscher, lebhafter Knabe, ward

mit Helm und Harnisch ausgerüstet; Utterbom erhielt ein Erinnerungsbuch. Von der ganzen Feier sichtlich ergriffen, brachte er am nächsten Morgen folgendes schöne Gedicht:

### An Frau von Schelling

#### Der gütigen Geberin

Es weilt sich Dir, aus Deiner Hand empfangen,  
Das Jahrbüchlein am zweiten Neujahrmorgen.  
O wohnt' in meinem sehnenden Verlangen  
Der väterlichen Stalben Kraft verborgen,  
Hinweg von Dir zu singen jener langen  
Erst kaum gedämpften Leiden letzte Sorgen!  
Doch Du bedarfst ja keiner Runenlieder;  
Dich schenkt die Liebe schon dem Leben wieder.

Derweil' indessen noch gewöhnt zu walten  
Ist Seherkunst in jenen nord'schen Gauen:  
Erblick' ich, wie sich jetzt Dir weit entfalten  
Verjüngten Erdenwallens Blütenauen.  
In vier- und fünffach sprießenden Gestalten  
Wirst Du Dein Kleeblatt Dich umschlingen schauen,  
Und prangend in dem Schmuck unzähl'ger Lenzen,  
Den Winter selbst, wie gestern auch, bekränzen.

Wir lauschten an der Thür zur heil'gen Stelle,  
Auf flog sie: staunend jauchzten schon die Söhne;  
Du stand'st, umflossen von des Christbaums Helle,  
Der Weisheit Braut, in lichter Mild' und Schöne!  
Zum Tempel-Eingang ward uns da die Schwelle,  
Wie Hymnen klangen uns der Kinder Töne,  
Und lächelnd wogte durch das Götterzimmer  
Holdsel'ger Gattin, blüh'nder Mutter Schimmer.

Wohl läßt sich fühlen, wie an solchem Herzen  
Des großen Gatten Herz mag freudig schlagen,  
Wohl, wie Dein hold Erscheinen, Trösten, Scherzen  
Den Liebbling stärkt nach ernster Arbeit Tagen,  
Und wie Dein Friedenshauch jedwedes Schmerzen  
Dem teuern Haupt entschleicht, und jedes Zagen!  
So, hohe Frau, wird ewig in mir leben  
Dein edles Bildnis, sanft und lichtumgeben.

In ferne Heimat einst zurückgezogen:  
Wie wird mich Deine Gabe still beglücken!  
Wie kommt Grinn'ung dann weither geflogen  
Und sieht mich an mit klaren Sternensblicken!

Dann schwimm' ich mu' ger mit den Geisteswoogen  
Die dort entpfrungen an der Felsen Rücken.  
Wo jent, aus ew'ger Tief' entfesselt, Aiten  
Uralter Zaß und neuer Zehnsucht Gluten.

In dunkeln Winternächten auch erfahren  
Werd' ich von Zeit zu Zeit die Kund' am Herde,  
Wie Deine Knaben, schlank, in gold'nen Haaren  
Zu Hermanns Siegen ziehn mit Helm und Schwerte,  
Und wie noch Er, geschürmt von Engelicharen,  
Durch macht'ger Rede Tat bezwingt die Erde,  
Gestaltend kühn zu einer Herzenswahrheit  
Der Dichtung Zauber und des Wissens Klarheit.

Dann lodern heller auf die Feuerfunken,  
Dann leuchten Herz und Herd wie Frühlingssonnen;  
Dann sink' ich in die Knie, und freudetrunken  
Dank' ich mit Tränen Gott für Eure Wonnen;  
Die Ferne, die uns trennt, dem Aug' entsinken  
In allvereinigender Freundschaft Bronnen,  
Läßt ungetrückt mich da im Spiegel schauen  
An seiner Brust, die Krone aller Frauen.

Einst, wenn der Erde Finsternisse schwinden,  
Der Bösen Wut verstummt, die eig'nen Qualen,  
Wenn sich am ew'gen Lebensbaum entzünden  
Die Sternentlichter all' mit hellern Strahlen:  
Wie frohe Kinder wollen wir uns finden  
Und spielen in den morgenroten Talen;  
Wie gestern, schmitzt von einer Freude Flammen  
Dort Weihnachtsfest und Neujahrstag zusammen!

Neben Atterbom und Hjort verherrlichte auch der muntere und gutmütige Norweger Steffens oft den Schellingschen Kreis. Trotz seines fremden Vaterlandes war er ein ganzer Deutscher; hatte er doch, seine Professur in Breslau aufgebend, die Freiheitskriege in Blüchers Hauptquartier als Freiwilliger mitgemacht, wo er u. a. zu militärischen Unterhandlungen mit Bernadotte verwendet wurde, als dieser nur sehr schwer zur kräftigen Teilnahme an der Schlacht bei Leipzig zu bewegen war.

Steffens hatte durch seine schriftstellerische Tätigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete schon damals europäischen Ruf erlangt. Ich begegnete ihm öfters in der Akademie. Er war Kunstenthusiast und teilte seine Empfindungen aus der Fülle des Herzens in geistreicher Weise mit; dabei war sein Wesen freundlich, teilnehmend und einfach,





16. Kobell, Bogenhausen bei München

so daß mir der Verkehr mit ihm stets genüßreich blieb. Den Arzt Ringseis, einen strengen Katholiken, finster, schwarz und ganz wie ein Spanier aussehend, lernte ich ebenfalls kennen; ich sah ihn oft bei Langers.

Letztere Familie war streng katholisch, besonders der einzige Sohn Robert; bei dem heiteren Vater trat der Katholizismus weniger hervor. Langers wohnten in einer reizenden, an dem hohen Ufer der Isar gelegenen Villa, im Dörfchen Haidhausen bei München. Für gewöhnlich hatten nur Katholiken Zutritt zu dieser schönen Häuslichkeit; Frau v. Langer, ernst, vornehm, machte die trefflichste Wirtin; eine wunder schöne Verwandte, namens Josephe, stand ihr dabei wie eine Tochter zur Seite. Als Protestantin mußte ich es für eine ganz besondere Vergünstigung halten, wenn mir bisweilen die Einladung zuteil wurde, Sonntags mit in der Villa zu speisen. Der Direktor Langer war bei Tisch unbefangen heiter, der Sohn hingegen ernst, etwas dozierend. Vor und nach Tische wurden gewöhnlich Kupferwerke alter Meister besichtigt.

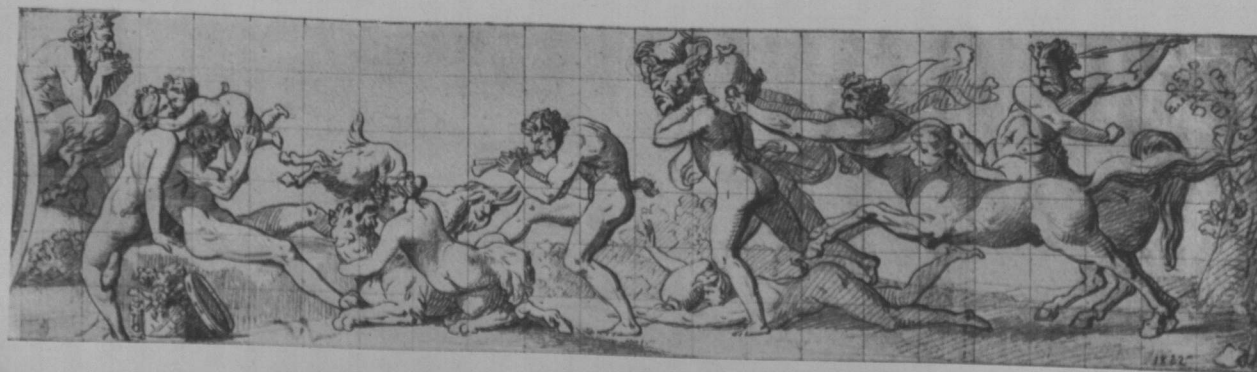
Was meine künstlerische Tätigkeit betrifft, so bekam dieselbe insofern mehr eine selbständige Richtung, als die beiden Langer, Vater und Sohn, von dem Kopieren nicht viel hielten und mehr Benutzung der Natur, sowie Anwendung derselben zu Kompositionen wünschten. Zunächst mußte ich fleißig Hände zeichnen; die erste größere Aufgabe, welche mir der Direktor stellte, war, eine Sibylle zu malen. Dieser Charakter war mir ganz fremd, ich scheute mich deshalb, an die Arbeit zu gehen, und erlangte in der That bald einen mir sehr willkommenen Aufschub. Goethe hatte mich nämlich beauftragt, ein in der königlichen Gemäldegalerie zu München befindliches Porträt von Raffael für meinen Großherzog zu kopieren; die Erlaubnis dazu wurde mir von der zuständigen Verwaltung sogleich erteilt, und ich machte mich ohne Säumnis an die Arbeit, wodurch denn der Entwurf jener Sibylle zunächst in den Hintergrund gedrängt wurde.

Als einer von Goethe begünstigten, vom Großherzoge von Sachsen und dem Herzoge von Gotha beschäftigten Kunstnovize ward mir überhaupt manche Thür freundlich geöffnet, welche sich sonst nur schwer erschloß. Nicht jedem wurde es so gut; trübere Erfahrungen als ich hatte eine Künstlerin machen müssen, welche unmittelbar vor meiner

Ankunft nach Konstanz, ihrer Vaterstadt, zurückgereist war, die ich aber später in Rom kennen und lieben lernte: Maria Ellenrieder nämlich. Da das Studieren auf der Kunstakademie Frauen nicht gestattet war, so hatte sich Direktor Langer anfangs auf keine Weise herbeilassen wollen, Maria Ellenrieder aufzunehmen, bis ihre Tränen, unter denen sie ihm vorstellte, wie ihre Taubheit sie zu jedem anderen Berufe unfähig mache, endlich sein Herz erweichten. Frommer Sinn, rastloser Fleiß und großes Talent machten bald die Schülerin dem Lehrer wert; Herr von Langer sprach mit der größten Wärme von ihr und bedauerte oft, daß ich nicht mehr mit dieser strebsamen Genossin zusammengetroffen sei. Mit der Aufnahme Maria Ellenrieders als Schülerin der Akademie zu München war übrigens ein Präzedenzfall geschaffen, der von guten Folgen war; mehr als eine meines Geschlechtes hat sich später in der Isarstadt ausgebildet, und zwar weder zum Schaden der Kunst, noch zum Nachteil der weiblichen Würde.

Als ich mich in München einigermaßen wohnlich eingerichtet hatte, schrieb ich alsbald an Goethe, dem ich nach gewohnter Weise von all meinen Erlebnissen vorplauderte.

Um ihm meinen andauernden Fleiß zu beweisen, malte ich eifrig an der von ihm gewünschten Kopie; als diese vollendet war, begann ich den Entwurf jener Sibylle, welche mir Direktor Langer zur Übung aufgegeben hatte. Ich war dem Stoffe nicht gewachsen; der Charakter der Sibylle stand mir gar zu fern. Meine Auffassung stimmte nicht mit derjenigen des Direktors überein, was zu manchen Verdrießlichkeiten Anlaß gab. Er schien einen Mangel an Zutrauen in seine Kunstansichten bei mir vorauszusetzen; es war damals die Zeit, in welcher sich in der deutschen Kunstwelt zwei entgegengesetzte Richtungen vorbereiteten. Die eine, diejenige der Akademiker, strebte vor allem nach korrekter Zeichnung, zwar nach der Natur, aber nach den strengen Regeln der Antike. Nur ein tüchtiges, gründliches Zeichnen sichere dem Künstler Leichtigkeit im Komponieren — dies betonten ihre Anhänger fortwährend, und allerdings mit völligem Rechte. Besondere Wichtigkeit legten die Akademiker auf architektonische Anordnung, im allgemeinen weniger das Gefühl, als den Verstand anregend. Das Kolorit hielten sie markig, ohne besondere Rücksicht auf Zartheit, Wahrheit und Durchsichtigkeit der Farbe. Diese Richtung war vornehmlich durch den



17. R. v. Langer, Dekorative Szene

Direktor von Langer repräsentiert, welcher u. a. mit kühnem und breitem Pinsel ein großes Altarblatt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, in dieser Weise ausführte. Natürlich gehörte sein Sohn, gleich den übrigen Professoren, ebenfalls dieser Richtung an; einer von den Schülern Langers, der geniale, bis in sein zweiundzwanzigstes Jahr mit Feldarbeit beschäftigt gewesene, dann aber plötzlich als Künstler sich glänzend hervortuende Tiroler Rhombert zeichnete sich besonders darin aus.

Anders war es mit der neu auftauchenden Schule der sogenannten altdeutschen Richtung, den Romantikern, deren Reigen Cornelius eröffnete. Sie suchten das Gefühl, die seelenvolle Tiefe, die innere Stimmung in der Komposition auszudrücken, wie es die Altdeutschen getan, welche die Natur naiv, ohne die Brille der Antike nachahmten. So wurde z. B. die Madonna von ihnen nicht nur als eine jugendliche Schönheit, sondern weit öfter als gläubig fromme, wirkliche Mutter, oder als jungfräuliche, demütige Magd des Herrn, oder auch als schmerzreiche, abgehärmte Mutter Christi dargestellt. Der sinnig ernste Heinrich Heß, der nachherige berühmte Kirchenmaler, der so Großes in dieser Richtung leistete, ward, ohne es eigentlich zu wollen, zum Haupte dieser aufstrebenden Partei. Um ihn scharten sich alle, die für wahre Kunst Sinn und Gefühl hatten. Zu diesen gehörte auch ein junger Schweizer, namens Kaspar Schinz; er war mit einem besonderen Talent für die Komposition begabt, hatte aber weniger Geschick zur Ausführung in Farben. Als früherer Schüler des Kupferstechers Lips (dessen Kunst er sich anfänglich widmen wollte), war er ein guter Zeichner und verstand sich vortrefflich auf die Perspektive; in der Malerei dagegen fehlte es ihm an Technik. Mir mangelte, was ihm geläufig war, und umgekehrt. Da wir in dem nämlichen Saale arbeiteten, so gab dies bei baldiger näherer Bekanntschaft zu einem Austausch unserer Fertigkeiten Anlaß. Er war ein herzensguter, schöner, ganz mädchenhaft aussehender Jüngling; leider verriet eine abgezirkelte Röte auf seinen Wangen den Keim zu einer schlimmen Krankheit. Wirklich starb er auch schon in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre an der Schwindsucht. Sein knabenhaftes Aussehen und der Umstand, daß er elf Jahre jünger war als ich, begünstigte ein herzliches, von meiner Seite ganz geschwisterliches Verhältnis; Schinz

wurde mir in München (und später in Italien) ein ebenso angenehmer wie nützlicher Führer und Begleiter. Ich sah bald, wie viele Kenntnisse ihm mangelten, besonders in der Literatur; ich bestrebe mich daher, nach eigener schwacher Kraft sein Interesse für diese und ähnliche Dinge zu erwecken. Als Zwinglianer hatte er nie das höhere, poetische Element im Katholizismus gefühlt; durch Heß aber wurde er für diesen Kultus so begeistert, daß er von einer zu großen Überschätzung desselben nur durch meine Bitten: das Neue Testament mit Nachdenken zu lesen, abgehalten wurde.

Hier ist der Ort, auch der Jubiläumsfeier des Reformatationsfestes Erwähnung zu tun. Der 31. Oktober 1517 war der ewig denkwürdige Tag gewesen, an welchem einst Luther seine 95 Thesen wider Legels Ablasskram an die Schloßkirche zu Wittenberg geschlagen hatte; die dreihundertjährige Wiederkehr dieses Tages wurde überall gefeiert, wo ein Häuflein Protestanten sich zusammenfand; so auch in München. Ich beging das Fest im Schellingschen Kreise; des Morgens besuchten Pauline und ich die Kirche, mittags aß ich bei ihr, hernach lockte uns das herrliche Wetter in den englischen Garten. Das Thema des Gesprächs bildete natürlich die kirchliche Lage, namentlich die Vereinigung getrennter Kirchenparteien zu einer Gemeinschaft, wie sie an eben jenem Tage in Preußen durch gemeinsame Abendmahlsfeier der Lutheraner und Reformierten als „Union“ eingeführt wurde. Auch eine „Befchwörung“, welche der Dichter Müllner veröffentlichte, beschäftigte die Geister; er rief dem Schatten Luthers ein kräftiges „Wach’ auf“ zu: —

„Der Glaube habert um ein irdisch Recht, —  
Die Welt zerfällt in Herrscher und in Knecht, —  
— Fest ist der Erd’ ein Mann voll Kraft vonnöten  
Wie du dich einst der Christenheit bewährt:  
Die Brust von Erz, die Zung’ ein feurig Schwert,  
Die Fers’ ein Fels, die Lüge zu zertreten!“

Die Erwähnung Müllners bringt mich ganz natürlich auf die Schicksalstragödien, mit welcher besonderen Gattung des Dramas sein Name unzertrennlich verknüpft ist. Eben damals erstand ihm der gefährlichste Nebenbuhler in der Person des Wiener Dichters Grillparzer, dessen „Ahnfrau“ das Münchener Hoftheater einzustudieren eilte. Der

allgemeine Eindruck war, daß das Stück viele Mängel habe, aber für den Effekt trefflich berechnet und hinsichtlich der Zeichnung einzelner Charaktere herrlich sei. Namentlich erntete „Bertha“ dieses Lob; in der That ist diese ganz Unschuld, Liebe und Jungfräulichkeit. Hjort und Atterbom theilten diese Meinung; auf alle aber hatte das Stück einen so tiefen Eindruck gemacht, daß Gespenstergeschichten, Ahnungen und Träume fortan ein Hauptthema der Unterhaltungen bildeten. Rasch folgte diesem ersten Drama aus Grillparzers Feder die „Sappho“ und die „Medea“ desselben Dichters; zwei Tragödien, in denen am 11. und 12. September 1818 die berühmte Schauspielerin Sophie Schröder Lorbeern erntete, und zwar spielte sie die Medea fast noch schöner als die Sappho — auch nach Schellings Urteil, der mit mir der ersten Aufführung dieser Grillparzerschen Stücke bewohnte.

Um in theatralischen Dingen nicht nur das Klassische, sondern auch das Volksmäßige kennen zu lernen, unternahm ich eines Abends mit etlichen Freunden eine Expedition ins Isarvorstadtheater, wo die Hanswurstiaden des Staberle an der Tagesordnung waren; Schnurren, denen wir indessen wenig Geschmack abgewannen. Leider erkältete ich mich an diesem Abend, bei strömendem Regen, der uns auf dem Heimwege überfiel und der mich ohne Schellings rettenden Regenschirm sicherlich bis auf die Haut durchnäßt haben würde, aufs heftigste, und mußte deshalb darauf verzichten, die Catalani zu hören, welche in eben jener Woche zweimal in München mit so großem Beifall konzertierte, daß zu den Proben wie zu den Aufführungen nur mit größter Mühe ein Billett zu erobern war.

Herrschte, wie man sieht, auf dem Gebiete der Schauspiel- und Gesangkunst regstes Leben in München, so blieben auch die bildenden Künste hinter jenen nicht zurück. Schon in den letzten Tagen des November 1817 waren von London, wohin Lord Elgin die Originale geschleppt hatte, die ersten Abgüsse des Frieses vom Tempel des Apollon Epikurios zu Bassae bei Phigalia in Arkadien, die Kämpfe der Centauren und Amazonen darstellend, in die Akademie nach München gekommen; ein Ereignis, welches die ganze Künstlerwelt in Bewegung setzte. Ich beeilte mich, den Fries in der Größe des Originals auf blauem Papier, weiß gehöht zu zeichnen, und meine Arbeit (am 3. Febr. 1818) an Goethe zu schicken. Die Sendung traf ihn in Jena,

wo er längst nicht mehr im Schlosse, sondern ganz nahe bei demselben, im damals Bischoffschen Hause wohnte und den Tag mit dichterischen Arbeiten in dem Wirthshause „Zur Lanne“ hinbrachte.

Inzwischen war auch die verhängnisvolle Sibylle beendet und ich nahm jetzt jene wunderliche Bestellung in Angriff, welche mir Herzog August von Gotha noch scheidend aufgetragen: den Wischnu, welchen er sich als Christus dachte und den er als solchen dargestellt wünschte. Ich suchte mich in die indische Mythologie zu vertiefen, ich las Abhandlungen über die Geschichte und Altertümer Asiens — aber der Auftrag war und blieb unsinnig. Die Zeit, welche ich an das Bild wendete, konnte ich als gänzlich verloren erachten; trotzdem gab ich mir unsägliche Mühe, freilich ohne den Herzog, als er das Bild endlich empfing, zu befriedigen. Ich erhielt von ihm einen originellen, sehr satirischen Brief. Ich erinnere mich nur noch einer Stelle daraus, welche eine Abmachung enthielt, gleich den meisten Malern Italien zu besuchen, wo, wie er sich ausdrückte, sein in Rom zum Katholizismus übergetretener Bruder „unter die Jesuiten gegangen sei und nun Pritschmichel der Italiener zubenamset werden müsse.“ Ein sehr reichliches Honorar, das diesem Schreiben beilag, tröstete mich einigermaßen über die herbe Kritik, welche er über mein Bild ergehen ließ.

Als ich in München eben erst angekommen war, hatte ich die große Freude eines Wiedersehens mit Frau Henriette Herz, welche ich schon in Dresden so liebgewonnen. Ich traf sie bei Schelling, in dessen Hause sie die Geselligkeit besonders verschönte. Wir besichtigten miteinander die Kunstschätze; Abends schrieben wir dann über das Gesehene Notizen nieder. Die edle Frau wurde mir durch ihren gebildeten Geist, ihr tiefes Gefühl und ihre Anmut täglich teurer. Wie gern hätte ich sie nach Rom, wohin sie nur zu bald abreiste, begleitet; ein heißer Wunsch, dessen Erfüllung ich mir mit so vielen Schwierigkeiten verbunden dachte, daß ich ihm in meiner Seele keinen Raum zu geben wagte. So bat ich denn Henriette Herz, mir wenigstens von Rom aus öfters zu schreiben, denn es schien schon ein besonderes Glück, einen Brief von Rom zu bekommen. In der That hielt die liebenswürdige Freundin das mir gegebene Versprechen, und am 5. März 1818, an welchem Tage mich Pauline Schelling zu Tisch gebeten hatte, überraschte mich deren Gatte zum Dessert mit folgendem Briefe von ihr:



„Rom, im Februar 1818

Den 12.

Vor einer Stunde brachte Thürmer mir Ihren Brief, meine liebe Louise, und im ersten Gefühl der Freude, die er mir machte, will und muß ich Ihnen dafür danken und Ihnen sagen, wie ich es recht erkenne, daß es lieb und gut von Ihnen ist, mir geschrieben zu haben! Durch einen von hier abgehen wollenden Künstler wollten wir Ihnen schreiben, er reiste aber nicht, und so unterblieb auch unser Schreiben; jetzt, durch Ihre Freundlichkeit von neuem angeregt, verschiebe ich es nicht länger und werde den Brief durch Ringseis besorgen lassen.

Wie soll ich nur anfangen, Ihnen zu erzählen, zu sagen, wie glücklich und angenehm unsere Reise war und wie unendlich herrlich es hier ist! Ja, liebste Louise, wer nicht notgedrungen muß, der soll nicht sterben, ohne Rom gesehen zu haben, ohne durch Tirol dahin gereist zu sein. Wie übertrifft die Wirklichkeit jede Beschreibung! wie viel höher steht Tirol mit seinen Bewohnern, als selbst Goethe sie beschreibt!

Wie wohl mir in München war, das müssen Sie gesehen haben; dem verehrten trefflichen Jacobi, dessen flüchtige Bekanntschaft wie ein schöner Traum mir vor der Seele schwebte, näher zu sein, ihn zu sehen, zu sprechen, mich seiner Freundlichkeit, deren er mich würdigte, zu freuen, die Bekanntschaft von Schellings, Gotters, Nietzhammers und des bei Jacobis versammelten Kreises — alles das war eine schöne Weihe zur Erfüllung meines Jugendtraumes.

Mit München ging mir fürs erste das Leben mit interessanten Menschen unter, das der Natur ging aber auf, und wahrlich, alles was ich bis jetzt Großes, Schönes und Herrliches gesehen habe, vermindert den Eindruck nicht, den jenes herrliche Land auf mich gemacht hat. Alle Beschreibung der Natur und der Menschen dort gibt keinen Begriff von der Wirklichkeit — ich schweige also auch gegen Sie davon, liebe Louise, und sage Ihnen nur, daß, vom Himmel begünstigt, wir glücklich in Verona ankamen.

Verona war nun eigentlich die erste große italienische Stadt, die wir sahen, und in ihr die ersten Überbleibsel großer, längst vergangener Zeiten. Das schöne Amphitheater verfehlte seine Wirkung nicht auf uns, auch gingen wir gläubig in ziemlich starkem Regen nach einem

kleinen, wüsten Garten und holten uns ein Steinchen von Julie und Romeos Grabe. Durch unsern Bankier, einen Schweizer, sahen wir das Merkwürdigste in Verona, und nach drei Tagen reisten wir ab, gingen durch das schöne, aber öde und wüste Padua längs der Brenta nach Venedig. Liebste Louise, bilden Sie sich ja nicht ein, durch alles, was Sie gelesen, gesehen und gehört haben von dieser Zauberstadt, auch nur einen entfernten Begriff von ihr zu haben; in jeder Hinsicht übersteigt sie das Bild, das man sich von ihr macht. Bunt, voll und fast kleinlich ist alles, was ich von Venedig gemalt gesehen habe. Die Paläste stehen aber in grauer, stiller Pracht längs des großen Kanals, indes ein auf keine Weise zu beschreibendes Leben auf dem herrlichen Markusplatz und der Riva schiavone in unendlichen Gestalten und Tönen sich zeigt. Berauscht vom Unerwarteten, Großen, Reizenden war ich die ersten Tage, und die fünf Tage unseres dortigen Aufenthalts verstrichen in einem Genuß, und das Bild Venedigs steht wie ein schöner Zauber vor meiner Seele. Von V. nach Florenz hielten wir uns nur einen Vormittag in Bologna auf; in Florenz waren wir 4 Wochen, und dort sah ich zuerst mehrere herrliche Marmorbilder, deren schwache Nach- und Abbildungen ich früher an mehreren Orten gesehen hatte. Wie Bekannte in verklärter Gestalt traten sie mir entgegen — und mit Wahrheit kann ich Ihnen sagen, liebe Louise, daß ich zuerst vor ihrer mächtigen Herrlichkeit so erschrak, daß mir die Brust eng ward, ich die Augen niederschlug und mich wegwandte. Vor der Gruppe der Niobe war dies besonders der Fall; allmählich ward ich vertrauter mit ihnen und kehrte gern und freudig immer wieder zu ihnen zurück. Deutscher Umgang fehlte mir in Florenz, und nachdem ich alles tüchtig, nach meinen Kräften, gesehen hatte, verließ ich es gerne, um dem höheren Ziele entgegenzueilen, und vergnügt und gesund kamen wir am 11. Oktober, vormittags um 12 Uhr, in Rom an. War ich den ganzen Morgen des letzten Reisetages außer mir, so war ich es nicht weniger, als ich endlich wirklich durch das Thor einfuhr, den Obelisken, die auf dem Platze liegenden Kirchen usw. sah. Das Wetter war herrlich in den ersten Tagen unseres Hierseins, und mir war oft, als hätte ich Flügel an der Seele, so leicht, so gehoben, so getragen fühlte ich mich. In den ersten Tagen sah ich mehr, als ich vertragen konnte, und der sich einstellende Regen machte mir die nötige



18. Krüger, Cornelius

Ruhe erreichbar. Der Regen hielt ungewöhnlich lange an, wir waren aber dennoch sehr glücklich, denn wir waren in Rom! In Frau von Humboldt, der gegenüber wir unser kleines Quartier bereit fanden, umarmte ich eine längst bewährte Freundin, in den Söhnen der Friedrich Schlegel liebe junge Freunde, die ich wie Söhne selbst liebe, da sie meinem Herzen durch die Liebe der Mutter nahe verwandt sind; in den beiden Schadows sah ich alte, gute Bekannte und ebenso machte ich in den ersten Tagen die Bekanntschaft von Cornelius und Overbeck. Bin ich in meiner Unkunde und Unwissenheit in der Kunst schon nicht berechtigt, etwas darüber auszusprechen, so darf ich Ihnen doch sagen, daß die Arbeiten dieser jungen Männer mich wunderbar, jedes nach seiner Individualität, ergriffen. Den jüngsten Schadow sah ich beim Abschiede von Berlin als einen zierlichen jungen Weltmann und eleganten Porträtmaler, der durch einige ähnliche Porträts vornehmer Personen schon eine Art von Ruf hatte, der ihn über die Gebühr eitel machte. Den jüngsten Weit (Philipp, den Sie wohl von Dresden her kennen) sah ich als Anfänger der Malerkunst Berlin verlassen, nachdem er von der schönen Prinzess Wilhelm ein gut gedachtes, aber dürftig und schwach ausgeführtes Bild gemalt hatte. Von Overbeck kannte ich ein kleines Madonnenbildchen mit steifen Falten und gelben steifen und starren Haaren, von Cornelius Zeichnungen zum Faust und den Nibelungen — nichts in Farben — und wie fand ich alle diese Leute, nachdem ich sie ganz anders zu finden, nach Goethes Main- und Rheinreise glauben mußte! Schadow war ein Porträtmaler geworden, der jedes Porträt zum Tableau erhöhte, sowie in seinen Kompositionen sich stilles frommes Gemüt ausspricht, und zwar auf die lieblichste Weise durch Form und Farbe. Philipp Weit, der im Jahre 11 sein erstes Bild malte, dessen Studien durch den Freiheitskrieg Deutschlands, den er mitgemacht hatte, unterbrochen wurden, hatte Riesenschritte gemacht, und stehen seine Gestalten und ihre Umgebungen vielleicht jenen an Lieblichkeit nach, so drücken sie doch ebenso tiefen Sinn auf vielleicht kräftigere Weise aus. Overbeck verbindet mit eben diesem tiefen, stillen Sinn eine ungewöhnliche Grazie in Männer- und Frauengestalten. Cornelius steht vor allen hoch da, und alles was ich früher von ihm gesehen hatte, verschwindet gegen das, was er seitdem gemacht hat und jetzt macht. Der

tiefe Ernst in den älteren Mannesköpfen, die Milde und Männlichkeit und sogar Lieblichkeit und Innigkeit in den jüngeren, die hohe Weiblichkeit in den Frauenköpfen ist in allen seinen Kompositionen gleich groß und schön. Bartholdy, der preussische General-Konsul, gab den vier Genannten zuerst Gelegenheit, ihr Talent in der Freskomalerei zu zeigen, und das kleine Zimmer, das er in der gemieteten Wohnung konnte malen lassen, enthält viel, sehr viel Schönes, und jetzt läßt der Marchese Massimi in seinem Palaste zwei Säle malen — den Dante und den Lasso — d. h. die Haupt- und bedeutenderen Nebenmomente beider Gedichte darstellend. Cornelius hat sich den Dante, Overbeck den Lasso gewählt, und beide haben schon Kartons dazu fertig, die ein selten herrliches Werk versprechen. Overbeck hat erst das Mittelstück der Decke ganz fertig; das befreite Jerusalem in der Gestalt einer auf einem prächtigen Sessel sitzenden Frau, der zwei Engel eben die Ketten abgenommen haben, die sie schwebend noch in den Händen haben. Die schöne Gestalt sieht ernst und fest und mit erlaubtem stolzen Gefühl aufwärts, den Wert der Freiheit fühlend, doch anerkennend, von wannen sie ihr kommt. Cornelius, der sehr schnell arbeitet, hat schon zwei Kartons mit vielen Figuren fertig, von denen die meisten trefflich gelungen sind.

So, liebe Louise, hat der eigene Genius diese Jünglinge über das erhoben, wonach sie sich mit Gewalt bilden wollten: ich meine, daß ihr besserer Genius sie bewahrt hat vor den Unvollkommenheiten derer, nach deren Vollkommenheiten sie mit Recht strebten und streben, die sie in einem gewissen Grade schon erreicht haben und hoffentlich immer mehr erreichen werden. Hätte Goethe die Arbeiten dieser jungen Männer gesehen, er würde vieles nicht über sie haben sagen lassen; sähe er sie noch, er nähme manches zurück. Ich habe Ihnen nur diejenigen genannt, die mit Recht als die vorzüglichsten genannt werden — es gibt aber noch einige, die Lob verdienen, und dazu gehören der älteste Weit, der langsamer als die andern arbeitet, daher auch weniger große Fortschritte gemacht hat; seine Bilder sind melancholisch in Komposition und vielleicht auch in Farben, derselbe tiefe, fromme Sinn aber ist auch in ihnen. Lassen Sie uns den Geist, der über jene gekommen ist, nicht tadeln, wenn er auch etwas in sie gebracht, das vielleicht aus ihnen wegzuwünschen wäre. Ist es in unserer Macht,



zu sagen, daß sie so streng sittlich, so gründlich künstlerisch, so rechtlich, wacker, fromm und treu wären, wenn sie geblieben, was sie waren? Und was waren die meisten? Etwa Protestanten? Nein — sie waren nichts, sie waren ohne alle Religion, denn wären sie Protestanten im wahren Sinne des Wortes gewesen, so könnten sie ja wohl alles gewesen und geworden sein, was sie jetzt als Katholiken sind.

Ich habe Ihnen, liebste Louise, flüchtige Worte über die neue Kunst hier und gar keine über die alte gesagt, denn mit meinem Verstehen der Kunst steht es schwach; ich fühle sie allenfalls — die Menschen und die Natur verstehe ich besser, und so erfreue ich mich täglich des Umgangs mehrerer Künstler, die den Abend gerne teilnehmen an unserm Teetisch, der mit seinem siedenden Kessel uns nordische Abende nach südlichen Tagen bereitet —, so entzückt mich täglich der dunkelblaue Himmel, die herrlichen, mit Schnee bedeckten Berge, die in der schönsten Mittag- und Abendbeleuchtung vor mir liegen, indes ich in warmer Sonne unter ewig grünen Bäumen stehe, auf hellgrünem Rasenteppich, der mit den mannigfaltigsten Blumen von ungeheurer Farbenpracht bedeckt ist — umgeben vom Duft der fast nie verblühenden Weilchen, nie aufhörendem Vögelgesang, indes fast rund umher die jetzt reifen Pomeranzen mich aus dunkelgrünem Laube anglühen. Sagen Sie nur, wie das alles eine arme Nordländerin, die im Schnee geboren und erzogen ist, aushalten soll — mir ist auch oft, als könnte ich es nicht — und nun in all dieser Himmels- und Erdepracht gesammelt und aufgehäuft Schätze der Kunst aus ihren besten Zeiten, in unglaublichem Maße, ja, aufgehäuft und einzeln; denn in jedem Winkel der Stadt findet man Andenken der großen Kunstzeit! Und doch, und doch gibt es treffliche Menschen, denen das alles nicht genügt, denen es in Rom nicht gefällt — die sich in dem, was da ist, stören lassen durch das, was sie vermissen, die über das Nichtgute, das wirklich da ist, das nicht sehen, was klar, groß und herrlich da liegt.

Zu diesen aber gehört der Kronprinz von Bayern nicht, an dessen großer Freude an Rom ich meine eigne Freude habe, dieses ist ein einziger Prinz, wahrlich, in dessen Nähe man vergißt, wie hoch er in der äußeren Welt über einem steht. Er erkennt in vollem Sinne den

Wert und das Verdienst der hiesigen deutschen Künstler nicht nur, sondern alles, alles, was hier zu erkennen ist — läßt sich durch nichts stören im Genuß der Herrlichkeit, die einem gefunden inneren Sinne hier überall, aus jedem Winkel, von jedem alten Gemäuer, in hohen Sälen, wie vom Rasen, entgegenstrahlt. Er ist in einem Entzücken, das ich vollkommen mit ihm theile, und wahrhaft wohl tut es mir, daß er die deutschen Künstler, und besonders die Preußen, auszeichnet. Eberhardt, seinen Landsmann und künftigen Untertan, hat er erst während seines jetzigen Aufenthaltes recht kennen und würdigen gelernt. Steht er als Bildhauer nicht so hoch wie mancher andere, und besonders wie Thorwaldsen — der wahrlich auf selten hoher Höhe steht —, so ist er als Komponist bewundernswert und wahrhaft groß. Das tiefste Gemüt spricht sich in anmutigen Gestalten und Zusammensetzungen in seinen Zeichnungen aus, auch wird der Kronprinz ihn hoffentlich beschäftigen. Dieser besucht alle deutschen Künstler und hat sich mit seinem Gefolge mit altdeutscher Tracht bekleidet; er meint, Ringseis sähe wie ein Geisterbeschwörer darin aus; und finde ich auch das grade nicht, so sieht er doch wunderbarlich genug mit seinem Schnurr-, Knebel- und Zwickelbart aus, der seinem mageren Gesicht ein wunderliches Ansehen gibt.

Den 17.

Nun, liebste Louise, will ich nur aufhören; denn wie viel ich auch noch zu sagen hätte, so muß ich es, denn wo die Zeit hernehmen? Des Vormittags scheint mich die Sonne zum Zimmer hinaus, ich kann es nicht aushalten im Hause, und den Abend sind entweder Leute bei uns oder wir sind später drüben bei Frau von Humboldt, wo auch immer deutsche Künstler sind. Dann habe ich die Bekanntschaft einiger englischen Häuser, die mir auch zuweilen einen Abend nehmen, und auf diese Weise lerne ich denn geläufig deutsch und englisch sprechen, an italienisch ist nicht zu denken, da mich die italienischen Gesellschaften langweilen und ich die Bekanntschaften dieser sonst wirklich zuvorkommenden Leute vernachlässige.

Leben Sie wohl, recht wohl, streben Sie danach, uns noch in Rom zu sehen, die Reise ist bequem und nicht sehr kostbar.

Grüßen Sie Jacobis; wie soll ich Ihnen aber sagen, wie alle und wie jeden, mit Liebe und Dank? Sie werden es wohl wissen:

Schellings, Roths, Nietzhammers, und wer freundlich meiner gedenkt. Schreiben Sie mir bald wieder, ich sage Ihnen meine Adresse in dem Papierchen, in welchem die Beilchen liegen: ein paar Beilchen, in der Villa Pamphili gepflückt!

Leben Sie wohl und sein Sie gewiß, daß wir Ihrer oft freundlich gedenken.

Henriette Herz"

Als ich diesen Brief gelesen hatte, beherrschte mich nur noch ein Gedanke, ein Gefühl: Italien zu sehen! Auch Schelling und die übrigen Freunde waren der Meinung, ich müsse alles daran setzen, dieses Ziel zu erreichen. So schickte ich denn den Brief der Henriette Herz an meinen Vater, mit der Bitte, ihn auf irgendeine Art in die Hände meines gnädigen Gönners, des Großherzogs Karl August, gelangen zu lassen. Frau von Heygendorf, deren Teilnahme für mich schon einmal so wirksam in meinen Lebensgang eingegriffen hatte, übernahm abermals den Liebesdienst freundlicher Vermittlung; der Erfolg war bald der günstigste. Schon am 3. Mai 1818 erhielt ich einen Brief der gütigen Künstlerin, in welchem sie mir anzeigte, daß der Großherzog mir abermals ein Geschenk von 400 Talern bewilligt habe, mit der Erlaubnis, für diese Summe in Rom zu studieren. Außerdem hatte ich mir durch vorteilhafte Verkäufe einiger Kopien ein kleines Kapital gesammelt, welches ich auf die Reise verwenden konnte, und bald fand sich auch die angenehmste Reisegesellschaft. Ich hatte in Jena die Mutter meiner Freundin Susette Voigt, Frau von Loewenich, kennen gelernt, eine wohlhabende, resolute Witwe, die in Frankfurt lebte. Diese hatte einen Bruder in Neapel, dem sie längst einen Besuch zugebacht hatte; und als ich bei ihr anfragte, ob sie die Reise nach Italien mit mir unternehmen wolle, erhielt ich beinahe umgehend eine bejahende Antwort. Der junge Schinz wurde durch die Aussicht auf meine Reise so angeregt, daß er beschloß, ebenfalls nach Italien zu ziehen; ich erlaubte ihm um so eher, sich uns anzuschließen, als Frau von Loewenich mir aufgetragen hatte, mich nach männlicher Begleitung umzusehen. Ein Lehrer im Italienischen, der uns rasch in dieser Sprache förderte, war bald gefunden, und nachdem so alle Vorfragen erledigt waren, genoß ich die Aussicht auf die wunderherrliche Reise in vollen Zügen; sogar die Lücken des Münchener Klimas,



welche sich in diesem Frühjahr durch Zahn- und Gesichtsschmerz besonders an mir äußerten, wurden nun leichter von mir ertragen. Wirklich flogen alle diese Plagen, als ich die Alpen überstiegen hatte, gleich einer trüben Wolke von dannen.

Das milde Wetter des vorrückenden Herbstes benutzte ich noch zur Besichtigung mehrerer Kunstschätze in dem damals frisch emporstrebenden München. Da muß ich zuerst einer eigentümlichen Sammlung Erwähnung thun, nämlich der Galerie des Kapaunenstopfers Reichel. Von einigen Kunstgenossen auf dieselbe aufmerksam gemacht, ging ich eines Tages, sie zu besichtigen. Ich gelangte zu einem kleinen Hause in der Vorstadt; als ich auf schmaler steiler Treppe die erste Etage erklomm, fiel mein Blick seitwärts durch eine offene Thür in ein schauerhaftes, mit einem Gemisch von Federn und Blut angefülltes Gemach — es war die Kammer, in der das Geflügel geschlachtet und gerupft wurde. Voll Entsetzen wandte ich mich ab und eilte weiter, alle Hoffnung aufgebend, daß neben solchem Handwerk wirklicher Kunstsinne bestehen könne. Aber ich sollte mich sehr getäuscht haben; die Gemälde, welche ich im oberen Stockwerk fand, waren Perlen der neueren bayrischen Kunst und so zahlreich, daß sie, trotzdem der zu ihrer Aufbewahrung bestimmte Raum nichts weniger als beschränkt war, dennoch zum Theil an die Wände gelehnt, auf dem Boden standen. So fanden sich bei den braven Bayern vielfach Spuren von Kunstsinne, die man im Norden damals noch vergeblich suchte.

Von Schinz begleitet, machte ich außerdem vor meiner Abreise einen Besuch bei dem Maler Adam, diesem Raffael der Tiermalerei. Er hatte eben ein neues, ganz vortreffliches Bild fertig auf der Staffelei: eine Stute mit dem Füllen weidend; im Hintergrunde auf der von der Abendröthe bestrahlten Wiese tummelten sich noch mehrere Pferde. Einen „Pferdemarkt“ hatte er unlängst an den eben genannten Reichel verkauft.

Adam selbst war ein sehr zuvorkommender Mann, nicht minder liebenswürdig war die hübsche, von munteren Kindern umgebene Frau, deren einer Sohn später in die Fußtapfen des reichbegabten Vaters getreten ist. Auf lange anhaltenden Regen war soeben der erste sonnige Tag gefolgt; gern nahmen wir daher die Einladung des gastfreien Adam an, den Abend bei ihm zuzubringen. Es waren behagliche

Stunden, die wir in dem freundlichen Häuschen, mit dem fruchtbaren Garten daneben, unter frohem Geplauder verlebten.

Endlich gedenke ich noch meines Besuchs in der Galerie Leuchtenberg, wo mich vor allem der große Karton der Hunnenschlacht von Kaulbach interessierte, welcher den Ruhm dieses Künstlers begründen sollte. Sodann erfreute ich mich an einem lieblichen, klar und durchsichtig gemalten Madonnenbilde von Electrine Stung. Diese talentvolle Künstlerin (geb. 1797 zu Straßburg im Monat Electoral, daher ihr Vorname) lebte ganz zurückgezogen bei ihrem Vater in München; ihre Begabung war so groß, daß sie schon als Kind Skizzen hinwarf, wie andere ein Gedicht niederschreiben. Ihr Vater, ein finsterner und strenger Mann, war ein tüchtiger Zeichner und Maler, doch hatte er sich ganz der damals soeben von Mloys Senefelder erfundenen Stein-druckerei gewidmet. Er erlaubte seiner Tochter nicht, die Akademie zu besuchen, sondern unterrichtete sie selbst. Ihr großes Talent entwickelte sich in der stillen Verborgenheit so wunderbar, daß sie in München einen Namen hatte, ohne daß ihre Persönlichkeit irgendwie bekannt gewesen wäre. Auch ich war ihr in München nur ein einziges Mal begegnet, doch hatte sie auf mich den angenehmsten Eindruck gemacht. Unter schwarzen, von Natur geringelten Locken glänzten sanfte, dunkle Augen hervor; ein schönes Kolorit belebte kleine, kindliche Züge. Ein rosiger Mund mit weißen Zähnen und eine zierliche, runde Gestalt vollendeten die liebliche Erscheinung. Die eifersüchtige Wachsamkeit ihres Vaters hatte sie indes doch nicht ganz verbergen können; ein Baron Wilhelm von Freiberg sah und liebte sie. Electrine merkte anfänglich seine Neigung kaum und erwiderte sie später nur in ihrer sanften, passiven Weise. Die beiderseitigen Eltern waren dieser Verbindung ganz abhold. Einige Jahre vergingen, während deren die Leidenschaft Freibergs immerfort wuchs, wodurch Electrinens Gegenliebe mehr und mehr geweckt wurde. Endlich erklärte Freiberg seinen Eltern auf das bestimmteste, diese Heirat schließen zu wollen. Die stolzen Adligen erschraaken darüber so sehr, daß sie sich an Stung wendeten und ihn ersuchten, seine Tochter so bald wie möglich im Stillen nach Italien zu bringen; die Kosten der Reise und des Aufenthaltes im Süden wollten sie übernehmen. Dem alten Stung, welcher die Verbindung ebenso wenig wollte, als die Familie von Freiberg,

kam diese Aufforderung sehr erwünscht; Electrine aber, die in erster Reihe Künstlerin war, freute sich, Italien zu sehen und dort weiter studieren zu können. Baron von Freiberg entdeckte jedoch kaum die Abreise der Geliebten, als er dieser von Station zu Station nachreiste. Endlich fand er sie in Rom. Von hier aus erklärte er seinen Eltern nochmals, daß er diese Verbindung um jeden Preis eingehen würde, und so gaben diese zuletzt (1823) ihre Einwilligung; die Trauung fand in München statt. Der übergelückliche Gatte wünschte, daß Electrine auch an seiner Seite der von ihr mit so hoher Auszeichnung betriebenen Kunst — hatte doch die Akademie von S. Luca in Rom sie zu ihrem Mitgliede ernannt! — treu bleibe, und so bezog er mit ihr ein idyllisch belegenes kleines Gütchen in der Nähe von München, wo sie ungestört nur der Liebe und ihrem Genius leben konnte. Leider war Electrines zarter Körper den doppelten Pflichten einer Hausfrau und Künstlerin auf die Dauer nicht gewachsen; nachdem sie drei oder vier hübschen Kindern das Leben geschenkt, begann sie zu kränkeln und starb 1847 an der Auszehrung, einen trostlosen Witwer hinterlassend.

Unterdessen nahte das Ende des Sommers 1818 heran; all mein Sinnen und Denken bezog sich schon auf Italien. Mit Ungeduld erwartete ich Frau von Loewenich; endlich traf diese aus Frankfurt ein und wenige Tage später erschien mit dem 19. September 1818 der letzte Tag, die letzte Nacht, die ich in München zubrachte. Kein Schlaf kam in meine Augen; ich zählte Stunden und Viertelstunden, bis die Glocke fünf Uhr verkündete. Der Wagen fuhr vor. Mein Herz pochte gewaltig; kaum fand ich Ruhe und Zeit, der mich in der Chaise bereits erwartenden Reisegefährtin „Guten Morgen“ zuzurufen. Nur schwer gelang es mir, meine Aufregung zu bemeistern; ich faßte mich endlich so gut es ging und stieg ein. Der Kutschenschlag fiel zu, die Pferde zogen an, und hinaus ging es in den dampfenden Morgennebel.

Welch ein Unterschied, wenn die jetzige Jugend nach Rom reist! Kaltblütig steigt man in den Eisenbahnwagen, in das Dampfschiff, und landet in Civita-Vecchia, erreicht die herrliche Roma auf dem kahlsten Wege und gelangt durch unbedeutendes Straßengewinkel zum Hotel.

Weit poetischer kamen Schinz, Frau von Loewenich und ich an das Ziel unserer Sehnsucht: über die blauen Berge, quer durch Tirol ziehend, erreichten wir aller Künstler gelobtes Land, — das sonnige Italien.

Es war mir wie ein Traum, als wir endlich in dem ersten bedeutenden italienischen Orte, der märchenhaften Lagunenstadt Venedig, rasteten. Wir hatten uns vorgenommen, nicht lange zu bleiben; der von unzähligen Gondeln wimmelnde große Kanal, die Rialtobrücke, der prächtige Markusplatz, die Markuskirche und wie sonst die Herrlichkeiten der oft geschilderten Stadt heißen, wurden mithin verhältnismäßig rasch in Augenschein genommen; die hurtigen Gondeln trugen uns ebenso schnell wie wohlthuend geräuschlos von einer Sehenswürdigkeit zur andern. So besuchten wir die Schiffsbauwerkstätte, wo wir ein noch von den Franzosen angefangenes Kriegsfahrzeug von 84 Kanonen bestiegen, um alle Einzelheiten desselben kennen zu lernen; auch das Modell des berühmten Bucentaurus war dort zu sehen. Das Original, auf dem sich ehemals die Dogen in großer Feierlichkeit mit dem Meere vermählten, ist zerfallen. Außerdem ließen wir uns in Venedig das Arsenal zeigen und erkletterten den Markusturm, der, gleich den meisten Glockentürmen in Italien, abgesondert steht.

Wenig Tage, und wir zogen weiter nach Verona, überall geleitet von einem trefflichen Führer, von Goethes „italienischer Reise“. Indem wir diesem damals noch ziemlich neuen klassischen Werke treulichst folgten, genossen wir vieles doppelt; andrerseits freilich geschah es, daß wir manches, weil es unserm großen Dichter entgangen war, oder weil er es nicht für erwähnenswert gehalten hatte, gleichfalls nicht zu sehen bekamen. Frau von Loewenich war die beste Reisegefährtin; sehr oft kürzte sie die Zeit während der Fahrt durch Rezitieren von Gedichten, was sie trefflich verstand.

Daß wir von den Schätzen sämtlicher Künste alles irgend Erreichbare in den Kreis unserer Betrachtung zogen, brauche ich wohl nicht besonders hervorzuheben; in dieser Beziehung entsinne ich mich noch eines merkwürdigen Ungefährs. Wir waren zu den in schwindelnder Höhe befindlichen Steinsitzen des mit Sorgfalt erhaltenen Amphitheaters zu Verona emporgeklettert; die Brust noch geschwellt

von den empfangenen großartigen Eindrücken, begaben wir uns in die Arena. Hier fanden wir eine kleine bretteerne Bude errichtet, in welcher zu unserm größten Erstaunen eine elende italienische Schauspielertruppe eine Übersetzung von Kogebues „Indianer in England“ (deren Hauptperson die alberne Gurli ist) aufführte. Ein antikes Bauwerk und moderne Komödie, ein römisches Amphitheater — und Gurli! Welch ein Kontrast!

Nach kurzem Aufenthalte zu Verona fuhren wir durch die Ebene weiter nach Mantua; Direktor v. Langer, welcher für Giulio Romano sehr eingenommen war, hatte es uns zur Pflicht gemacht, diese Stadt eigens um der Bilder dieses Meisters willen zu besuchen — ebenso Parma, um Correggio kennen zu lernen, was außer in dieser Stadt nicht erschöpfend möglich sei. In der That waren die Eindrücke, die wir in Parma hatten, so groß, daß sie mir noch jetzt mit lebendigen Farben vor der Seele stehen; hoch beglückte es mich, die alten, mir in Nachbildungen wohlbekannten Gemälde nun im Original zu sehen, namentlich Correggios Bilder in der Akademie, die sich meist durch tiefes Gefühl und erhabene Einfachheit auszeichnen.

Von Parma ging es nach Bologna. Hier bewunderten wir Raffaels heilige Cäcilie, außerdem die Meisterstücke der Bolognesischen Schule; Guido Reni und die beiden Caracci lernte ich in ihrer ganzen Erhabenheit kennen. Schade, daß uns der Kontrast des Ideals mit dem Leben nicht erspart blieb; wenn wir die Kirchen und Galerien verließen, so trat uns die zubringlichste Bettelei störend entgegen. Wahrhaft erschreckt aber wurde ich eines Tages durch eine ganz in schwarze Seide gekleidete, verschleierte Frauengestalt, welche in der dunkelsten Ecke eines Säulengangs kniend, den Vorübergehenden beide Arme entgegenstreckte und unaufhörlich „Carita! Carita!“ schrie — in einem Tone, der Mark und Bein durchdrang. Wir gaben ihr ein reichliches Geschenk und eilten erschüttert davon.

Am 15. Oktober erreichten wir endlich Florenz, dessen Lage schon uns überraschte und entzückte; diese Stadt trägt ihren Namen mit Recht! Tief in einer Talsenkung sahen wir bei einer Krümmung des Weges unser Reiseziel unerwartet vor uns; Tausende von einzelnen Landhäusern waren rings um die Stadt verstreut. Diese Villen lagen mitten zwischen Öl- und Weinpflanzungen, wodurch das Tal den

Anblick eines lieblichen Gartens darbot. In malerischen Krümmungen schlängelt sich der Arno durch diese Landschaft, welche in weiter Ferne von den grotesken Formen der larrarischen Gebirge begrenzt wird. Das ganze pittoreske Bild atmete Frieden und Heiterkeit; in seiner stimmungsvollen Ruhe schien es mir einem Gemälde des beato fra Angelico zu gleichen, der ja in dem nahen Fiesole einst wirkte und wandelte.

Und nun — die in Florenz aufgehäuften Kunstschätze! In den Prachtzimmern des Palazzo Pitti, der Wohnung der Großherzöge von Toscana, welche staunenswerte Menge unvergleichlicher Bilder! Nicht allein eine Auswahl der herrlichsten Raffaels, sondern auch die edelsten florentinischen Künstler fanden wir in wunderwürdigen Werken vertreten. Hinter dem Palazzo lag der terrassenförmig aufsteigende Garten Boboli mit der Michelangelo zugeschriebenen Gruppe von Adam und Eva, einem Meisterwerke der Bildhauerei. Ebenso fesselte uns die weltberühmte, an antiken Gemälden und Kunstschätzen aller Art reiche mediceische Galerie im Palazzo degli Uffizi, namentlich ein rundes Gemach mit Oberlicht, wo unter anderen Perlen auch die Mediceische Venus aufgestellt ist. Vor der Stadt besuchten wir noch das Großherzogliche Lustschloß Pratolino, die Kolossalstatue des Apennin bewundernd, welche im dortigen englischen Garten, den deutsche Beamte mit deutscher Sauberkeit imstande hielten, aus dem Sandsteine des Berges in riesenhaften Dimensionen gehauen ist. Doch unseres Bleibens war nicht lange, wir behielten uns einen späteren, dauernderen Besuch vor und eilten weiter; nur einen Strohhut — dieses berühmte Florentiner Fabrikat — zu kaufen, konnte ich nicht unterlassen.

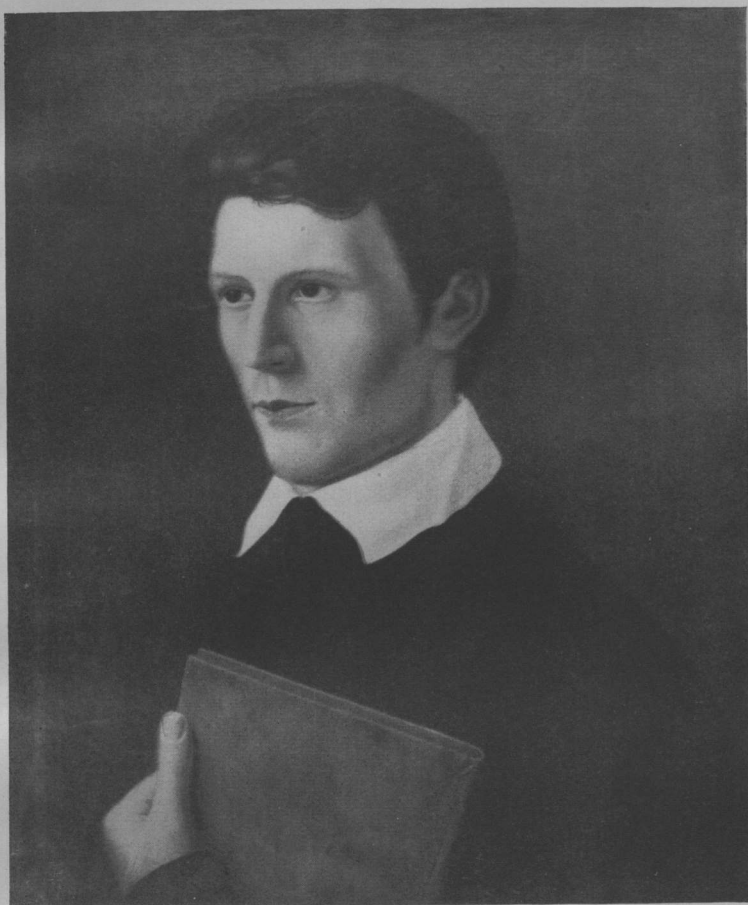
Die Seele erfüllt von all den großartigen Eindrücken, welche wir bisher empfangen hatten, brachen wir auf nach Rom. Arezzo, dann Perugia, für uns schon des Tempels Vorhof, waren bald erreicht; über Spoleto gelangten wir nach Assisi. Hier verleitete uns Goethe, die dreifach übereinander gebaute Kirche des heiligen Franziskus zu übergehen und nur einen antiken Tempel der Minerva aus den Zeiten des Augustus aufzusuchen, der zwar noch vollkommen gut erhalten, aber lange nicht so groß und ausdrucksvoll ist, wie wir gedacht hatten. Endlich kam der Tag, an welchem der Reisewagen uns zum letzten Male in seinem dunkeln Schoße begraben sollte.

Es war ein wundervoller Herbstmorgen. Schon von Nepi aus genossen wir das unbeschreiblich schöne Panorama der Umgegend Roms mit seinen prachtvollen Gebirgszügen, den Sabiner und Albaner Bergen. Auf einer Anhöhe hinter der letzten Poststation la Storta sahen wir hochklopfenden Herzens zuerst die Peterskuppel allein; endlich erreichten wir, über die Ponte molle fahrend, Rom, welches — im Gegensatz zu anderen Städten, deren Nähe sich durch Willen, Fabriken, überhaupt vermehrten Verkehr ankündigt — in der Campagna di Roma wie in einer Einöde vor uns lag.

Durch die Porta del Popolo fuhren wir am Nachmittag des 28. Oktober 1818 zur ewigen Stadt hinein; gleich am Lore, als wir unsere Pässe vorgewiesen, überraschte mich ein *lascia passare*, den mir Niebuhr, der preußische Gesandte, freundlich entgegen geschickt hatte. Diese Gunst war in Rom, wo es mit der Dogana damals sehr streng genommen wurde, keine Kleinigkeit; sie überhob uns der unangenehmen Durchsuchung unserer Effekten durch die Zollbeamten; der ganze Betturininwagen ging nun frei in die Stadt. Wir dankten jenen Passierschein der Güte meiner werten Freundin, Frau Henriette Herz, sowie der Fürsprache meines Veters Eduard Ettinger, den ich noch wenige Wochen zuvor, als er nach Rom zum Prinzen Friedrich von Gotha reiste, um dort die Stelle eines Sekretärs und Gesellschafters anzutreten, in München bei mir gesehen hatte.

Die ersten Personen, die ich nicht weit vom Lore erblickte, waren denn auch der mir wohlbekannte Prinz, in Begleitung meines Veters Eduard. Von beiden auf das herzlichste begrüßt, fühlte ich mich in Rom sogleich heimisch, wie ich denn während der fünf Jahre meines ersten Aufenthaltes in Italien niemals Sehnsucht nach dem Vaterlande empfand. Die Erinnerung an das ferne Wunderland blieb vielmehr mein Trost, wenn später oft „des Lebens Bürde schwer und schwerer drückte“; die Bilder, welche aus jener köstlichen Zeit in meinem Gedächtnis haften, scheinen mir aus Morgendunst gewebt und Sonnenklarheit — mein ganzer Aufenthalt in Italien während der Jahre 1818 bis 1823 dünkt mir ein einziger heller Frühlingstag.

Schon der herzliche Empfang, den wir fanden, rührte uns tief, und in freudiger Bewegung erreichten wir das Haus, in welchem Henriette Herz für Frau von Loewenich und mich eine Wohnung gemietet



19. Olivier, Schnorr von Carolsfeld



hatte. Es war ein schönes, geräumiges Gebäude, dessen Parterre von einer Familie Pulini bewohnt ward, welche die übrigen Räumlichkeiten zu Künstlerwohnungen eingerichtet hatte.

Ein schwarzbrauner Römer empfing uns; mit ihm kam seine freundliche, blonde Frau, begleitet von sechs schönen Kindern. Der Römer, unser nunmehriger Hausherr, war Bildhauer; nicht selbstschaffend, sondern mehr ein geschickter Bearbeiter des Marmors und deshalb ein gesuchter Gehilfe der ersten Künstler. Die Frau war eine Apothekerstochter, also nicht von gemeiner Herkunft; trotzdem besaß sie — wie sich gleich bei ihren ersten Worten verriet — nur die gewöhnlichste italienische Bildung des früheren Klosterunterrichts. Die beiden ältesten Töchter, Mädchen von 12 und 13 Jahren, hatten die nämliche ungenügende Klosterbildung, zeigten sich aber bald als gewandt, gefällig und lebhaften Geistes, besonders die ältere, Karoline. Ich wurde in ein großes, feuchtes Zimmer geführt, ein kleinerer Raum, ehemals eine Küche, war daneben; dies sollte meine Wohnung sein. Als ich mir alles anschaute, hatte ich gleich eine echt italienische Ueberraschung; in einem Kommodenkasten, den ich öffnete, entdeckte ich einen Skorpion, über den mich Todesangst ergriff.

Neben dem großen Gemach, das mir angewiesen war, wohnten Wand an Wand die Historienmaler Schnorr von Carolsfeld und Friedrich Olivier, welche später auch in verwandtschaftliche Beziehungen traten, indem sie zwei Schwestern, Stiefschwestern von Friedrich Oliviers älterem Bruder Ferdinand, heirateten. An die Zimmer dieser beiden Künstler stieß dasjenige der Frau von Loewenich. Schnorr begrüßte in mir sogleich aufs herzlichste die Landsmännin, mit einer Freundlichkeit, durch welche der angenehme Eindruck seines Entgegenkommens noch erhöht wurde. Er war von schlanker Figur; sein Gang und seine Bewegungen waren leicht; sein ganzes Wesen erschien einnehmend und ritterlich; besonders gut kleidete ihn die damals von den in Rom lebenden Künstlern fast allgemein angenommene altdeutsche Tracht. Er bildete den wohlthuendsten Gegensatz zu dem verschlossenen, manchmal schroffen Olivier, der für mich nie etwas Anziehendes hatte. Da ich Schnorr mein Leid über die für meine Gesundheit nachtheiligen Zimmer klagte, bot er mir sofort seine sehr freundlich belegene Wohnung an — eine Güte, welche ich mir dankend zunutze machte.

Damit man aber nun nicht glaube, ich habe gewohnt wie eine Prinzessin, so folge gleich hier eine Schilderung meines nunmehrigen Quartiers, welches mich während der größten Zeit meines Aufenthaltes in Rom beherbergen sollte.

Wie fast alle Künstlerwohnungen, war es am Monte Pincio gelegen, und zwar auf dem höchsten Punkte desselben, dicht neben der Porta Pinciana, jenem Tore, an welchem einst der blinde Belisar bettelnd gefessen haben soll. Dort stand (und steht vielleicht noch) der vierstöckige Palazzo Guarniere; in diesem befand sich mein Logis eine Treppe hoch. Es bestand aus einem langen, mit verwitterten Fresken gezierten Saale und einem anstoßenden Schlafzimmer, welches zwei Fenster und einen Kamin hatte. Die Marmorbekleidung der verbindenden Thür, infolge eines Erdbebens geborsten, klappte weit auseinander. Das Mobiliar war gleich null, man sah weder Vorhänge noch den Luxus eines Schreibtisches; als Sofa diente eine schmale, strohgeflochtene Bank; die einzige Kommode war grau angestrichen und mit bunten Linien verziert; das Bett, wie gewöhnlich in Italien, so breit, daß drei bis vier Personen darin Platz gehabt hätten. Es bestand aus vier Brettern, die auf eisernen Untergerüsten ruhten; auf den Brettern lag ein mit Maisblättern gestopfter Sack, darüber eine dünne, mit Wolle gefüllte Matratze. Ein ebenso gefüllter leinener Sack fungierte als Kopfkissen; vervollständigt wurde dieses primitive Ganze durch eine wollene Decke. Das Leinenzeug war stets ungerollt und so grob wie ein deutsches Soldatenhemd; Andersens „Prinzessin auf Erbsen“ würde wahrscheinlich auf dieser Lagerstatt in der ersten Viertelstunde den Geist aufgegeben haben.

Im Winter wurden die Annehmlichkeiten meiner Wohnung noch erhöht durch Kälte und Rauch. Das Kaminfeuer des Schlafzimmers reichte nicht aus, den großen Saal, in welchem ich arbeitete, mit zu erwärmen; ich schaffte deshalb einen sogenannten „Ofen“ an; das heißt einen eisernen Kasten, auf dito Stangen ruhend, und versehen mit einem langen eisernen Rohre. Letzteres konnte nirgend anderswo, als zum Fenster hinaus geleitet werden; bei widrigem Winde fehlte es daher nicht an Rauch. Das Heizen mußte dann ganz unterbleiben und die sechzehn Skudi (Speziestaler), womit ich auf dem Trödelmarkt den Ofen teuer erkaufte, trugen ihren Zins nicht ein. Da aber,

wer den Schaden hat, für den Spott nicht sorgen darf, so mußte ich noch obendrein die Neckereien meiner Kunstgenossen ertragen, von denen gewöhnlich Philipp Veit, mein verehrter Hausgenosse, der drei Etagen höher in ähnlicher Kalamität steckte wie ich, meine Stubentür zu öffnen und nach Art der deutschen Schornsteinfeger hereinzurufen pflegte: „Heute wird gefegt“, oder „Heute heizt man nicht!“

Angenehmer war die Wohnung im Sommer, denn ich hatte die Aussicht auf ein reizendes Hausgärtchen, dessen Mauern ganz mit dem saftigen Grün der Limonen überdeckt waren, zwischen denen Blüten und Früchte prangten; in der Mitte befand sich ein klares Bassin. Auf den gut gehaltenen Beeten des Gärtchens wuchsen große Büsche wohlriechender Gewächse, welche bei uns nur als Zierpflänzchen in Töpfen fortkommen.

Wohl war mein italienisches Heim, trotz des nicht unbedeutenden Preises, den ich dafür zahlen mußte, höchst bescheiden und einfach, aber doch — wie glücklich fühlte ich mich darin! Verhältnismäßig genommen, konnte ich übrigens nicht klagen, denn von meinen Kunstgenossen wohnte gewiß keiner besser. Bequemlichkeit galt nichts; man lebte nur, um zu streben.

Neben den Gemächern, welche ich zu schildern versucht habe, lagen die Zimmer des stillen, in sich gekehrten Historienmalers Johann Veit; im vierten Stockwerk hatte, wie bereits bemerkt, der große Meister Philipp Veit, später mein Lehrer und lieber Freund, seine Wohnung. Mir imponierte gleich sein erster Anblick; er war eine schlanke, hohe, orientalische Schönheit, sein Wesen ernst, aber nicht finster. Geist und Wiß belebte seine Unterhaltung, und wo er erschien, beherrschte er unwillkürlich die Umgebung, ohne es zu wollen. Er hatte den Freiheitskrieg unter General Kleist als Freiwilliger zu Pferde mitgemacht und etwas Ritterliches lag in seinem ganzen Wesen; auch ging er gern mit dem Hausherrn Pulini auf die Jagd. Seine Kunst war in jeder Hinsicht so einfach groß wie er selbst, besonders zeichnete er sich durch sein schönes klares Kolorit aus. Er heiratete später die älteste Tochter unseres Hausherrn, die bereits erwähnte Karoline, ein liebes, sinniges Wesen, frisch und heiter, trotz ihrer fünfzehn Jahre zwar ohne besondere Schönheit, aber tüchtig im Haushalte, in welchem sie überall wacker mit zugriff, bald am Kochtopfe, bald in der Waschküche ihre

emfisse Tätigkeit entfaltend. Ihre beständigen kindischen Neckereien mit Philipp Weit veranlaßten mich eines Tages, dessen Mutter, Frau von Schlegel, aufmerksam zu machen, daß dies für beide Theile gefährlich werden könne. Stolz sich von mir abwendend, erwiderte sie: „Mein Philipp wird doch keine solche Hausglücke heiraten?“ Aber Karoline wurde (im September 1821) dennoch Philipps Frau; ihr natürlicher Sinn, ihr praktischer Verstand und ihr sicherer, feiner Tact machten ihm das gute Geschöpf täglich teurer und die Ehe mit der „Hausglücke“ wurde sehr glücklich. Freilich verdient hervorgehoben zu werden, wie merkwürdig und über alle Erwartung das scheinbar unbedeutende Kind sich entwickelte. Dinge, die ihr früher gänzlich fremd waren, begriff Karoline Weit ebenso rasch wie gründlich, im Deutschen z. B. machte sie die schnellsten Fortschritte. Sehr bald hörte ihre Unterhaltung auf, langweilig zu sein; ihr Urtheil war verständig; leicht und teilnehmend ging sie auf fremde Gedanken ein. Philipp besprach mit ihr jedes seiner vielseitigen Interessen, so daß sie bald um alles, ganz besonders aber um seine Arbeiten, genau Bescheid wußte. Nicht minder sorgte sie für sein leibliches Wohl. Einst hatte er sich auf der Jagd ein Entzündungsfieber zugezogen, das sich zuerst erschreckend heftig ankündigte; wie rühmte nun Philipp die treffliche Pflege seiner kleinen Frau, deren lebhafteste Theilnahme und Besorgnis uns wahrhaft rührte; wie dankbar erkannte er, daß seine rasche Wahl einer Lebensgefährtin ihm so zum Heile ward! Später söhnte sich auch Frau von Schlegel — welche die Heirat nicht eher erfahren hatte, als bis dieselbe eine vollendete Thatfache war — völlig mit ihrer Schwiegertochter aus; diese wurde der alternden Dame eine treue Pflegerin, wodurch sie deren ganzes Herz gewann. Zwischen Philipp und seiner Mutter bestand von jeher das schönste Verhältnis.

Noch am Tage meiner Ankunft in Rom hatte ich Gelegenheit, Bekanntschaft mit dem Historienmaler und späteren Kunstschriftsteller Passavant aus Frankfurt anzuknüpfen; demselben, der sich später durch sein treffliches, vom reichsten Wissen zeugendes Werk über Raffael einen berühmten Namen machte. Er war ein freundlicher, schöner und kenntnisreicher Mann. Wir holten unsern Reisegefährten, den treuen Schinz, der nicht weit von unserer Wohnung ein bescheidenes Quartier gefunden hatte, und gingen darauf dankerfüllten Herzens alle zu der



20. F. A. Koch, Nievano

uns so gefällig und dienlich gewesen. Henriette Herz, wo wir mit dem originellen Tiroler Koch, Historien- und Landschaftsmaler, und dem braven, geschickten Suter aus Wien nebst dessen Frau zusammen- trafen, mit denen wir nach deutscher Sitte Tee tranken. So endete mein erster Tag in Rom.

Am nächsten Morgen besuchte uns Henriette Herz; wir gingen miteinander nach der Villa Bartholdina. Der preussische Konsul Bartholdy hatte hier zur Förderung der jugendlich aufstrebenden Künstler Cornelius, Veit, Overbeck und Schadow einige Zimmer mit Fresken, deren Figuren lebensgroß waren, ausmalen lassen. Vor allem überraschte mich hier Cornelius' tief empfundene Darstellung des Wiedersehens zwischen Joseph und Benjamin; ebenso die „sieben fetten Jahre“ Veits. Auch eines der Overbeck'schen Bilder, „die mageren Jahre“, fand ich besonders groß gedacht und erhaben im Stil.

Auf dem Heimwege begegnete uns der gelehrte Bunsen, Legationssekretär beim preussischen Gesandten. Seine Züge waren nicht eigentlich schön zu nennen, aber ungemein gewinnend; sein volles, rundes Gesicht, gedrunken wie seine ganze Figur, war bartlos und ohne lebhaftes Kolorit, sein Haar war dunkelblond, die Augen lebhaft. Sein frisches, herzliches Wesen bahnte schnell einen zwanglosen Verkehr mit ihm an.

Bunsen galt mir immer als das seltene Beispiel eines Mannes, bei dem Glück und Verdienst Hand in Hand gehen. Als armer Student machte er in Göttingen die Bekanntschaft eines Amerikaners, der ihn bat, ihm Führer auf einer beabsichtigten weiteren Reise zu werden. So kam Bunsen nach Rom, wo er den preussischen Gesandten Niebuhr kennen lernte. Dieser gewann ihn lieb und führte ihn in die ersten Kreise ein. Eine Engländerin, Mrs. Waddington aus Monmouthshire, welche zwei jugendliche, liebenswerte Töchter besaß, wünschte, daß diese sich in der deutschen Sprache und im Kunstverständnis vervollkommen möchten, und bat Bunsen, diesen Unterricht zu übernehmen. Nach und nach erwarb sich der junge Mann die Achtung der Mutter in so hohem Grade, daß sie die stille Neigung zu ihm, welche in dem Herzen ihrer älteren Tochter Fanny erwachte, mit Vergnügen entdeckte und Bunsen nach Verlauf eines halben Jahres fragte, ob er geneigt wäre, ihr Sohn zu werden. Freudig erstaunt

erwiderte der Bescheidene, daß er solche Hoffnungen nicht zu nähren gewagt habe, da er weder Vermögen noch eine Stellung besitze. Die Mutter wünschte nur, er möge sich einen passenden Wirkungskreis verschaffen. Bunsen vertraute sich seinem Gönner und Freunde Niebuhr an, welcher ihm sogleich Hoffnung auf den Posten seines bisherigen Gesandtschaftssekretärs, des Dr. Brandis, machte, der aus Gesundheitsrücksichten in die Heimat zurückkehren wollte. Somit waren die beiderseitigen Bedenken gehoben; Bunsen erhielt nach Brandis' Rücktritt wirklich dessen Stelle; für ein reichliches Auskommen sorgte die Mutter. Die Verbindung ward bald geschlossen, und als Niebuhr im Jahre 1823 aus Rücksicht auf die Gesundheit seiner Frau Rom verließ, trat Bunsen an dessen Stelle. Er war dem König Friedrich Wilhelm III. bei seinem Aufenthalt in Rom im Jahre 1822 und einige Jahre später dem Kronprinzen persönlich bekannt geworden; als Führer des letzteren durch die Kunstwelt Roms hatte er volle Gelegenheit gehabt, seine großen Kenntnisse und zugleich seine geistreiche Liebenswürdigkeit zu entfalten, so daß er sich bei dem nachmaligen Friedrich Wilhelm IV. trefflich empfahl. Später wurde er von Rom abberufen und ging nach der Schweiz, wo er bei der Eidgenossenschaft akkreditiert ward; endlich erhielt er den Gesandtschaftsposten in London.

Als ich in Rom eintraf, war noch Niebuhr preussischer Gesandter. Herz und Geist leuchteten aus den wunderschönen, tiefblauen Augen dieses edlen, ausgezeichneten Mannes und ließen ihn, seiner kleinen Figur ungeachtet, groß und bedeutend erscheinen. Eine schöne, ernste Blondine mit den feinsten Zügen trat mir als seine Frau entgegen; zwei holde Kinder, ein Knabe und ein zartes Mädchen mit dickem Lockenhaar, vollendeten das reizende Bild. Niebuhrs wohnten im alten Theater des Marcellus, einem kleinen Kolosseum, dessen Unterbau (in welchem sich auch die sogenannte „Goethe-Kneipe“ befand) offene Bogenhallen bildeten, auf denen zwei Etagen ruhten. Im Mittelalter war das Theater zum Palast der mächtigen Familie Savelli umgestaltet worden. Auf der einen Seite war das Theater eingestürzt; auf diesen Trümmern war ein Garten entstanden, zu dem man durch zwei Auffahrten gelangte. Der Garten selbst war von Zimmern und Sälen umgeben, welche die Aussicht bis fern auf den Monte Aventino mit

seinen Kirchen und Klöstern gewährten. Das behaglich und vaterländisch eingerichtete Niebuhrsche Familienzimmer war das letzte einer großen Reihe von Gemächern, welche im dritten Stockwerk des ehemaligen Theaters lagen. Unter diesem Stockwerke, sowie unter dem Garten befanden sich kellerartige Räume; in einigen stehengebliebenen Eingangshallen des zusammengefallenen Theaters hatten Schmiede, Schlosser, Wagner und andere Handwerker ihre Arbeitsstätten aufgeschlagen; es war ein buntes, bewegtes Treiben, das sich meinem Auge darbot. Ein zerfallener Bogen bildete vor der düsteren, schmalen Treppe den Eingang zu der interessanten, romantischen Wohnung des preussischen Gesandten. Schon bei meinem ersten Besuche gewann ich das treffliche Ehepaar Niebuhr lieb; eine Zuneigung, welche auch später nie erkaltet ist.

Gleich nachdem ich in Rom angekommen war, besuchte ich Frau Dorothea Schlegel, die Mutter der beiden Veit, deren Ruhm so herrlich im Erblühen war. Sie war geistreich, freundlich und wohlwollend, so daß man sich, trotz ihrer Häßlichkeit und des brennenden Blicks ihrer großen dunkeln Augen doch unendlich angezogen fühlte. Wie Henriette Herz, wohnte Frau von Schlegel in dem Hause, welches einst Angelika Kauffmann besessen, und worin diese Künstlerin ihr Dasein beendet hatte.

Eigentümlich war übrigens der Kontrast zwischen Dorothea Schlegel und Henriette Herz. Diese genoß in jeder Hinsicht allseitige Verehrung; über ihrem ganzen Wesen lag der Zauber der Schönheit und Anmut ausgegossen; echt weibliche Herzensgüte zeichnete sie aus. Ganz Bescheidenheit, ließ sie ihre mannigfachen Begabungen, besonders ihre großen Sprachkenntnisse, selten ahnen. Sie war nicht genial und geistreich wie Dorothea Schlegel, die von Witz und Leben sprühte. Dorothea imponierte unbewußt; nebenbei verstand sie es meisterlich, jedem etwas Passendes, Liebes und Angenehmes zu sagen. Gern setzte sie fremde Vorzüge ins rechte Licht und suchte dieselben vorteilhaft zur Geltung zu bringen. Waren beide Frauen beisammen, so überragte die häßliche Dorothea doch die schöne Herz bei weitem. Allein während das Leben der letzteren in unschuldigster Reinheit strahlte, konnte das der Schlegel nicht vor einem strengen Richterstuhle bestehen. Noch eine Scheidewand war da. Der Protestantismus, zu dem sich Henriette



Herz bekannt hatte, wirkte trotz aller Vermittelungsversuche störend auf das sonst so innige Freundschaftsverhältnis der beiden, seit ihrer frühen Jugend miteinander bekannten Frauen, sowie auf deren ganzen Kreis ein. Dorothea war mit ihren acht- und neunjährigen Söhnen in Köln zur katholischen Kirche übergetreten; auch Overbeck und andere damals in Rom lebende Maler waren katholisch, teils durch Geburt, teils durch Wechseln mit dem Glauben. Bitter empfand dies Henriette Herz, und oft schien es mir, als ob Frau von Humboldt (von der ich sogleich näher sprechen werde), so sehr sie die überwiegende Genialität Dorothea Schlegels anerkannte, die arme Henriette durch doppelte Freundlichkeit für manche durch die katholischen Elemente erfahrene Zurücksetzung entschädigen wollte. Auf mich, die im Protestantismus geboren war, hatte der Unterschied der Konfession wenig Einfluß; wie mit beiden, von mir, jede in ihrer Art, geschätzten Frauen, verkehrte ich freundlich mit meinen Kunstgenossen, gleichviel ob diese Katholiken waren oder nicht.

Noch eine dritte meines Geschlechtes sollte mir merkwürdig und auf mein späteres Geschick einflußreich werden: die soeben erwähnte Frau von Humboldt, Gemahlin des preussischen Ministers Wilhelm von Humboldt. Diese an Geist und Herz gleich ausgezeichnete Frau brachte mit ihren beiden Töchtern, Gabriele und Karoline, die strenge Jahreszeit in Rom zu. Sie war eine leidenschaftliche Kunstfreundin, und hatte sich aus diesem Grunde bei einer Witwe einquartiert, die sich mit ihren vier Kindern davon ernährte, daß sie möblierte Wohnungen an Künstler vermietete. So lebte Frau von Humboldt Wand an Wand mit schöpferischen Talenten — ein Gedanke, der ihr ungemein wohlthuend zu sein schien. Ihre drei Treppen hoch belegenen Zimmer befanden sich im einfachsten Zustande, die Backsteinfußböden waren schadhaft, die Wände nur mit Kalk getüncht; man sah weder Vorhänge noch einen Schreibtisch, noch ein Sofa; das Mobiliar bestand aus Strohstühlen, mit Olfarbe angestrichenen Tischen und Kommoden, sowie zwei kleinen Toilettespiegeln. Die daheim durch jede Bequemlichkeit verwöhnte Frau aß mit der ganzen Hausgenossenschaft — darunter der Maler Schadow und Thormaldsen — in dem Wohnzimmer der Familie der Vermieterin, welches gleichzeitig als Waschküche und Baderaum, sowie für sonstige häusliche Zwecke diente. Frau Buti



21. Overbeck, Familie des Künstlers

(so hieß die Vermieterin) war die allgemeine Mama, auch ihre Töchter, sitzig, einfach und schön, benahmen sich bescheiden und anständig; eine derselben heiratete kurze Zeit nachher den Maler Lengerich. Die Unterhaltung bei Tisch war gewöhnlich lebhaft und fröhlich, selbst Thormaldsens sonst stilles Wesen ward angeregt. Frau von Humboldt hielt keine Equipage, war alle Abend zu Haus und empfing Künstler, Gelehrte und Fremde; nicht lange, so erhielten auch Schinz und ich Zutritt zu diesem Zirkel. Die Unterhaltung, welche die geistreiche Wirtin immer auf Kunstinteressen zu lenken wußte, war stets sehr belebt. Frau von Humboldt bewies sich wie eine Mutter für alle besseren Künstler; wo sie von einem Kunstwerk hörte, versäumte sie nie, es zu sehen. Befand sich der Schöpfer desselben in drückender Lage, — in Rom keine Seltenheit! — so vermittelte sie bei seinem Fürsten, oder wo es sonst möglich war, den Verkauf seiner Arbeit oder Erneuerung seines Stipendiums. So sorgte sie auch kurz vor ihrer Abreise im Frühjahr 1819 für mich, indem sie an eine Freundin, Frau von Wolzogen, Schillers Schwägerin, über meine Fortschritte in der Kunst berichtete und lebhaft ihr Bedauern darüber ausdrückte, daß ich nicht noch länger in Rom verweilen könne; zugleich bat sie Frau von Wolzogen, meinem Fürsten und Wohltäter Karl August den Inhalt ihres Briefes vorzutragen. Dies geschah, und das Fürwort der Frau von Wolzogen, welche sich überhaupt seitdem warm für mich interessierte und mir nach meiner Rückkehr ins Vaterland die wohlwollendste Gönnerin wurde, hatte den besten Erfolg. Der gütige Großherzog setzte mir für ein zweites Jahr, das ich in Italien verleben sollte, abermals vierhundert Taler aus. Als ich diese überraschende Nachricht erfuhr, beschloß ich sogleich, meinem Wohltäter in Dankbarkeit ein schönes Staffeleibild zu kopieren, das ihm als angenehmer Gegenstand willkommen sein und meine Fortschritte bekunden konnte. Da mir für den Augenblick die Gelegenheit fehlte, diesen Plan zweckentsprechend ins Werk zu setzen, so mußte ich die Ausführung desselben einstweilen verschieben. Erst im Frühjahr 1821, bei einem längeren Aufenthalte in Florenz, konnte ich auf meine Absichten zurückkommen und diese so würdig ausführen, wie mein dankbares Herz es mir vorschrieb.

Mit Thormaldsen und Schadow, den schon erwähnten Hausgenossen der Frau von Humboldt, wohnten außerdem noch der zierlich-feine

Maler Bach, später Akademiedirektor zu Berlin, und der Kupferstecher und Maler Senff unter einem Dache; alle vier hauseten im ersten Stock. Von ihnen war Thornwaldsen der einzige, der mehr als ein Zimmer hatte, nämlich drei. Im ersten derselben war ein kleines Atelier; Staffeleien mit angefangenen Basreliefs standen darin umher, der Fußboden, die Tische und Stühle waren mit kleinen Figuren bedeckt; nur mit Mühe fand man einen Stuhl zum Sitzen, nirgend etwas, das einem Komfort ähnlich war; weder ein Bücherbrett, noch Schreibzeug, noch Schreibmaterialien. Das Schlafzimmerchen war besonders klein; trotzdem stand auch in diesem dicht vor des Künstlers Bett ein Modellierstuhl mit einem angefangenen Bildwerke darauf, an welchem er sogleich nach dem Aufstehen zu arbeiten pflegte. Hinter diesem Zimmer befand sich ein etwas größeres, die schönste Aussicht gewährendes Gemach, mit Gemälden geschmückt, durch deren Ankauf Thornwaldsen bedrängte Künstler unterstützt hatte; auf den Tischen sah man in bunter Unordnung allerlei Ausgrabungen, Vasen, Münzen, Bronzen usw. Aus diesem Raume führte eine Thür zu einer größeren, gewöhnlich unbenutzten Treppe, neben der sich eine Marmortafel befand, in welcher das Datum eines Besuches des Papstes Pius VII. bei Thornwaldsen eingegraben war.

Der Künstler hatte jedoch nicht nur dies eine Atelier, sondern deren vier bis fünf, in denen er viele Arbeiter beschäftigte. Er fertigte die Skizzen zu seinen Werken gewöhnlich nur einen Fuß hoch an und ließ sie darauf von einem geschickten Schüler oft über Lebensgröße modellieren. Dies Tonmodell wurde sodann abgegossen und in Marmor kopiert. Sein bester Schüler, Pietro Tenerani, war ihm dabei besonders wert und eigentlich unentbehrlich. Die einzige Statue, die er ganz allein vollendet hat, ist der Adonis, den man in der Münchener Glyptothek bewundert, und der ein Zeugnis davon ablegt, daß er, ebenso wie Canova, den Marmor trefflich zu bearbeiten verstand. Die größeren Arbeiten, wie das Aushauen der Figuren aus dem rohen Marmorblock, waren untergeordneten Bildhauern anvertraut; die feinere Arbeit ging dann in geschicktere Hände über. Eins seiner Ateliers war so groß wie eine kleine Kirche, die anderen waren kleiner, oft recht kalt und feucht; nirgend sah ich Kamine oder Ofen, an denen es auch in seiner eigenen Wohnung mangelte. Dafür kleidete sich

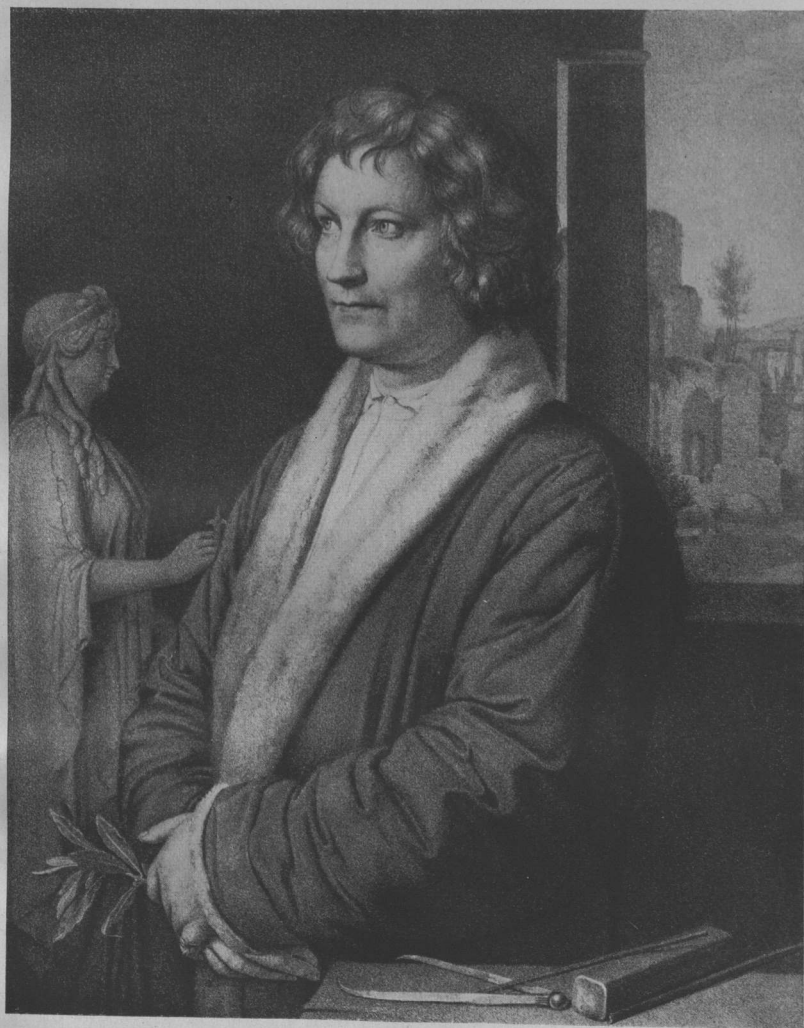
Thornwaldsen desto wärmer; im Winter trug er mindestens vier bis fünf wollene Westen und Jacken übereinander, seine Schüler und Modelle mußten sich mit großen metallenen Kohlenbecken behelfen. Beiläufig erzählt, rettete diese Eigentümlichkeit der Kleidertracht dem Künstler einst das Leben; am 28. März 1823 nämlich wäre er beinahe durch eine Unvorsichtigkeit des jungen Buti, der sich mit einem Gewehre nicht gehörig in acht nahm, erschossen worden, aber seine vielen Röcke schützten Thornwaldsen, indem sie die Gewalt der Kugel schwächten. Seine Rettung war nichtsdestoweniger ein wahres Wunder, denn die Kugel verletzte sogar die Haut und verursachte eine Quetschwunde.

Als ich Thornwaldsens Atelier zum ersten Male betrat, war er eben mit seinem herrlichen Merkur beschäftigt. Neben ihm wurde der wunderschöne Triumphzug Alexanders für die Villa des Grafen Sommariva am Comer See vollendet. Dieses der Antike ebenbürtige Kunstwerk sollte ursprünglich die für Napoleon bestimmte Wohnung im Quirinal schmücken: eine sinnbildliche Verherrlichung der Thaten des Kaisers. Da dieser indessen nicht nach Rom kam, so erhielt das Basrelief eine andere Bestimmung.

Den großartigen Jason, dem Thornwaldsen sein Glück und seine Existenz in Rom verdankte, fand ich noch als Gipsmodell im Atelier. Der Künstler war nämlich 1796 mit einem Stipendium der Akademie von Kopenhagen auf fünf Jahre nach Rom geschickt worden, aber er spazierte die ganze Zeit umher, völlig in der Betrachtung der antiken Kunstwerke aufgehend, ohne etwas Eigenes zu schaffen. Erst als die Zeit seines Aufenthaltes beinahe abgelaufen war, entschloß er sich zu arbeiten und modellirte binnen wenig Tagen seinen Jason in übermenschlicher Größe. Ein kunstsinniger Engländer, Sir Thomas Hope, sah bei dem schon zur Rückkehr nach Dänemark gerüsteten Künstler das kaum vollendete Modell, kaufte es und bestellte es in Marmor. So konnte Thornwaldsen, vor Sorge geschützt, ruhig in Rom bleiben; der Auftrag Hopes machte ihn in weiteren Kreisen bekannt und fürder fehlte es ihm nie mehr an Aufträgen und Anerkennung.

Ich habe hernach Gelegenheit gehabt, Thornwaldsen ziemlich genau kennen zu lernen. Er war ein überaus einfacher Mensch; der Schlichtheit seines Inneren entsprach diejenige seines Äußeren. Sein Arbeitskostüm bestand in einem grauen, mit Lämmerfell gefütterten Rattunschlafrock,

seine Straßentoilette war stets sehr bescheiden. Von seinen elf Orden wurde man selten etwas gewahr. Besonders oft verkehrte ich mit ihm, als ich das Porträt meiner Jugendfreundin Fanny Caspers zu malen begonnen hatte, welche am 7. November 1818, also nicht lange nach meiner Ankunft, ebenfalls in Rom eintraf. Mit lebhaftester Freude erneuerte ich in ihr die liebe Bekanntschaft aus den seligen Tagen, wo wir beide noch im Flügelkleide das Pensionat der Doktorin Stieler zu Gotha besuchten; die heitersten Erinnerungen aus unserer Jugendzeit traten uns wieder vor die Seele. Fanny hatte sich in ihrem Äußeren seit den langen Jahren, während deren ich sie nicht gesehen, verhältnismäßig wenig verändert; ihr eigentliches Selbst aber war noch ganz das alte. Ein lebenswürdiges Kind der Natur, war Fanny grazios in Worten und Bewegungen; alte wie junge Herren und Damen wurden durch den Reiz ihres Wesens bezaubert. Sie war jetzt Gesellschafterin der ungarischen Fürstin Maria Leopoldine Grassalkovics von Gharak, Tochter des Fürsten Paul Anton von Esterhazy, einer sehr gütigen Dame, welche ihr volle Freiheit ließ, wodurch es möglich wurde, daß wir uns viel sehen konnten. Mit wahren Vergnügen unterzog ich mich der Aufgabe, sie zu porträtieren. Zu den Sitzungen traf Thormwaldsen fast regelmäßig ein, denn nicht lange, so hatte sich zwischen beiden, welche sich bereits von einem kurzen Besuche her kannten, den Fanny im Herbst 1815 mit ihrer Fürstin in Rom gemacht, eine große Neigung entsponnen. Die lebhafteste, muntere, witzige, begabte Fanny, die aller Schelmerei und Scherze voll war, konnte mit ihrer bezaubernden Art freilich wohl Liebe erwecken. Die Grazien schienen ihr alles gewährt zu haben, was entzücken kann; sie sang lieblich, plauderte hinreißend, wußte tausend Anekdoten auf die amüsanteste Art zu erzählen, kurz, war unerschöpflich in gesellschaftlichen Scherzen und harmlos-ergötzlichen Kunststückchen. Ja, ihr trotz langer Entfernung von den Brettern noch immer bedeutendes Schauspielertalent zeigte sich gelegentlich mehrfacher Anlässe in hellem Lichte, namentlich als Ausgangs Februar 1819 Frau von Humboldts Geburtstag von den deutschen Künstlern sehr sinnig begangen wurde. Auguste Klein aus Berlin, eine dichterisch reichbegabte Freundin, die mir auch ein Sonett zu dem selbstgepflückten Blumenstrauß gefertigt, den ich schenkte, hatte ein kleines Lustspiel: „Die ländliche Familie“,



22. Begas d. A., Thorswaldsen

verfaßt, welches von Thorwaldsen, mir und einigen anderen dargestellt ward; die Hauptrolle gab Fanny Caspers und erntete darin einstimmigen Beifall. Und als am 1. Mai 1819 Philipp Veits Namensstag gefeiert wurde, übernahm sie in dem gleichfalls von Auguste Klein gedichteten Gelegenheitscherze: „Die Kunst, Philipps Lieblingsbilder herbeibringend“, die moderne Sibylle; Schadow war Paris und ich Johanna von Arragonien. Alle diese Eigenschaften Fannys waren dazu angetan, Thorwaldsen für dieselbe zu entflammen, und sie verehrte in ihm den unerreichten Bildhauer, den modernen Phidias.

Leider führte das gegenseitige Interesse doch zu keinem Resultat, und zwar aus Rechtlichkeit des Künstlers. Er hatte nämlich, kurz ehe Fanny nach Rom kam, seine Verlobung mit einer edlen, aber unschönen Schottin, einer Miß Franziska Mackenzie Seaforth, gelöst, und zwar zur Beruhigung der Trostlosen mit dem Versprechen, sich nie wieder zu wollen. Diese Dame hatte den Künstler in Albano kennen gelernt, wohin er sich, am römischen Fieber heftig erkrankt, zu seiner Wiederherstellung begeben hatte; sie ward ihm dort eine treue Pflegerin, zugleich lernte er in ihr die erste edle weibliche Seele in seinem Leben kennen. Sie war voller Kunstenthusiasmus und Kenntnisse aller Art, sanft, still, leise in ihrem Auftreten, was mit ihrem grauen Teint und ihrem von Kopf bis zu Fuß grauen Anzuge völlig im Einklang stand. Einen bedeutenden Eindruck machte Miß Mackenzie, die mir später, als ich sie kennen lernte, immer wie eine Fledermaus vorkam, nicht. Von Gestalt war sie groß, mager und knochig; ebenso waren Hände und Füße. In dem Ausdruck ihrer Augen und der Gesichtszüge lag indessen etwas Angenehmes und Anziehendes; ein Stempel der Herzensgüte versöhnte mit der sonst höchst unscheinbaren, auch nicht mehr ganz jungen Dame. Da früher Thorwaldsen die Beute einer ganz gewöhnlichen, üppigen, jähzornigen Römerin, Anna Maria Magnani (verheiratet mit einem Berliner Professor, der sich aber nicht mehr um sie kümmerte), gewesen war, so mochte ihm der Kontrast zwischen den beiden Frauen zugunsten der Schottin sehr fühlbar gewesen sein. Allein die Italienerin hatte ihm wegen seiner Treulosigkeit Rache geschworen und würde dieselbe wahrscheinlich auch ausgeführt haben, wenn er der Gemahl ihrer Nebenbuhlerin geworden wäre; hatte sie doch früher schon dem sanften, stillen Thorwaldsen



bei verschiedenen häuslichen Zwistigkeiten Gefäße aller Art an den Kopf geworfen! Miß Mackenzie hatte, als ihr Thorwaldsen in Albano wirklich, leichtsinnig genug, seine Hand bot, nicht den Mut, ohne Zustimmung ihrer Familie sogleich ihre Einwilligung zu geben: zum Glück für Thorwaldsen, denn ein Blinder mußte merken, daß sie nicht die Person war, um den eigenartigen Künstler mit dem Focher der Ehe auszuföhnen; sie selbst wäre dabei am unglücklichsten geworden. So kamen beide nach Rom; Miß Mackenzie führte Thorwaldsen sogleich bei ihren englischen Bekannten ein, in deren Abendzirkeln sich indessen der Künstler so bodenlos langweilte, daß sie ihm bald unausstehlich wurden und er in seine gewöhnliche Osteria zu seiner Foglietta, der mit Stroh umflochtenen Weinflasche, die er nicht verschmähte, mit doppelter Wonne zurückkehrte. Vergebens versuchte Miß Mackenzie, sich den eigensinnigen Thorwaldsen wenigstens als Freund zu erhalten; er mied sie gänzlich und löste das Eheversprechen, worauf sie trostlos in ihr Vaterland zurückreiste. Nach mehreren Jahren kam sie jedoch wieder nach Rom, um bei Thorwaldsen ihr Grabmal zu bestellen; auch da gelang es ihr indessen nicht, den Künstler wieder für sich zu entflammen.

Diese Schottin nun war gerade im Begriff, sich wieder nach ihrem Vaterlande einzuschiffen, als die schöne, blühende, neckische Fanny aufs neue in Rom erschien. Sie entzündete das leicht bewegliche Gemüt Thorwaldsens, dessen Neigung sie bald von ganzem Herzen erwiderte. Er suchte sie so oft wie möglich auf; am liebsten bei mir. Gern erteilte er mir dann seinen Rat in betreff des Porträts von ihr; so mußte auf seine Anheimgabe Freund Schinz mir als Hintergrund des Gemäldes das Kolosseum zeichnen.

Die beiden Liebenden traten einander, ohne sich indessen mit einem Worte zu erklären, immer näher; namentlich weckte das Gepolter und der Gedankenaustausch während der Stunden, da ich Fanny malte, gegenseitig mehr und mehr die innigste Teilnahme. Die brünstigsten Gebete um Erfüllung ihres Herzenswunsches sandte Fanny, eine gläubige Katholikin, zur Madonna empor, und forderte auch mich auf, zu Gott für sie zu beten. Wir alle wünschten, daß sie Thorwaldsens Frau werden möchte; sie würde eine Stütze für die Deutschen in Rom geworden sein und den Künstler aus den unwürdigen Fesseln jener

Italienerin, welche ihn inzwischen wieder umschlungen hatten, befreit haben. Gewiß wäre sie auch seiner natürlichen Tochter Elisa, welche ihm die Magnani geschenkt hatte, eine gute Mutter gewesen. Dieses bei der elenden Anna Maria gebliebene Kind der Liebe verheiratete Thorwaldsen später an einen alten dänischen Obersten namens von Paulsen, den jedoch ein tieferes Interesse an das vom Vater reichlich ausgesteuerte Mädchen nicht zu fetten schien.

Unter den Kunstkoryphäen, welche bei meiner Ankunft zu Rom in großer Anzahl dort versammelt waren, stand unstreitig Thorwaldsen an Bedeutung, Gewalt des Genius und europäischem Rufe allen voran. Aber auch unter den übrigen Künstlern befanden sich viele wackere Männer, und gern trage ich auf den folgenden Blättern zu deren Charakteristik nach Kräften bei. Ebenso dürften die gesellschaftlichen Beziehungen der damaligen Zeit Stoff zur Schilderung darbieten; um so mehr, als sie den Hintergrund bilden, von welchem die in meinem Gedächtnis bunt einander drängenden Hauptgestalten jener denkwürdigen Epoche sich werden abheben müssen.

Nicht lange war ich in Rom, so fand ich Zutritt in die Werkstätten der verschiedensten Künstler; gleich anfangs besuchte ich die Ateliers von Cornelius und Koch. Tief und bedeutend wie der Eindruck von Cornelius' Werken war auch derjenige seiner persönlichen Erscheinung. Sein Adlerblick war nicht scharf, sondern nur seelenvoll; der Künstler war geistreich, aber zugleich erweckte seine biedere Herzlichkeit Vertrauen. Der höchst lebenswürdige, geistreiche, bescheidene Mann gefiel mir je länger, desto besser, und da er unter der katholischen Partei für einen Ketzer galt, so weiß man hiermit, daß er ein aufgeklärter, vernünftiger Katholik war, zu dessen Bekanntschaft man sich nur Glück wünschen konnte. Sein Talent war vom ersten Range; seine Arbeiten alle höchst genial und voll der größten Innigkeit. Des Tirolers Koch heiteres, witziges Wesen war ebenso originell wie tüchtig. Er empfing uns in Hemdsärmeln in seinem Atelier, sprach den Tiroler Dialekt, hatte stets auf einem Stuhle neben sich den Dante liegen und eine seiner ersten Fragen, die er an mich richtete, war: ob ich die „Hölle“ dieses Dichters gelesen hätte? Als ich dies verneinte, reziitierte er sogleich einige Stellen daraus, und zwar in italienischer Sprache, welche er aber mit starkem Tiroler Dialekte gräßlich aussprach.

Auf der Staffelei hatte er eine große Schweizer Landschaft, welche so klar, so durchsichtig gemalt, so großartig aufgefaßt war, daß sie nichts zu wünschen übrig ließ. Unten an einer buschigen Stelle hatte er Schlangen angebracht. „Sehen Sie,“ sagte er, „das ist das Gezücht der Rezensenten!“ Ein figurenreiches Bild stand daneben: „Die Einnahme von Saragossa“.

Mit diesem geistreich=barocken Koch bin ich während meines Aufenthaltes in Rom ziemlich oft zusammen gekommen. Er war so urwüchsig originell, daß er häufig verblüffte; ein solcher Kraftmensch ist nicht alle Tage zu finden. Als Maler genial, versuchte er sich auch auf literarischem Gebiete und schrieb u. a. eine „Rumfortische Suppe“ — eine Parodie auf die damaligen neuen Kunstbestrebungen. Es war ein Werk voll Geist und Witz, aber zugleich toll und verworren.

Alle Augenblicke ließ er mich rufen, um mir wieder eine andere Art seiner Malerei zu zeigen. Der wunderliche Mann machte immer neue Erfindungen, um das beste Kolorit zu erzielen, und wechselte daher unaufhörlich mit der Methode in der Technik. Einmal kam er mir vor Freude strahlend entgegen und versicherte: nun das Rechte aufgefunden zu haben, nämlich das Untermalen mit bloßen Lasurfarben in der Stimmung, welche das Bild haben solle. „Sehen Sie“, sagte er, „meinen Bileams Esel an; er ist auf diese Weise behandelt, und einen gleichen Erfolg erwarte ich von meinem Ritter St. Georg.“ Ein andermal faßte er eine so große Liebe für den Grünspan, daß dieser zur Hauptfarbe avancierte; auch der Asphalt erfreute sich bei ihm einer Epoche besonderer Gunst. „Ohne diesen“, behauptete er, „kann kein Bild bestehen.“ Kaum glaublich ist es, daß trotz dieser Marotten seine Bilder nach der Vollendung trefflich, klar und harmonisch aussahen; lebendig in der Farbe, aber nicht grell. Namentlich seines Andreas Hofer entsinne ich mich als eines in ganz eigener, kräftiger und leuchtender Manier behandelten Gemäldes. Es war mir immer ein besonderes Vergnügen, den merkwürdigen Alten zu besuchen und ihn so eigentümlich hantieren zu sehen. Originell war schon seine Toilette. Ein kleines Käppchen auf dem Kopfe, den kurzen Pfeifenstummel im Munde, saß er im offenen Hemd, mit aufgekrempten Ärmeln, herunterhängenden Strümpfen und niedergetretenen Pantoffeln an der Staffelei. Machte er Besuche, so war ein alter

fin Carnesiere.

T. Koch.

Rohden - Maler Meißner.

Quinto do pin. 2<sup>o</sup> Anis.



Nicht - Syden am Ende! das heißt, pöngstet sich my Gemythen!  
 Reichthum - Gedenke die weltliche Affaire von Guts zu machen, oder of samer, often  
 Pagan end of the  
 Walter Miller - Guts zu Geth! Guts steht in unser Gemynd von Guts zu machen!  
 Redden - Of Guts unter my! der die beide Geth of the Gemynd my!  
 zu Gethen - Erwe it worte Meist Gethen Gethen!

23. Genelli, S. A. Koch in der Oſteria

abgeschabter blauer Überrock mit umgeschlungenem buntem Halstuch sein gewöhnlicher Anzug, bei welchem die Tabakspfeife als Schmuck der Rocktasche nie fehlte. So nachlässig war seine Erscheinung, daß er einst bei einer vornehmen Familie, die ihn immer mit größter Freude empfing — denn jedermann hatte ihn lieb —, von einem neu angestellten Bedienten, der ihn nicht kannte, als Bettler abgewiesen wurde. Dürftig wie seine Toilette war auch seine Umgebung, und doch blieb er ein ausgezeichneter Lehrer für alle jungen, von ernstem Streben besetzten Künstler, ein Stern erster Größe in der Kunstwelt.

Außerst lohnend war auch ein Besuch des Ateliers des Bildhauers Eberhardt, dessen schöne Compositionen im altchristlichen Stil mich besonders anzogen. Der Künstler selbst, ein schlichter, ehrlicher, lieber Greis, war gleichsam eine Erscheinung aus dem Mittelalter; er besaß in Wahrheit den Charakter eines frommen Mönchs. Früher hatte er einige mythologische Gegenstände ausgeführt, wofür ihm eine Professur an der Münchener Akademie zuteil ward. Als er für Rom Urlaub erhielt, folgte er dort ganz seiner Neigung und arbeitete nur christliche Gegenstände, Basreliefs, Grabmäler usw. Auch eine wunderliebliche sitzende Madonna, so fromm, so jungfräulich und demütig, wie sie nur die alten Meister schufen, stand bei ihm im Atelier. Sein Leben war, im Einklang mit dieser Kunstrichtung, still, einfach und fromm; seine Tracht und seine Wohnung entsprachen seinem mönchischen Wesen.

Mit Eberhardt bildete Canova in Kunst und Erscheinung den vollständigsten Gegensatz, doch auf angenehme Weise. Er war von mittlerer Größe, schlank und zart gebaut; sein Benehmen das eines gebildeten, vornehmen Weltmannes. Ich kannte viele seiner zahllosen Arbeiten bereits aus Kupferstichen und Abgüssen. Immer hatte ich seine schöne, nur ihm eigene Art der Bearbeitung des Marmors bewundert; in Rom lernte ich einsehen, daß Thorwaldsen ihn im echten antiken Stil weit überflügelt hatte. Canovas Grazien machten einen etwas süßlichen, gebrechelten Eindruck; diejenigen Thorwaldsens waren dagegen schöne, wiewohl ernstere Gestalten. Im Basrelief hat Canova Thorwaldsen nie erreicht, dessen Alexanderzug die großartigste Schöpfung des Meißels in neuester Zeit ist und wahrscheinlich bleiben wird. Die Italiener selbst pflegten daher auch den Dänen „Patriarch des Basreliefs“ zu nennen.

Erwähnenswert ist auch die derbe Persönlichkeit des Bildhauers Johann Martin Wagner, der vom Kronprinzen Ludwig von Bayern zum Ankauf von Kunstschätzen mit ausgedehnter Vollmacht versehen war. Der genannte Künstler lud mich eines Tages ein, die von der Insel Agina gekommenen und von Thorwaldsen für die Münchener Glyptothek geradezu bewundernswürdig hergestellten Agineten bei ihm anzusehen. Ich erblickte siebenzehn höchst merkwürdige, der Tempelruine des panhellenischen Jupiter entnommene Figuren aus der ersten griechischen Zeit, die Köpfe alle lächelnd und in keinem Verhältnis zu den schön ausgeführten Körpern. Spuren von Farbe befanden sich an den Rüstungen und bestätigten dadurch, was oft bestritten wurde: daß nämlich diese antiken Kunstwerke an ihrem Platze bemalt standen. Noch zeigte mir Wagner den barbarinischen Faun, der so lebensvoll war, daß er zu atmen schien. Dies Kunstwerk war nur für Eingeweihte sichtbar, da es bei dem Publikum in Vergessenheit geraten sollte, um später bei Nacht und Nebel nach München transportiert zu werden, denn eigentlich verbot ein strenges Gesetz, römische Altertümer auszuführen.

Ein Spaziergang mit Schinz führte mich kurze Zeit nach meiner Ankunft in Rom auch zu Overbeck, der mit seiner jungen Frau die Villa Palombara, unweit der Bäder des Diokletian, bewohnte. Der Marchese Massimi hatte, wie mir aus dem Briefe der Frau Henriette Herz bereits bekannt war, dem frommen, bescheidenen und doch so großen Künstler nebst anderen deutschen schöpferischen Talenten den ehrenvollen Auftrag erteilt, seine Villa durch Fresken zu italienischen Dichtungen zu schmücken. Overbeck erhielt die Aufgabe, zum „befreiten Jerusalem“ die Bilder zu liefern, eine Arbeit, die ihn mehrere Jahre hindurch beschäftigte. Unbewußt hegte er eine stille Neigung für eine Wienerin, welche ihrer Gesundheit wegen seit kurzem mit einer Gesellschafterin in Rom lebte und bisweilen Künstler bei sich empfing. Signora Nina — ihres Zunamens erinnere ich mich nicht, denn in Italien herrscht die Sitte, die Menschen nur bei ihrem Vornamen zu nennen — Signora Nina, eine engherzig-fanatistische Katholikin, war eine weiche, sentimentale, anspruchsvolle Dame, äußerlich nicht besonders reizend oder fein, sondern eher dick; mit großer Begabung zur Intrigue verband sie reiche Bildung, mußte die italienischen Dichter

auswendig und schwärmte für die Kunst. Sie hatte in Wien, als Kind der Liebe eines aristokratischen Vaters, bei diesem angenehm gelebt, war aber der Welt müde, glaubte sich kränzlich und daher eines südlichen Klimas bedürftig. Der Vater gab ihr gern die Erlaubnis, mit ihrer Gesellschafterin Elise nach Rom zu gehen. Kaum bemerkte die verschlagene Nina die schüchterne Neigung Overbecks, als sie alles mögliche tat, um ihn ernstlich zu fesseln; als er nun gar die große Massimische Bestellung bekam, beschloß sie, die Sache zum gedeihlichen Ende zu bringen. Sie vertraute sich ihrem klugen Beichtvater an, sagte ihm, daß sie eine unbezwingliche Neigung zu Overbeck fühle und diesen deshalb meiden müsse; ja, sie bat ihn, dies Overbeck selbst mitzuteilen, damit dieser seine Besuche einstelle. Es wirkte. Der unschuldige Künstler war entzückt, die zurückgedrängte Leidenschaft flammte auf, und er bat den Beichtvater, der jungen Dame sein Herz zu Füßen zu legen, ihr aber zugleich zu eröffnen, daß er befürchte, ihr jene glänzende Lage nicht bieten zu können, an welche sie gewöhnt sei. Signora Nina machte indessen dem schüchternen Künstler Mut, indem sie ihn wissen ließ, daß sie ein ansehnliches Heiratsgut von ihrem Vater erhalten werde. Nun wurde die Verbindung wirklich geschlossen; kurz vor meiner Ankunft in Rom war das junge Paar getraut worden und lebte seelenvergnügt im ganzen Vollgefühl des Glücks der Flitterwochen. Die Gesellschafterin der Signora Nina, welche durch deren Verheirathung mit Overbeck ihre Stelle verlor, fand ein Engagement bei Frau von Schlegel.

Elise war ein heiteres, praktisches, „fisches“ Wiener Kind, das sich durch freundliches Wesen bei jedermann bald beliebt zu machen wußte; nannte sie doch einst sogar unser protestantischer Prediger Schmieder „eines von den Wesen, die vom Herzen weg leben; ihre gute Laune habe hinter dem Schalk eine innige Heiterkeit und Einfalt, die jedem das Herz erfreuen müsse.“ Trefflich verstand sie es, die Geselligkeit zu beleben, indem sie, unterstützt durch eine frische Stimme, kleine österreichische Nationallieder und „Schnadahupf'n“ mit viel Naivität vortrug. Als Katholikin harmonierte sie sehr mit Frau Dorothea Schlegel; die dritte im Bunde war die schon erwähnte Berlinerin Auguste Klein, wegen ihres langen, schleppenden Mantels wohl scherzweise „la tragédie allemande“ genannt; eine Dilettantin in der Malerei,

welche zwar nichts Bedeutendes leistete, aber vermöge ihres regen Sinnes für das Schöne sowie ihres feinen Urtheils in künstlerischen Dingen doch in der ganzen Malerwelt wohlgelitten war. Ihr schönes Innere offenbarte sich bei mannigfachen Gelegenheiten in anmutigen und wahrhaft poetischen Schöpfungen; auf dem Felde der Gelegenheitsdichtung tat sie sich zu allen Zeiten ganz besonders hervor, und stets war, was sie sagte, sinnig und zart. Ihre lebhafteste Phantasie dürfte Ursache gewesen sein, daß sie in Rom zum Katholizismus übertrat.

Nun verband sie ein gleiches Interesse mit Elise und Frau von Schlegel, bei welcher sie fast täglich zu finden war; als bevorrechteter Mann erschien bei diesen Zusammenkünften, in denen hauptsächlich über religiöse Dinge gesprochen ward, der Maler Eggers. Man denke sich nun die Überraschung der ganzen römischen Künstlerwelt, als plötzlich die Gesellschafterin Elise, Auguste Klein und Eggers spurlos von der Bildfläche verschwunden waren. Als sie nach etwa acht Tagen wieder auftauchten, ward Elise als Frau Eggers vorgestellt und fortan machten die drei einen Haushalt aus, denn Eggers hatte weder Vermögen, noch Aussicht auf genügenden Erwerb durch seinen Pinsel. Auch Elise war arm; daher suchte Auguste durch ihren Beitrag zum Wirtschaftsgelde die Häuslichkeit des jungen Paares zu verschönern. Sie ist die treue Freundin der beiden Gatten geblieben; in einigen düsteren, zum Palazzo Caffarelli gehörigen Gemächern, zu denen man durch einen unmittelbar auf dem tarpejischen Felsen angelegten Garten mühselig Zutritt fand, hauste das Kleeblatt — welches jedoch überraschend schnell vierblättrig wurde — in einer spärlichen Einrichtung. Elise und Auguste ergänzten sich trefflich; jene war praktisch und heiter, diese dagegen klug und poetisch, beide aber fanden ihren Vereinigungspunkt in der Vergötterung ihres gemeinschaftlichen Lieblings Eggers. Es war ein schönes, durchaus edles, wenngleich etwas eigen tümliches Verhältnis, in welches sich indessen die römischen Kunstgenossen sehr bald zu finden mußten, namentlich als die guten Seiten des Charakters der jungen Hausfrau und Mutter auch ihnen gelegentlich zugute kamen. Denn trotz mancher Widerwärtigkeiten ihrer Lage bewahrte Elise Eggers immer noch Kräfte und Gedanken, anderen zu helfen; so dankte gelegentlich Schnorr ihrer Sorgfalt, ihrer Pflege,



ihrem trefflichen Kochtalent seine Herstellung von einer traurigen und langwierigen Krankheit. Das andauernde Einatmen der nassen Kalkluft, welchem er bei einer Freskomalerei ausgesetzt war, hatte seine Säfte so verdorben, daß, als er bei einem heftigen Augenübel eine spanische Fliege auf den Arm legte, diese eine böse Entzündung hervorrief. Schon fürchtete man, der Arm müsse abgenommen werden; dies ward zwar noch glücklich verhindert, allein da die Wunde sich nicht schloß, so besorgte man eine Auszehrung. Mit Arznei war wenig zu helfen; da übernahm die gute Eggers das Geschäft, für den Kranken gute und kräftige Speise zu kochen; ein Beginnen, welches durch einen überaus glücklichen Erfolg gesegnet ward, denn der schon aufgegebene Schnorr blieb dem Leben und der Kunst erhalten.

Was die malerische Richtung von Eggers betrifft, so hielt er sich zu Overbeck, diesem Meister der romantischen Schule und Hauptführer der Nazarener, dessen Genie eben damals seine größten Werke schuf. Im Vollgefühl der jungen Liebe zu seiner Nina gerieten die vom Marchese Massimi bestellten Fresken zum „befreiten Jerusalem“ meisterlich; ich fand die weibliche Hauptfigur entzückend unschuldig, zart und fromm, die Engel, welche ihr die Ketten lösen, heilig rein und kindlich erhaben, das Ganze eigenartig und ohne an eine andere Kunstschöpfung zu erinnern.

Später habe ich die große Freude gehabt, Overbeck bei mehreren seiner Werke mit kleinen Hilfsleistungen dienlich sein zu können, namentlich arbeitete ich an dem Grunde seines herrlichen Bildes: „die sieben hungrigen Jahre“ mit, und noch heute bin ich stolz darauf, daß ich dem Meister eine Handreichung leisten durfte.

Hier wäre die Stelle, einer Genossin meines Strebens und meiner künstlerischen Neigungen zu gedenken, deren Namen ich schon flüchtig erwähnt habe, nämlich der Kirchenbildermalerin Maria Ellenrieder. Sie kam zwar erst später (im Winter von 1822 auf 1823) nach Rom, aber wir wurden schnell so innig miteinander befreundet, daß wir sogar eine Zeitlang zusammen wohnten.

Maria Ellenrieder war eines der liebenswürdigsten, gewinnendsten Wesen, welche man sich denken kann; recht wie ein stilles Weibchen, bescheiden und treu. Ihre Taubheit und daraus hervorgehende teilweise Hilflosigkeit waren Anlaß, daß ich mich ihrer besonders annahm.

Sie schloß sich mir auch völlig an; es waltete, da ich die Ältere war, ein fast kindliches Verhältnis von ihr zu mir. Ihre Bilder erlangten schnell einen Ruf; sie waren tief empfunden, voll überirdischen Reizes, fromm, die Madonnen und Christkinder wahrhaft seelenerquickend in Haltung und Ausdruck, und was an ihren Werken mehr als alle Kunstfertigkeit entzückte, war die reine, demütige Seele, die aus ihren Schöpfungen strahlte. In der That, man malt nur gut, wenn man aus dem Innersten des Gemütes herausmalt; Maria Ellenrieder war der Beweis dafür. Und doch war sie so bescheiden, einst bei Betrachtung eines Entwurfes von Schinz auszurufen: „Ich kann leider gar nicht von Kunst reden, ich kann nur arbeiten!“ Das tat sie denn auch, und zwar mit rastlosem Fleiße; ihr Eifer beschämte die meisten Männer. Einst malte sie an einem Jesulein mit dem Kreuze, welches nach dem übereinstimmenden Urtheile aller vorzüglich gelang, aber die Ärmte mußte dazwischen ein Bild von Gerard kopieren, um sich in den Stand zu setzen, etwas länger in Rom bleiben zu können, ohne ihrem Vater zur Last zu fallen. „Im Himmel — da will ich mich ausruhen!“ sagte sie einst, als die Rede davon war, ob wir dort auch fortmalen würden. Wie lebendig trat mir dabei ihr schweres Leben voll Kampf und Entsagung vor die Seele! Ja, wer es treu meint mit der Kunst, der muß sein Selbst aufopfern.

Auch nach meiner Rückkehr in die Heimat blieb ich mit Maria Ellenrieder in steter Verbindung; in regelmäßigen Zwischenräumen erhielt ich als „Mütterchen und Lehrmeisterin“ wie sie mich noch nannte, auch als ihr Ruhm den meinigen längst überflügelt hatte, Briefe von ihr. In Rom vermisse sie mich, wie sie oft versicherte, sehr schmerzlich: „Es ist einmal ausgemacht, daß die deutschen Künstler in der Regel die Malerinnen nicht leiden können,“ schrieb sie, und setzte hinzu: „Auch hier gibt es in unserer Kunst viele harte Herzen.“ Ich führe dieses Urtheil nur an, um zu sagen, daß ich es für zu scharf halte: meine Erfahrungen sprechen für das Gegenteil. Aber Maria Ellenrieder war leicht verletzt und zog sich dann wie eine rauh berührte Nymföe scheu in sich selbst zurück. Auch in ihren glücklichsten Tagen war sie immer von einer gewissen Poesie des Leidens umwoben.

Später war es eine Äußerlichkeit, welche wir miteinander gemein hatten: jede von uns ward: „Großherzogliche Hofmalerin“, ich in

Weimar, sie in Karlsruhe. Aber leider habe ich sie überlebt; aus voller Tätigkeit ward sie im Jahre 1863 zu Konstanz hinweggerafft. Zum Glück hatte sie kein schweres und langes Krankenlager zu überstehen; der Verfall ihrer Kräfte ging so rasch vor sich, daß die Nachricht ihres Hinscheidens völlig unerwartet kam. Unmittelbar vor ihrem Tode hatte sie noch ein Gemälde von sehr großen Raumverhältnissen beendet, daselbe für das Konstanzer Publikum zur Besichtigung ausgestellt und dann an den Auftraggeber, den Großherzog von Baden, nach Karlsruhe abgehen lassen. Die Nachricht von der glücklichen Ankunft des Bildes und dem Wohlgefallen des Großherzogs an demselben hatte sie noch erfreut. Außerdem war sie kurze Zeit bevor sie starb mit einem kleinen Ölgemälde fertig geworden, das sie der Konstanzer Feuerwehr zum Geschenk bestimmt hatte; es stellt den heiligen Florian dar, wie er seinen mit Wasser gefüllten Helm über ein sich entwickelndes Feuer ausleert und dieses dadurch erstickt. Am Fronleichnamstage des oben genannten Jahres schlummerte sie hinüber; Sarg und Grab wurden mit Kränzen und Blumen geschmückt, welche zum Teil weit herkamen; so sandte pietätreich der Großherzog von Baden eine wundervolle Blumenfülle aus den Hofgärten von Karlsruhe. Ihr Landsmann, Mitbürger und Berufsgenosse Friedrich Pecht, schrieb einen Nekrolog voll hoher Anerkennung der künstlerischen und sittlichen Vorzüge der Heimgegangenen, in welchem er ihr den ersten Platz unter den Künstlern ihres Genres anwies. Wenige Monate nach ihrem Tode wurde Maria Ellenrieders Brustbild von Ferdinand Wagner al fresco an der Außenfläche der Stadtkanzlei zu Konstanz angebracht, als dieses Gebäude, wie das Fuggerhaus in Augsburg, von dem genannten Künstler mit Fresken geschmückt ward.

Keinen größeren Gegensatz zu Maria Ellenrieder konnte es geben, als den einige Zeit vor ihr in Rom eintreffenden Historienmaler Ferdinand Flor. War jene eine ernsthaft strebende, begabte Künstlerin, kernhaft tüchtig in ihrer Wesenheit und deshalb von alt und jung geachtet, so leistete dieser „semper in floribus“, wie König Ludwig von Bayern Flor beständig genannt haben soll, nur wenig; sein Talent war, wenn auch angenehm, so doch keineswegs bedeutend, und entsaltete sich auch nicht, als der einer reichen Hamburger Familie entstammende, vormalig sehr wohlhabende Künstler durch einen Bankrott

plötzlich seine ganze Habe einbüßte. Er nahm diesen Unfall sehr leicht; pekuniäre Sorge beschäftigte ihn jetzt so wenig, wie vordem, trieb ihn auch nicht zur Arbeit an. Im Gegenteil kam er nun erst recht in sein Fahrwasser, denn da er sich doch momentan zu helfen suchen mußte, so arrangierte er eine Soiree, bei welcher er lebende Bilder nach den besten Originalen stellte; die größte Sensation erregte die liebliche Karoline Pulini als Märchen aus Goethes „Egmont“. Überhaupt fielen die Tableaux ungemein befriedigend aus, denn Flor hatte in deren Anordnung unbestreitbar seine starke Seite, wie er sich auch eine große Kiste voll allerhand Theatergarderobe hatte kommen lassen. Er selbst war mit einem lustigen Genossen zu Fuß nach Rom eingewandert, in Lanzschuhen, weißen Pantalons, braunem Röckchen und statt des Ranzens eine Gitarre auf dem Rücken.

Zu den Künstlern, welche während der Zeit meiner Anwesenheit in Rom sich dort aufhielten, gehörte auch Carl Vegas, der einfache fromme Hermann (ein Freund und hochbegabter Schüler von Cornelius), der sinnige Rheinländer Rambour und der Berliner Historienmaler Remy. Den einen oder anderen von diesen traf ich häufig bei dem gastfreien Maler Catel, der eine Römerin zur Frau hatte und ein offenes Haus machte, in welchem man gern verkehren mochte. In Berlin geboren, hatte er sich seit 1809 dauernd in Italien niedergelassen, zum entschiedenen Gewinn für die dortigen Künstlerkreise, denn Catel war ein vielseitig gebildeter Mann und ein tüchtiger Historien- und Landschaftsmaler; namentlich seine italienischen Landschaften, hervorragend durch Kolorit und Zeichnung, waren sehr gesucht, da man die sübliche Natur mit großer Wahrheit und zugleich hochpoetisch auf ihnen dargestellt sah.

Auch die Landschaften des tüchtigen Reinhart waren geschätzt. Sein großartiger, breiter Stil, seine edle Auffassung der Natur zeigte sich in seinen Olgemälden, wie in seinen Radierungen. Als Mensch war er von echter, schon auf seinem Gesichte ausgedrückter Biederkeit; groß, kräftig in der Haltung und markig in der Erscheinung, glich er einem Waidmanne, wie er denn in der Tat die Jagd sehr liebte.

Sodann wurde ich im Verlaufe der Zeit bekannt mit dem biblischen Historienmaler Wilhelm von Schadow, später Direktor der Kunstakademie zu Düsseldorf. Dieser bot mich eines Tages, ihm durch



24. Nambour, Gebrüder Eberhard

Untermalung eines Kinderporträts, welches er zu wiederholen hatte, eine eilige Arbeit zu erleichtern. Ich malte in seinem Atelier und hatte dabei Gelegenheit, die Eigentümlichkeiten dieses Mannes kennen zu lernen. Er war rastlos fleißig, aber unter unaufhörlichem Seufzen und Stöhnen, und marterte sich beim Schaffen wahrhaft ab. Die Arbeit sagte mir in keiner Weise zu; dennoch nahm ich sie an, um dem wackeren Künstler einen Dienst zu erweisen; aber froh war ich doch, als die unheimlichen Arbeitstage bei Schadow vorüber waren, denn dieser legte oft über die geringfügigsten Kleinigkeiten eine aufbrausende Hefigkeit an den Tag.

Von dem großen römischen Künstlerkreise der Historiker fern hielten sich die Gebrüder Niepenhausen, Franz und Johann, welche gemeinschaftlich recht tüchtige Kunstschöpfungen hervorbrachten. Ich freute mich der Bekanntschaft dieser beiden Künstler, die ich schon vor Jahren bei Frommanns in Jena durch ihre Umrisse zu Liebs Genossenschaft, nach denen ich zeichnete, verehren gelernt hatte. Ihr feines, artiges Benehmen war weniger nach Originalität haschend, als dasjenige so vieler anderer Künstler; ihre Werke standen mit ihrem ganzen Wesen im Einklang, sie waren gefällig und angenehm, wenn auch nicht von tiefem Gehalte. Besonders korrekt, leicht und grazios komponierten sie im Geiste der Alten.

Nicht mit Stillschweigen übergehen kann ich ferner die Kupferstecher Barth und Amster, jener ein Thüringer, dieser ein Schweizer. Bieder und wacker, waren sie echte Kernnaturen, ohne Falsch, Barth sogar oft aufrichtig und wahr bis zur Rücksichtslosigkeit. Beide waren einer strengen, einfachen, stilvollen Manier in ihrer Kunst beflissen und leisteten sehr Tüchtiges, Barth vielleicht noch mehr als Amster, der zu Zeiten ein recht trockener Kauz sein konnte. Namentlich lieferten diese Künstler treffliche Porträts; ihre Blätter genossen eines großen und wohlbegründeten Rufes. Amster arbeitete auch viel nach Reliefs von Thorwaldsen; zum Vorbild seines Stils nahm er sich den Marc Anton.

Übrigens lernte ich in Rom nicht nur deutsche, sondern auch italienische Künstler kennen und schätzen; ich nenne zuerst den auch in Deutschland wohlbekannt gewordenen Palmaroli, der als Restaurator alter Gemälde einzig in seiner Art und daher sehr berühmt war. Seine

Lüchrigkeit bewirkte, daß er im Jahre 1826 nach Dresden berufen ward, um dort mit anderen Bilbern die Sixtinische Madonna von Raffael zu restaurieren, welche er vorzüglich reinigte und in ihrer ursprünglichen Größe (ein Teil der Leinwand war umgeschlagen gewesen) wieder herstellte. Er gebrauchte dazu nur sehr kurze Zeit, ließ sich freilich fürstlich bezahlen. Bei dem Besuche, welchen ich Palmaroli machte, hatte er eben einen „Christus, als Gärtner der Magdalena erscheinend“, vollendet, ein großes Gemälde Giulio Romanos, welches wie neu wieder hergestellt war. Er arbeitete jetzt an einem wunderbaren, ganz einfachen, aber überaus reizenden Frauentopfe, an dem kaum noch ein Schatten des Originals sichtbar geblieben. Später hat Palmaroli dieses Bild, unter dem ich mir am liebsten die Lorelei gedacht hätte, dem Leonardo zugeschrieben — eine willkürliche, freilich bei italienischen Restauratoren nicht seltene Laufe.

Außer dem Genannten interessierte mich besonders lebhaft ein Lieblingsmaler des Herzogs Emil August von Gotha, der von mir schon genannte Professor Grassi. Er war ein sehr guter, oft großartig auffassender Porträtmaler, mit klarem, durchsichtigem Kolorit, der freilich im historischen Fache nur geringe Kenntnisse zeigte. Ich sah von ihm jenes Bild, welches Herzog August für den Papst bestellt hatte, um diesem bei seiner Rückkehr aus Frankreich eine Aufmerksamkeit zu bezeigen: „der heilige Vater, vom Apostel Petrus die Schlüssel zurück erhaltend; fern im Hintergrunde Rom.“ Gut in der Farbe, ließ das Bild in der Zeichnung zu wünschen übrig; ebenso war die Idee um deswillen mangelhaft, weil der Papst auch als französischer Gefangener ja immer Papst geblieben und nur seiner Herrschaft über den Kirchenstaat vorübergehend verlustig gegangen war. Hierfür durfte freilich der arme Grassi nicht verantwortlich gemacht werden, da er sich ja den Anordnungen seines Auftraggebers, des unberechenbaren Herzogs von Gotha, fügen mußte.

Zu diesen während meiner Studienzeit in Rom ansässigen Persönlichkeiten gesellte sich oftmals auch lieber Besuch aus Deutschland, der uns leider meist nur zu schnell wieder verließ. So kehrte der von mir bei Schelling schon gern gesehene Däne Hjort zu allseitiger herzlicher Freude eines Tages in Rom ein; gleichermaßen überraschte mich ein Besuch der Professorin Seidelmann, einer Freundin, mit welcher

ich früher viel in der Dresdener Galerie zusammen gearbeitet hatte. Venetianerin von Geburt, verband sie südlische Lebendigkeit mit drolliger Laune, welche durch ihre fremdbartige Aussprache des Deutschen noch komischer wurde; so sagte sie z. B. gleich beim Eintreten in mein Atelier: „Hei welch schöner Erbsentag,“ statt Herbsttag. In ihrer eleganten Häuslichkeit zu Dresden sah sie jeden Abend die vornehmste Gesellschaft bei sich, was ihr viele Bestellungen auf Porträts verschaffte, die sie tüchtig malte. Ihr Mann, der übrigens noch ganz der alten Pöppzeit angehörte, war Professor der Kunstakademie in Dresden und besonders routiniert in der Anfertigung von Sepiakopien nach den bedeutendsten alten Meistern in der Größe der Originale, wenn diese auch die räumliche Ausdehnung z. B. der Sixtinischen Madonna von Raffael hatten. Solche Sepiakopien waren damals besonders in Rußland und Polen sehr beliebt und wurden daher häufig bestellt. Da zu jener Zeit im historischen Fach in Dresden mehrere epochemachende Künstler wirkten, so glaubte Frau Seidelmann, daß dergleichen Vortreffliches bei der jüngeren Kunstwelt in Rom nicht zu finden sei. Um mich darüber mit ihr nicht zu streiten, führte ich sie sogleich in die Villa Bartholdina, wo ihr Erstaunen über die dortigen Meisterwerke denn freilich groß war, was mir keine kleine Genugthuung gewährte.

Zu den Erscheinungen, welche nur vorübergehend in Rom auftauchten, gehörte ferner der 1819 auf seiner Hochzeitsreise einige Zeit in der ewigen Stadt verweilende Herr von Quandt aus Dresden, dessen Namen ich in diesen Blättern schon erwähnt habe. Er war Kunstkenner und zugleich Enthusiast. Mit tiefer Einsicht, welche er in blühendem Stile darzulegen wußte, widmete er seine Feder der Kunst; die Schilderungen seiner mannigfachen Reisen erhielten durch gebiegene ästhetische Betrachtungen bleibenden Wert. Seine Frau, geborene Meißner, war durch Elise von der Recke feinsinnig und geistreich erzogen worden.

Wie immer, so zeigte sich das Ehepaar Quandt auch während der Monate seines Aufenthaltes in Rom — wo der Hausherr die Landeleute aufforderte, seine Wohnung schlechthin als ihre „Kneipe“ anzusehen, — wahrhaft besorgt für die oft recht gebrückten deutschen Künstler. Ein echter Räzen, gab Herr von Quandt jedem der ersten Maler



Bestellungen auf Bilder, welche er dem eigenen Ermessen der einzelnen überließ. Philipp Weit wählte sich die Judith; Senff eine heilige Anna, die kleine Maria auf dem Schoße haltend; Näke eine heilige Elisabeth, Moses austeilend, welchen Gegenstand der Künstler schon in Deutschland in einer sehr großen Komposition als Zeichnung ausgearbeitet hatte. Von Schnorr wünschte Herr von Quandt die schöne Albanezerin gemalt zu haben, ein Bauernmädchen namens Vittoria Cardoni aus Albano von so plastischer Schönheit, daß sie vielfach gezeichnet, gemalt und in Marmor gemeißelt wurde. Mit Overbeck stand Quandt über einen Karton aus dem „befreiten Jerusalem“, Olin und Sophronia, in Unterhandlung, aber man war noch nicht einig über den Preis. Da ereignete es sich, daß dieser Karton, der in der Villa Massimo in einem Saale ohne Fenster aufgestellt war, durch einen nächtlichen Sturmwind von der Staffelei herabgerissen wurde; er stürzte über einen Stuhl und erhielt einen langen, zackigen Riß. Als Herr von Quandt dies hörte, sagte er sogleich, den verzweifelnden Künstler liebevoll tröstend: „Nun, jetzt, da den Karton kein anderer kaufen wird, nehme ich ihn zu jedem Preise.“ Als Auguste Klein diesen Hochsinn erfuhr, ward sie zu einem Sonett angeregt, welches Herrn von Quandt überreicht ward; die Schlußstrophen lauteten:

„Ein Deutscher Bürger tritt in uns're Hallen  
Und schaut mit Liebe, was in Lieb' geboren;  
Die Kunst hat Ihn zum Helfer sich erkoren!  
Und fürstlich scheint das Bürgerblut zu wallen,  
Denn Unglück wendet Er mit edlem Sinne,  
Daß Kraft und Mut der Künstler neu gewinne!“

Ja, das Quandtsche Ehepaar verdient das herzlichste Gedenken, denn es hat den Künstlern reichen Segen gebracht!

Um Gemahlin und Stiefföhne zu begrüßen, kam am 2. April 1819 ferner Friedrich von Schlegel, der Gatte Dorotheas, auf kurze Zeit nach Rom, wo ich gleich nach seiner Ankunft mit ihm bekannt wurde. Je mehr ich mich darauf gefreut hatte, ihn zu sehen, desto bitterer ward ich durch seine äußere Erscheinung enttäuscht. Wie hätte ich mir einen so lebendigen Geist in einer so schwammigen Fleischmasse denken können! Auch seine Augen sprühten kein Feuer; der Dichter der Lucinde und des Markos glich einem in Schwelgerei sich behaglich

fühlenden Sybariten. Selten war er munter und aufgeweckt, doch meistens freundlich und wohlwollend. Sein Lieblingsthema des Gesprächs war alles, was mit der Kochkunst und mit gastronomischen Genüssen zusammenhing; er rebete immerfort vom Essen und aß anscheinend nicht, um zu leben, sondern umgekehrt. Da konnte es denn nicht wundernehmen, daß er so dick war. Seine Frau machte zu allen Zeiten einen bedeutenderen Eindruck, als er; ihre Unterhaltungen waren äußerst interessant, sie war zu flug, als daß nicht jedes Gespräch durch ihre Einmischung hätte Wert erhalten sollen. Auch mit ihrer einigermaßen zur Schau getragenen Frömmigkeit mochte man sich ausöhnen, denn dieselbe ruhte in der Lat auf festem Grunde. Recht in die Augen springend war sie freilich; die Umgebungen der als Jüdin Geborenen waren durchweg geistlich, so Bücher wie Bilder und Menschen. Namentlich pflegte eine unendliche Menge von Patres damals wie später bei ihr aus- und einzugehen. So bildeten die beiden Gatten einen Kontrast, bei welchem mir ziemlich alles Licht auf seiten Dorotheas, der Schatten aber bei dem dicken Friedrich zu sein schien, über dessen baldige Abreise von Rom ich mich denn auch nicht eben sehr betrübte.

Weit erfreulicher war es mir später, Friedrich Thiersch wiederzusehen, als dieser im Herbst 1822 Rom besuchte. Er hatte sich mit einigen anderen gelehrten Forschern verbunden, um ein umfangreiches Werk über Italien zu schreiben; gemeinschaftlich mit jenen wollte er nun die Halbinsel durchreisen. Leider ist die Herausgabe des beabsichtigten Buches ganz oder doch teilweise unterblieben; ein Umstand, den jeder bedauern muß, der Thierschs reiches Wissen und seine lebendige Art der Auffassung und Darstellung kannte.

Ein weder wissenschaftlichen noch künstlerischen Kreisen angehörender Fremder, der längere Zeit in Rom verweilte, war eine so interessante Erscheinung, daß ich doch ein paar Worte über ihn sagen muß. Es war dies ein Kaufmann aus Hamburg, namens Hermann Nolte. Er stammte aus einer angesehenen Familie der reichen Hansestadt, wo er in Wohlhabenheit eine vortreffliche Erziehung genossen hatte. Sein braver Vater wurde in den Bankerott eines andern Handelshauses hineingezogen und verlor unverschuldeter Weise sein ganzes Vermögen. Der junge Nolte, tief betrübt über dieses traurige Ereignis, welches die Familie aller Hilfsmittel beraubte, ging niedergeschlagen

über die Straße, als ihm ein Lotteriekollekteur begegnete, der ihm ein Lotterielos bringend aufnötigte. Der junge Mann sah dies als einen Wink der Vorsehung an; eine Reihe glänzender Bilder stellte seinem Geiste sich dar — er nimmt das Los und gibt zwei Louisdor, sein letztes Geld, das er besitzt, dafür hin. Zu Hause angekommen, teilt er der Mutter, die zugleich seine beste Freundin war, mit, wozu er sich habe verleiten lassen. Mißbilligend sagte die sanfte Frau: „Wie kannst du deinen letzten Sparpfennig, jetzt, in unserer Lage, so aufs Spiel setzen?“ Der Sohn, darüber erschrocken, eilt, das Los zurückzugeben. Nach kurzer Zeit wird bekannt gemacht, daß wirklich eben diese Nummer das große Los gewonnen habe! Die fromme Mutter sah in diesem Gescheh' eine Fügung Gottes, ihren Sohn vor den Schlingen des Reichthums zu bewahren. Der junge Nolte machte nun Versuche, sich eine Existenz zu gründen, und kam in Handelsgeschäften nach Italien. Hier glückte es ihm in der That, besonders da die Geistlichkeit eine Vorliebe für ihn gefaßt hatte, in der Meinung, seine Seele für den allein selig machenden Glauben zu „retten“. Namentlich ein Pater Josè gab sich viele Mühe, Nolte seiner Konfession abtrünnig zu machen, und anscheinend mit Erfolg — was mich nicht wunder nahm, denn der Pater war ein gefährlicher, beinahe Grauen erregender Versucher. Der forschende Blick seiner tiefliegenden, schwarzen Augen, gemildert durch ernste Freundlichkeit, die ganze unbeschreibliche Hobeit — um nicht zu sagen: zwingende Gewalt — seines Wesens erweckte in mir das bange Gefühl, daß es sehr schwer sein müsse, der Überredung eines solchen Mannes zu widerstehen. Angst und Schmerz bewegten mich, unsern Freund in solcher Gesellschaft zu wissen, allein Nolte hatte — trotzdem er unter der besonderen Obhut der Frau von Schlegel stand — zu meiner innigsten Freude doch Charakter genug, seiner Überzeugung treu zu bleiben. Nichtsdestoweniger war er unendlich erfreut, als ich ihm ein kleines Madonnenbild malte; er revanchierte sich in dessen auf eigene Weise. Eines Tages nämlich schenkte er mir ein prachtvolles Nähkästchen, welches mir aber gar kein Vergnügen machte, da eine geheime Mißbilligung meiner Künstlerlaufbahn mir in dieser Gabe zu liegen schien. Ich erlaubte mir daher die Bitte, das Nähkästchen mit einem mir besser zusagenden Gegenstande vertauschen zu dürfen; Nolte nahm diesen Wunsch freundlich auf, und so suchte ich

mir ein Paar große Vasen aus, die als liebe Erinnerungen noch heute meinen Schreibtisch zieren. Um mir jedoch, wie er scherzend sagte, den Beweis zu geben, daß er meinen Lebensweg für durchaus nicht verfehlt halte, gestattete mir Nolte, daß ich ihn porträtieren durfte."

Später ging er, um seinen Geschäften mehr Aufschwung zu geben, nach Mexiko, und zwar ohne Abschied, was mir höchst unbehaglich war. Ein Lebewohl, und wäre es auch noch so traurig, ist doch das Amen in der Predigt; ich mag es nicht vermissen. — Was in Mexiko aus dem Davongegangenen geworden, konnte ich nie erfahren, habe überhaupt niemals wieder von ihm gehört. Wir vermißten seine anregende Gesellschaft sehr schmerzlich.

Es wird in meinen Schilderungen nicht unbemerkt geblieben sein, eine wie wichtige Rolle damals in Rom das religiöse Bewußtsein und die Konfession spielte. In der That wurde diese heilige Sache mit dem gebührenden Ernste behandelt; in die Zeit meiner Anwesenheit zu Rom fiel sogar ein bedeutsamer Wendepunkt in Glaubensangelegenheiten.

Im Herbst 1818, als ich in der heiligen Stadt eintraf, existierte dort noch kein Gottesdienst für Protestanten; ein solcher hatte überhaupt noch nie in Rom stattgefunden. Es war daher eine wahre Wohltat, daß die ebenso geistvolle wie gemütreiche Frau Herzogin von Württemberg, welche aus Gesundheitsrücksichten den Winter von 1818 auf 1819 in Italien verlebte, unserer Sehnsucht helfend entgegenkam. Ihr echt evangelischer Sinn fühlte zur Fastenzeit, während welcher die Katholiken so eifrig ihren kirchlichen Pflichten obliegen, das Bedürfnis nach einer religiösen Feier im größeren Stil. Ihr Geistlicher, namens Kloss, ein Vetter Schellings, tat bereitwillig das Seinige zur Verwirklichung dieses Wunsches, indem er am Palmsonntage des Jahres 1819 in den Zimmern der Frau Herzogin eine Austeilung des heiligen Abendmahls veranstaltete, zu welcher alle in Rom anwesenden protestantischen Fremden, gleichviel wes Standes sie waren, Einladungen erhielten. Alle Gutgesinnten freuten sich herzlich darüber und mußten diese Gelegenheit, denn wie man einen Verlust nicht eher fühlt, als bis man etwas entbehrt, so ging es auch uns mit dem protestantischen Gottesdienste. Fünfzig und etliche Teilnehmer fanden sich am Palmsonntage zusammen; Sonnabends vorher, am 2. April 1819, hatten wir erst Beichtrede und Vorbereitung. Tags darauf fand die

Ausstellung des heiligen Abendmahls statt. Die schöne Feier mußte im Mittelpunkt des Katholizismus doppelt ergreifend wirken; gestärkt und erhoben gingen wir auseinander, Gott bittend, daß er uns im wahren Glauben kräftige und das Recht uns klar mache. Denn wohl bedurfte es großer Charakterfestigkeit, namentlich für uns beständig phantasievoll angeregte Maler, so manche Lockung zur Rückkehr in den Schoß des Katholizismus tapfer abzuweisen — um so mehr, als die großen Schönheiten dieses Kultus sich nicht leugnen lassen. Wie wohl hatte es mir oft getan, beim Nachhausegehen nach vollbrachter Arbeit im dunkelsten Eckchen einer durch Kerzenschimmer matt erleuchteten Kirche während der Vesperandacht still in meinem Gott auszuruhen; wie vieles andere Poetische vermißte ich — mochte auch der Verstand noch so laut dagegen sprechen — in unserem Ritual, wie z. B. das Befehlen zarter Herzensangelegenheiten in die Hände der heiligen Jungfrau! Es geschah nicht, aber die Sehnsucht, es tun zu dürfen, war angeregt. Noch manche andere edle Symbolik weist die katholische Kirche auf, wodurch die Andacht belebt und erhöht wird — gewiß Ursache genug, wenn mehr als ein Versuch, Konfessionswechsel zu veranlassen, wohl gelang, und jedenfalls schwerwiegende Entschuldigung, die Abgeirrten nicht liebloß zu verdammen.

Ähnlich dachte Niebuhr. Dieser edle Mann, ein Vorbild in jeglicher Hinsicht — als Gelehrter, als Staatsbürger, Gatte, Vater, Freund, Helfer und Tröster in der Not — fühlte, wie nötig in Rom ein protestantischer Gottesdienst sei, welcher den Schwankenden Belehrung und festen Halt gewähren könnte. Der Mangel an Bibeln und Gesangbüchern, noch mehr: das sehr strenge Verbot derselben, gestattete ja nicht einmal, daraus Rat und Erbauung zu schöpfen! Nach mannigfacher Überlegung hatte daher Niebuhr beschlossen, Schritte in dieser Angelegenheit zu tun und dieselbe dem mächtigen Kardinal-Diakonus Herkules Consalvi, Staatssekretär des Papstes, seinem Freunde, vorgetragen. Dieser bewog den toleranten Papst Pius VII., daß er den Deutschen erlaubte, was bisher nur den vorzugsweise begünstigten Engländern gestattet war, nämlich freie Religionsübung in einer eigenen Kirche und die unbeanstandete Einführung von Bibeln. Nachdem Niebuhr dieser Einwilligung gewiß war — kein kleiner Triumph für den preussischen Gesandten! — richtete er ungesäumt

ein ernstes Wort an seinen König Friedrich Wilhelm III., dessen religiösen Sinn er kannte; die Anregung brachte Früchte. Der König gewährte alsbald tausend Taler aus seiner Schatulle, um einen würdigen Geistlichen für die zu stiftende Kapelle zu berufen. Die Wahl war nicht leicht; es mußte nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein frommer Mann sein; ebenso mild und liebevoll, wie kühn und fest, um den Verfolgungen des katholischen Klerus entgegen zu treten. Auch wünschte Niebuhr, daß er verheiratet sei, um gerade in Rom zu beweisen, daß das eheliche Bündnis der Würde des Geistlichen keinen Eintrag tue, ihn vielmehr tüchtig mache, ein tieferes Einssehen in alle menschlichen Verhältnisse zu gewinnen und dadurch seinen Weichkindern eine größere Stütze zu werden. Ein solcher Geistlicher fand sich in der Person des glaubensstarken und für die Ausbreitung des Evangeliums begeisterten Dr. Schmieder, welchem diese Stellung besonders zusagte, weil sie ihm zugleich Gelegenheit bot, seine Kenntnisse in Geschichte und Altertum unter Niebuhrs Schutze zu bereichern und endlich die geliebte Braut als Hausfrau heimzuführen. Schmieder war in der That und Wahrheit ein echter guter Hirt; seine brave Frau stand ihm in jedem Liebeswerke getreulich bei. Vor seiner Ankunft in Rom, welche in den ersten Junitagen des Jahres 1819 erfolgte, hatte er einen herzlichen Brief an seine künftige Gemeinde geschrieben, welche deshalb dem neuen Seelsorger vertrauensvoll entgegenschah. Auch gegen mögliche Anfeindungen fühlte sich dieser unter Niebuhrs Schutze sicher und geborgen und konnte dies mit allem Rechte, da selbst Papst Pius VII. ihm volle Anerkennung zollte. Um Schmieders neuen Pfad zu ebnen, gab Niebuhr aus seinen Mitteln dem jungen Paare eine passende Einrichtung, deren Besorgung seine treffliche Gattin mit Freude übernommen hatte; ja, sie machte es sogar möglich, eine Italienerin zur Bedienung zu finden, obgleich diese in der Weichte dem Jorne ihres Weichtvaters nicht entgegen konnte. Niebuhr vollendete sein gutes Werk, indem er einen der Säle seiner Wohnung zur Kapelle einrichten ließ. Er sorgte für Kanzel und Altar mit Kreuzfix und Altarleuchtern; nur eine kleine Orgel und Gesängbücher fehlten noch. Um diesem Mangel abzuhelpen, wurden von den Künstlern und dem Geistlichen die jeden Sonntag vorkommenden Gesänge aufgeschrieben und verteilt. Einige musikalische Gemeindeglieder sangen vor, und die übrigen folgten einstimmig nach.

Am 27. Juni des Jahres 1819 konnte der erste protestantische Gottesdienst in der ewigen Roma gefeiert werden. Die Gemeinde, wohl 60 Personen, versammelte sich im Vorzimmer Niebuhrs. Um 9 Uhr morgens erschien der Gesandte, den Geistlichen an der Hand; als er diesen der Gemeinde als Seelsorger vorstellte, glänzte eine Träne in seinen seelenvollen blauen Augen und bekundete seine tiefe innere Bewegung. Schmieder bestieg die kleine Kanzel und hielt in evangelischem Geiste eine kurze Anrede, worauf der erste Choral ertönte; dann folgte eine begeisterte Predigt, welcher sich das Kirchengebet, die Responsorien, der Segen und endlich das herrliche Lied: „Nun danket alle Gott“ anschlossen. Darauf wurde nach altkatholischer Weise das Abendmahl gereicht, welches die Gemeinde kniend empfing. Zuletzt wurden nach ältester Sitte zwei Kinder auf einmal getauft. Wie erinnerte das Ganze an die kleinen, verborgen gehaltenen Gottesdienste der ersten Christen, die so oft Märtyrer ihres Glaubens wurden! Zum Andenken an den feierlichen Tag erfreute uns der von dem heiligen Erlebnis tief ergriffene Professor Kieß, ein Gelehrter, welcher, um Heilung von seinem Brustleiden zu finden, nach Italien gekommen und unterwegs mit Schmieder auf dessen Reise nach Rom zusammengetroffen war, mit einem weihewollen Gedichte „Zum 27. Junius 1819“, worin es hieß:

„Im wüsten Felsentale schlug Moses an den Stein,  
Da sprang in hellem Strahle ein Bächlein, silberrein.  
So hast Du heut die Quelle der Wahrheit aufgetan  
An einer öden Stelle, und unter totem Wahn.  
O laß zum Baum gedeihen den Keim, den Du gelegt;  
Klein ist die Zahl der Treuen, die ihn mit Liebe pflegt, —  
Doch Du bist unter Ihnen mit Deiner Wunderkraft,  
Die leicht auch aus Ruinen ein Heiligtum sich schafft.  
Kein eitles Traumbild irre das zweifelmüde Herz,  
Das in dem Weltgewirre sich sehnet himmelwärts!  
O laß uns nicht ermüden, bis wir einst aus dem Nichts  
Uns nah'n dem sichern Frieden im Reiche Deines Lichts!“

Mit dem regelmäßigen Sonntagsgottesdienste, der somit in Rom eingerichtet war, hielt eine Betstunde, welche jeden Mittwoch Abend abgehalten wurde, gleichen Schritt; manches edle Samenkorn ward da ausgestreut, manches bereits im Herzen wurzelnde Bessere neu gekräftigt. Als im Jahre 1823 Bunsen Niebuhrs Stelle eingenommen

hatte, wurde die ursprüngliche kleine Einrichtung durch eine stattlichere, auch mit einer Orgel versehene Kapelle im Erdgeschoß der Bunsenschen Wohnung im Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol ersetzt. Doch niemals ward die gehobene Stimmung des 27. Juni 1819 wieder erreicht, zumal nachdem ganz gegen Niebuhrs Wunsch die preussische Agende eingeführt worden war. Das Neue, Ungewöhnliche derselben, das viele Stehen gleich zu Anfang des Gottesdienstes übte keinen günstigen Einfluß auf die Stimmung und störte die Andacht. Da die meisten Deutschen auf dem Monte Pincio wohnten, so hatten sie einen weiten Weg nach der Kirche, von der Hitze ermüdet, kamen sie dort an; das Stehen wurde ihnen dann doppelt beschwerlich, Leidenden und Schwachen oft dadurch der Gottesdienst verleidet.

Bunsen, von dessen wahrer Religiosität so viele herrliche Zeugnisse bestehen, welche seinen Namen auf die späteste Nachwelt bringen werden, setzte die segensreiche Wirksamkeit Niebuhrs fort, indem er dem langgehegten Wunsche nach einem protestantischen Kirchhof Erfüllung verschaffte. Bisher hatten die in Rom entschlafenen Protestanten auf einem nicht einmal von einer Mauer umgrenzten Anger neben der Pyramide des Cestius geruht; die Gräber waren allen Unbilden des Pöbels und der vorbeiziehenden Viehherden preisgegeben; oft waren Monumente beschädigt oder Gräber zernüßelt worden. Durch Bunsens Eifer kam im Mai 1824 eine die Begräbnisstätte schützende Mauer zustande, wo nun auch die Leiche von Goethes Sohne ungefährdet ruht; das Grab desselben ist geschmückt mit einem Porträtmedaillon, welches Thorwaldsen modelliert hat.

Fast unüberwindlichen Schwierigkeiten trogend, gründete Bunsen ferner auf dem Kapitol das noch heute bestehende Hospital für Protestanten aller Nationen, dessen Ökonomie die erste Gattin des Archäologen Braun ihr ganzes Leben lang auf das umsichtigste und treueste besorgte. Ueberdies ward Bunsens Haus, wie vordem dasjenige Niebuhrs, der Sammelplatz aller besseren Elemente, gleichviel ob diese sich einten zur Besprechung ernstlicher Dinge, oder zu Lustbarkeit und Scherz; so kam ein gewisser Halt in den Verkehr, dessen Mangel sich ohne Zweifel bitter gerächt haben würde. Bald wurde bei Bunsens aus der Bibel gelesen, bald sangen Geübtere heilige Gesänge von Palestrina und anderen, dann wieder wurden Zeichnungen und



Kupferstiche in altchristlichem Stil betrachtet und daran religiöse oder künstlerische Betrachtungen geknüpft. Ein andermal veranstalteten Bunsens, die bei all ihrer tiefen Frömmigkeit doch durchaus nichts Kopfhängerisches hatten, in den schönen weiten Räumen des Palazzo Caffarelli gesellige Feste, bei denen getanzt, noch öfter aber gesungen oder musiziert wurde, denn es fehlte damals in Rom nicht, wie gewöhnlich in Deutschland, an Herren, sondern an Damen.

Was das eigentliche Kunstleben und Treiben betrifft, so hatten die deutschen Maler verabredet, in dem Winter von 1818 auf 1819 Gewandstudien zu zeichnen — eine Übung, an der auch ich eifrig Antheil nahm. Kein Direktor ward dazu ernannt, es bildete sich eine kleine Künstlerrepublik; die Maler selbst übernahmen die wahrlich nicht angenehme Mühe, einander gegenseitig zur Draperie zu stehen. Keiner schloß sich aus. Daß ich als einzige Frau daran teilnehmen durfte, erfüllte mich mit Stolz und spornte meinen Fleiß.

Das Leben der Künstler in Rom war überhaupt im großen und ganzen durchaus kameradschaftlich. Als wir erst näher miteinander bekannt geworden waren, versammelten sich alle sehr oft abends bei mir um des Lichts gesell'ge Flamme; der Tee aus einer großen Blechkanne, deren schätzbare Akquisition mir gelungen war, mundete trefflich. In den gewöhnlichen Wohnungen gab es weder Kaffee- noch Teegeschirr; man kam in Kaffeehäusern zusammen. Tee wurde auch dort nicht verabreicht; nur eine ungeheure Kaffeekanne brodelte den ganzen Tag am Feuer, da zu allen Stunden Kaffee getrunken wurde. Das Frühstück ließ man sich ins Haus bringen. Ein kleiner, netter Bursche klingelte früh und brachte auf einem gelben Blechbrette für jede Person ein Rännchen — Cucumetto genannt — mit Kaffee, ein Schälchen mit Krumenzucker, ein Glas Wasser und ein Brötchen. Milch gab demjenigen, der sie besonders verlangte, eine allmorgendlich in die Höfe der Häuser getriebene Herde Ziegen ganz frisch. Nach einer Stunde klingelte es wieder; der Kellner kam und holte das Geschirr wieder ab, wobei er das leere Cucumetto auf eine lange Schnur zog, die ihm über die Achsel hing, so daß er endlich mit den Rännchen wie mit einem Schellengeläute ausgestattet war. Viele Künstler, und besonders die, welche ihre Arbeit außer dem Hause hatten, nahmen ihr Frühstück im Kaffeehause selbst ein. Das uns zunächst gelegene



25. Zeit, Der Wirt des Café Greco mit seiner Tochter

hielten vier alte Jungfern, von den Künstlern „Noctuen“ (Nacht-eulen) genannt, in einem kleinen, ärmlichen, unreinlichen, mit halb zerfallenen Möbeln ausgezierten Lokal, das aber durch seine Lage an einem Knotenpunkte der Straßen, wo die meisten deutschen Maler wohnten, sehr begünstigt war. Hier versammelten sich mehrere der ausgezeichnetsten Künstler, die, nachdem sie gefrühstückt hatten, ihre lebhafteste Unterhaltung oft noch lange vor der Türe fortsetzten. Dies ergözte mich, da ich sie vom Fenster meiner Wohnung aus beobachten konnte, oft außerordentlich, zumal ich das Perorieren des Landschaftsmalers Rhoden aus Kassel und das lebhafteste Deklamieren des sächsischen Malers Platner, zu denen die beiden ruhigen Beits und der stille Kupferstecher Ruckeweyh einen drolligen Kontrast bildeten, teilweise verstehen konnte.

Die Nachteulen waren trotz ihrer Häßlichkeit und ihrer vorgerückten Jahre wegen ihrer drolligen Naivität und ihrer komischen Einfälle, die nie in Platttheit ausarteten, bei den Künstlern sehr beliebt. Die älteste der Schwestern, blaß und mager, mit lang vorgestrecktem Halse und Gesicht, trug bei grauen Haaren ein buntes Kopftuch mit starren, weit abstehenden Zipfeln; eine Tracht, welche die abschreckende Häßlichkeit der armen Person noch vermehrte. Die drei übrigen erschienen ohne diesen majestätischen Kopfschmuck; ihre spärlichen grauen Härchen waren in naiven Zöpfchen am Hinterkopf befestigt. Die älteste hatte das Regiment, sie war meist die Wortführerin; die zweite, eben so dick wie die erste mager, ergänzte und belachte die oft wirklich guten Späße derselben, wobei ihr Körper in seiner ganzen Fülle erbebt. Die Künstler fanden Freude daran, diesen Humor durch ihre Neckereien aufs höchste zu steigern, was ihnen auch stets trefflich gelang, da es den Italienern eigen ist, nie um eine Antwort verlegen zu sein. Die beiden jüngeren Schwestern sorgten am meisten für die Bewirtung der Gäste, teilten auch gelegentlich an die kleinen Kellner Püffe aus, wenn diese unglücklicherweise eins der lahmen Tischchen umstießen, eine Portion Kaffee verschütteten oder andere Kleinigkeiten versahen. In der engen, schwarz geräucherten Küche brodelte beständig der Kaffee in einem großen kupfernen Gefäße, aus dem die Gäste befriedigt wurden.

Um auf diese letzteren zurückzukommen, so war der oben erwähnte

Platner im Jahre 1832, als ich zum zweiten Male nach Rom ging, sächsischer Konsul geworden; ein Glück für den Mann, denn trotz eiser-  
nen Fleißes brachte er doch in der Kunst nie etwas zustande; ein an-  
gefangenes großes Bild harrte jahrelang der Vollendung. Zum Glück  
hatte er eine sehr fleißige, gute, einfache Römerin zur Frau, die den  
Haushalt auf das sparsamste einrichtete und zwei Töchter und einen  
Sohn gut zu erziehen verstand. Auch der Landschaftsmaler Rhoden  
hatte eine Livoleserin geheiratet, die ihn sehr beglückte und den Haus-  
halt nach Landessitte sehr einfach führte. Rhoden, von dickleibiger,  
untergesetzter Statur, war zum Katholizismus übergetreten und, wie  
alle Renegaten, sehr fanatisch; seine Tochter sollte daher auch Nonne  
werden. Sie kehrte jedoch nach dem ersten Novizenjahr an den häus-  
lichen Herd zurück. Papa Rhoden malte außerordentlich langsam, da  
er sehr skrupulös und sauber ausführte. Sein Atelier durfte nie ge-  
waschen oder gekehrt werden; Besen und Bürsten waren strenge ver-  
pönt. Wegen des Staubes wurde es nur täglich mit Wasser gesprengt,  
so daß der steinerne Fußboden einer Tenne glich, auf der man hätte  
Getreide säen können. Rhodens Landschaften, welche niemals die ge-  
ringste Staffage hatten, fanden wenig Anklang; eine ihm später zu-  
teil gewordene, ziemlich bedeutende Pension seines übrigens sehr geiz-  
igen Landesherren, des heffischen Kurfürsten, war ihm daher doppelt  
zu gönnen.

Die geschilderten Persönlichkeiten waren mehr oder minder häufig  
Gäste in meiner kleinen Zelle, und da das wenige, was ich bieten  
konnte, nicht immer ausreichte, so verwandelten — als nach und nach  
ihrer mehrere sich bei mir einfanden — diese geselligen Zusammen-  
künfte sich in regelmäßige Picknicks. Man traf sich gewöhnlich am  
Sonnenabend Abend bei mir; entweder wurden dann Dichtwerke gelesen  
wie Goethes Lasso, Iphigenie, Wilhelm Meister usw., oder belehrende  
Schriften, wie u. a. Fernows Lebensbeschreibung des Asmus Jacob  
Carstens, in welcher besonders die Schilderung des ehemaligen Kunst-  
treibens zu Rom, im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, im  
Vergleich zur Gegenwart, lebhafteste Teilnahme erwecken mußte. Da-  
neben wurden auch wohl die neuesten Tagesvorfälle besprochen, ferne  
wie nahe, und aus allen Gebieten, über welche die Anwesenden eine  
Meinung hatten. Reichhaltigen Stoff lieferten die politischen Ereignisse

in Italien wie im lieben Vaterlande, z. B. die Ermordung Kobebues, der durch Sands Dolchstiche am 23. März 1819 hingerafft wurde. Erschütternder noch, weil uns alle näher angehend, wirkte auf uns die Nachricht von der Ermordung Verhards von Kugelgen, meines verehrten Meisters, der im Herbst des Jahres 1820 auf der Dresdener Landstraße von einem Räuber erdolcht ward. Ich verlor bei der gräßlichen Botschaft ganz meine Fassung; langsam nur vermochte ich mich wieder zu sammeln.

Gottlob trafen uns ähnliche trübe Zeitungen nur selten. Im allgemeinen trugen unsere Zusammenkünfte einen heiteren Charakter; wir verkehrten in harmloser, doch nie schrankenloser Lustigkeit, ohne allen Zwang, und trotz der verschiedenen Elemente, welche unter meinem Dache sich innig gesellten, erinnere ich mich keines Mißklangs, der die Harmonie unseres Beisammenseins auch nur vorübergehend gestört hätte.

Namentlich die Geburts- und Namenstage der verschiedenen Künstler wurden feierlich begangen. Fröhlichkeit und muntere Scherze waren bei diesen Gelegenheiten, welche ganz den Charakter von Familienfesten trugen, an der Tagesordnung; die Wohnung ward freundlich geschmückt, theatralische Aufführungen wurden veranstaltet, Rätsel gelöst und Pfänderspiele gespielt. Am 15. Mai 1819, dem ersten Geburtstag, welchen ich in Italien erlebte, waren alle bei mir so vergnügt, daß wir zuletzt in den drolligsten Versen sprachen; einige Musikalische sangen einander immerwährend in Rezitativen an, zu denen ein Dritter über die Gitarre riß und Töne hervorbrachte, welche man für einfallende Akkorde ausgab. Zur Empfangsbegrüßung für jeden Eintretenden ward eine Art von Feuerwerk dadurch hergestellt, daß Lorbeerzweige in den Kamin auf glimmende Kohlen geworfen wurden; die Früchte plätschten dann in der Glut, und es gab ein Geprassel wie von deutschen Knallbonbons.

Als Hauptspaßvogel belustigte an diesem vergnügten Abend der Landschaftsmaler Kösel die Gesellschaft, ein Berliner von unverwüßlicher Laune, als Künstler vorzüglich begabt, mit der Feder Bäume und Ruinen zu zeichnen; außerdem malte er Beduten sehr geschickt in Sepia. Ein kleiner, brauner, verwachsener Dreißiger, voll witziger Einfälle, mit dem Wahlspruch: „Semper lustig, nunquam traurig“,

war er völlig dazu angetan, eine ganze große Gesellschaft zu amüsieren. Aber nicht nur deswegen, sondern gewiß noch mehr um seines bis zur Aufopferung guten Herzens willen war er beliebt; er schien die Gefälligkeit in Person zu sein. Am Abend meines Geburtstages kam die Rede auf seine Sammlungen; er forderte mich auf, sein kleines „Museum“ doch auch bald einmal zu besuchen, und ich tat es einige Tage später, begleitet von Frau von Schlegel. Rösel hatte Raritäten aller Art gesammelt und wußte den geringfügigsten Dingen Interesse abzugewinnen. Da ich Gelegenheit gehabt, ihm einige kleine Gefälligkeiten zu erweisen, so drängte es ihn, auch mir eine Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen. Kaum hatte er die Teilnahme bemerkt, mit welcher ich sein „Museum“ betrachtete, so versprach er, mir eine kleine Antiquitätensammlung zu schenken, als Anfang zu einem künftigen Museum Seidlerianum.

In der That erhielt ich schon am nächsten Tage verschiedene Sächelchen und dabei folgendes Gedicht:

„Wer früh mit dem rechten Fuße zuerst aufsteht,  
Dann frisch und fröhlich an die Arbeit geht,  
Auch fein und andächtig sein Morgenlied singt,  
Dabei seinen Kaffee bedächtig trinkt:  
Dem erblühen gar fromme Gedanken im Herzen,  
Die soll er achten und nicht verschmerzen.  
Als ich den heutigen Tag also angefangen  
Ist mir in der Seele ein Licht aufgegangen.  
Als sei im Kalender kein bess'rer zu finden  
Um ein Museum sicher zu begründen.  
Da öffnete ich schnell alle Kisten und Kasten  
Voll alter Bilder und Münzen und Pasten,  
Um sieben Sachen daraus zu erkiesen  
Die da würdig wären für Fräulein Louise. —  
Erst zog ich A. einen Schnurrbart hervor;

(Unbei ein kleines, in Öl auf Blech gemaltes Männerporträt.)

Der kam mir zwar etwas spanisch vor,  
Doch meint' ich, daß unter den alten Trachten  
Auch die altspanische nicht sei zu verachten. —  
Dann griff ich nach B., denn wer A. gesagt  
Der sage auch B! —

(Unbei ein kleines ovales, in Öl auf Blech gemaltes Männerporträt.)

Na, wie behagt  
Dieses Köpfchen? Diesem wackern Niederländer  
Fehlt nichts am Kostüm, als — die Gewänder.

Zum Glück war das Hemd aus der Wäsche gekommen,  
 Drum hab' ich ihn auch gleich bei'm Kragen genommen. —  
 Jetzt sollten wohl billig auch die anderen Schulen  
 Der Reihe nach folgen, jedoch das Buhlen  
 Nach Vollständigkeit in Gemäldegalerien  
 Ist noch keinem der Sammler zum Segen gediehen.  
 Drum beschloß auch ich: die Schulen zu schließen. —  
 Doch dürft' es das Fräulein nicht verdrießen,  
 Dieses Lämpchen C. im Museo aufzustellen,

(Anbei eine kleine antike Zonlampe.)

Um die fehlenden Statuen damit zu erhellen.  
 's ist übrigens in Praeneste gefunden  
 Am Tempel der Fortuna in glücklichsten Stunden! —  
 Jetzt folgt das D.; eine Vase. —

(Anbei ein Fragment einer Vase.)

Ei! Ei!

Das nenn ich ein Köpfchen! — 's ist leider entzwei;  
 Doch gebühret dem E. ein schönerer Kranz:

(Anbei eine Glasvase mit Raffaels Bildnis.)

Es ist Raffaels selbst! Dieser Kopf ist ganz. —  
 Damit das Fräulein diesem treu verbleibe,  
 Die heilige Kunst mit ganzer Seele treibe,  
 Folgt F. ein Ringlein aus uralter Zeit;

(Anbei ein kleiner bronzener Ring.)

Es schützt gegen Mißgunst, Verfolgung und Neid. —  
 Jetzt bitt' ich, dies G. recht bei'm Licht zu betrachten;

(Anbei eine kleine antike silberne Münze.)

So ein Heckepefennig ist auch nicht zu verachten,  
 Denn ohne nach Schätzen und Reichthum zu streben,  
 Gibt's in dem glücklichsten Künstlerleben  
 Oft Fälle, in welchen man nur Geld  
 Zum Besten der Musen den Preis erhält. —  
 An diese alte Münze ist das Stück gebunden;  
 Jüngst ward sie in einem Grabe gefunden  
 Und gelangte zu mir durch geweihte Hände,  
 Drum nimmt ihr Segen auch gar kein Ende. —  
 Mit diesen höchst seltenen sieben Sachen  
 Will ich dem Fräulein ein Geschenk heute machen,  
 Um ihr ein Museum damit zu begründen. —  
 Sie lege nunmehr sich höchstselbst auf's Finden,  
 Und verliere keine Zeit mit dem mühsamen Suchen.  
 Das Stehlen will mancher sogar versuchen,  
 Sonst bräch' es viel ein. Das Kaufen kostet Geld!  
 Wie soll man's nun machen in aller Welt? —

Geduld! Nur getrost auf milde Herzen vertraut!  
 Ist Rom doch nicht an einem Tage erbaut,  
 Jedoch — wohlverstanden! — auf sieben Hügeln!  
 Daran soll's Museum sich öfters spiegeln!

Rom, am 23. Mai 1819

Samuel Kösel"

Die kleine Sendung, deren harmloser Inhalt unser Künstlerleben und Treiben wohl zu charakterisieren geeignet ist, war auf der Adresse mit dem Zufage versehen: „Geburtstagsgeschenk post festum“, aber dieser Spaß hätte mir keine größere Freude machen können, auch wenn er zum 15. Mai gekommen wäre.

Doch nicht nur der Geburtstage römischer Freunde, auch derjenigen Entfernter wurde gedacht, z. B. des siebenzigsten Geburtstags des allverehrten Dichtersfürsten Goethe, 28. August 1819. Briefe, kleine Gaben und einige hübsche Stanzas von Auguste Klein gingen aus Rom an ihn ab; ich sandte ihm statt eines Briefes einen getrockneten Strauß mit Bemerkung des Ortes und Datums, an welchem die Blumen gepflückt waren. Einige Durchzeichnungen, von denen ich hoffte, daß sie ihm Freude bereiten würden, fügte ich hinzu.

Am St. Franzisktag, 9. März 1819, gab auch das Namensfest meiner lieben Freundin Fanny Caspers Anlaß zu einer fröhlichen Vereinigung bei mir. Die zahlreichen, in meiner kleinen Wohnung kaum zu plazierenden Gäste brachten artige Geschenke mit; eine Lotterie ohne Nieten wurde veranstaltet, zu welcher einige dichterisch Begabte (in erster Reihe die unverwundliche Auguste Klein) flugs allerliebste Verse machten. Einer der Freunde hatte alles Nötige herbeigeschafft, um Punsch zu bereiten; aber ach — worin ihn brauen und servieren? Triumph! Es fand sich ein neuer irdener Topf! Reizende Blumen, die ich des Morgens zur Verherrlichung des Festes gesammelt, wurden schnell mit Orangenblüten und Zweigen aus dem Hausgärtchen zu einem reichen Kranze vereint und der ordinäre Topf damit umwunden; so war ein herrlicher Tafelaufsatz fertig. Das zweite Prachtstück bildete ein großer Gotha'scher Schinken, den mein Vetter Ettinger nebst anderen Viktualien als heimatliches Gericht mit hatte kommen lassen und der sich als besonders schmackhaft erwies; herzlich belacht wurden auch die Verse, welche der freundliche Geber seinem Geschenke hinzugefügt hatte; sie lauteten:





26. Louise Seidler, Fanny Caspers

„Das Dichten g'lingt mir nicht,  
Und meine Verse hinken;  
Drum bitte, nimm fürlieb  
Mit diesem Goth'schen Schinken!“

Neben demselben prangte auf der Tafel ein schöner Kuchen von Henriette Herz; kleine mitgebrachte Leckereien mundeten dazu nicht übel. Da das Geburtstagskind Lebenslichter auf einem Kuchen nicht gewünscht hatte, so wurde abends eine kleine Illumination improvisiert. Wie oft ertönte es: „Fanny lebe! Es lebe Fanny!“ Das schöne Wesen glühte vor Wonne und Freude; wir setzten sie auf den Tisch, Thorswaldsen schlang den Kranz um ihr Haupt, und wir begrüßten sie als eine der Musen, der unsere kleinen Gaben zu Füßen gelegt wurden. Es war rührend, Thorswaldsen zu beobachten, wie er gegen seine tiefe Empfindung für das herrliche Mädchen anzukämpfen strebte, und wie das Gefühl für sie doch immer wieder zum Durchbruch kam. Warum mußte auch jene Engländerin wie ein graues Gespenst zwischen ihnen stehen, da Fanny Caspers Thorswaldsen so ganz hätte beglücken können und auch den Jahren nach — sie war am 31. Mai 1787 zu Mannheim geboren und Thorswaldsen zählte 49 — vollkommen zu ihm paßte!

Ubrigens hatten Thorswaldsens huldigende Aufmerksamkeiten für die von allen verehrte Fanny die Folge, daß ein wohlmeinender und redlicher Freund, Thorswaldsens Landsmann, der gelehrte Altertumsforscher Brönsfied, welcher den innigsten Anteil an Fannys Schicksal nahm und die gegenseitige Neigung zwischen ihr und Thorswaldsen kannte, letzteren als Ehrenmann am folgenden Tage offen fragte, was das Mädchen zu hoffen habe; worauf Thorswaldsen ihm mit tiefer Trauer mittheilte, daß er zwar seine frühere Verlobung mit Miß Mackenzie gelöst habe, jedoch gegen das Versprechen, nie einer anderen seine Hand zu reichen; er werde dies Versprechen auch halten, da die Mackenzie ihn verzweiflungsvollster Weise nicht aufgegeben habe. Ob nun Brönsfied Fanny von dieser Unterredung Andeutungen gab, weiß ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen; gewiß ist nur, daß das liebe Wesen ganz kurze Zeit nach jenem fröhlichen Feste ihre Gebieterin, die Fürstin Grassalkovicz, zu bestimmen geruht hatte, Rom zu verlassen und nach Neapel zu reisen. Noch einmal vereinigte die zum Abschiede veranstaltete Feier uns alle; am Abend vor der Trennung

(20. April 1819) wurde der Tee an meinem Kamin getrunken, Tags darauf versammelten sich sämtliche Bekannte bei mir. Es waren die letzten, wehmütigen Stunden vor einem ewigen Abschiede, denn niemals sollte ich Fanny wiedersehen. Am 2. August 1823 verheiratete sie sich in Wien (von Frau Dorothea Schlegel zum Altar geführt) an den Associé eines großen Bankierhauses, namens Stanislaus Doré, schenkte diesem am 1. Oktober 1827 eine Tochter und starb nach zwölfjähriger, zufriedener Ehe am 18. Mai 1835. Bei einem späteren Aufenthalt in Wien, 1840, lernte ich ihren gutmütigen, freundlichen Mann und dessen milde, brave zweite Frau kennen, welche Fannys hinterlassene einzige Tochter Marie vortrefflich erzogen hat, so daß dieselbe jetzt eine ehrenvolle Stellung bei der Kaiserin von Oesterreich einnimmt. Die Tochter war wohl der Mutter ähnlich, doch ohne ihr an Schönheit gleichzukommen.

Thorwaldsen aber litt es nicht mehr lange in Rom; schon im Juli 1819 brach er auf nach Dänemark, um sich die ewige Stadt und ihre quälenden Erinnerungen für einige Zeit aus dem Sinne zu schlagen und die verlorene innere Ruhe wieder zu gewinnen. Erst im Spätherbst 1820 kehrte er nach Italien zurück.

Mein Abschied von Fanny Caspers sollte aber nicht der einzige bleiben, welcher mich noch im ersten Halbjahre meines römischen Aufenthaltes schmerzlich bewegte; wenige Tage, nachdem Fanny aus unserer Mitte geschieden war, machten auch Frau von Humboldt, Henriette Herz und der preussische Gesandtschaftssekretär Dr. Brandis Anstalt, nach Deutschland zurückzukehren (2. Mai 1819). Den Dr. Brandis lernte ich erst am letzten Tage seines Aufenthaltes in Rom recht kennen und schätzen. Er hatte sich in seiner Stellung, unter Niebuhr, stets sehr glücklich gefühlt; jetzt aber erging der Ruf des Vaterlandes an ihn, eine Professur an der neu errichteten, sogleich mit vorzüglichen Lehrkräften ausgestatteten Universität Bonn anzunehmen; nun ließ die Liebe zur deutschen Heimat den patriotischen Mann das Scheiden leichter ertragen. Die edle, schöne Henriette Herz war der allgemeine Liebling geblieben; viele Tränen flossen ihr nach. Während der letzten Tage ihres Aufenthaltes in Rom bemühte sich jeder, ihr noch irgend eine Aufmerksamkeit zu erweisen; ich selbst überreichte ihr eine von mir angefertigte Kopie des Erzengels Michael von Perugino

(das Original in der Akademie San Marco zu Florenz ward von mir später an Ort und Stelle kopiert; für jetzt hatte ich nur eine im Besitze der Frau von Humboldt befindliche Kopie von Eggers vor mir, nach der ich arbeitete), über welche Henriette Herz große Freude hatte. Freilich war das von mir bereits auf der Herreise mit hohem Genuß betrachtete Original (auf das ich zurückkommen werde) ein wundervolles Bild: das Kolorit bräunlich und dabei doch klar und durchsichtig; die Jünglingschönheit des Engels noch erhöht durch den edlen, ernstesten und himmlischen Ausdruck seines Antlitzes.

So wenig wie Henriette Herz konnte auch Frau von Humboldt durch irgend jemand ersetzt werden. Manchem schöpferischen Talente hatte sie durch Rat und That in edelster Weise genützt; vier mit Künstlern dicht besetzte Wagen begleiteten sie daher bis zur ersten Station hinter Rom, bis la Storta. Das Wetter, trübe und regnerisch, harmonierte mit der allgemeinen Stimmung. Wir frühstückten gemeinschaftlich; die Orvieto-Foglietten machten fleißig die Runde, aber selbst dieser dem Champagner ähnliche Wein stimmte diesmal nicht heiter, wiewohl Dankgefühle und Hoffnungen auf ein glückliches Wiedersehen zu vielen Gesundheitlichen Anlaß gaben. Für mich war auch dieser Abschied ein Lebenswohl auf ewig; nur an das Grab der Frau von Humboldt zu treten, war mir im Jahre 1830 — wo ich einige Wochen bei einer lieben Freundin, der Frau von Bardeleben in Berlin zubrachte, — noch vergönnt. Ich besuchte damals die älteste Tochter der edlen Frau, Karoline, die ihre geistreiche, bedeutende Mutter vor allen vermissen mußte, weil deren besondere Liebe das Mädchen entschädigt hatte für das Nichtvorhandensein äußerer Anmut, welcher Mangel neben einer blühend schönen jüngeren Schwester, Gabriele (seit 1821 die Gemahlin des preussischen Gesandten in London, des Freiherrn von Bülow), für die stille, oft in sich gekehrte Seele doppelt fühlbar wurde. Karolinens Vater, der Staatsminister Wilhelm von Humboldt, lebte nach dem schweren Schlage, der ihn betroffen hatte, mit seiner Familie auf seinem Gute Tegel bei Berlin still zurückgezogen; es ward mir jedoch bald die freundliche Erlaubnis zuteil, ihm und seiner Tochter meine Aufwartung machen und dem Andenken der teuren Gönnerin an deren Ruhestätte eine Träne weihen zu dürfen. Tegel liegt wie eine Nase in einer Sandwüste an dem breiten Wasserspiegel der Havel;

das Schloßchen, zu welchem eine kleine Allee führt, ist anmutig-friedlich im Nadelholz versteckt. Hier fand ich den edlen Greis, mit bleichem Angesicht, doch voll freundlicher Milde, sein Haupt spärlich mit grauem Haar bedeckt, in einem großen Saale, in dessen Mitte eine lange Tafel stand; rings an den Wänden befanden sich Arbeitstische, auf denen Bibeln in allen Sprachen und Größen sämtlich geöffnet lagen; Herr von Humboldt schien eben damit beschäftigt, Vergleichen des Textes anzustellen. Die berühmtesten antiken Venusbüsten, teils in Marmor, teils in Gips, standen umher. Nach freundlicher Begrüßung führte er mich selbst zu der Ruhestätte seiner teuren Gemahlin, neben welcher auch für ihn ein Platz bestimmt war. Zwischen beiden stand auf erhabenem Piedestal die Bildsäule der Spes mit einer Lotosblume, von Thorwaldsen in Marmor ausgeführt. Frau von Humboldt hatte sie in Rom noch selbst bestellt, ebenso hatte sie wenige Wochen vor ihrem Ende den Fleck ausgesucht, wo sie bestattet liegen wollte, gerade dem Hause gegenüber. „Man sieht dort das Schloßchen so hübsch!“ hatte sie gesagt.

Nachdem ich Frau von Humboldts Grab besichtigt, zeigte mir Karoline noch die vormaligen Wohngemächer ihrer Mutter, welche nur plastische Kunstwerke als Zimmerschmuck aufwiesen. Wie rührte es mich, hier jene Kunstgegenstände wieder zu sehen, welche ich einst in Rom bei Frau von Humboldt bewundert hatte, und die teilweise unter meinen Augen entstanden waren! In einer kleinen Rotunde befand sich die Porträt-Statue einer früher in Rom verstorbenen und begrabenen Tochter; überall herrschte die größte Einfachheit bei schönem Kunstsinne. Mit tiefer Bewegung schied ich von diesem mir durch die Erinnerung an Frau von Humboldt wahrhaft heiligen Orte. Auch Karoline sollte ich niemals wiedersehen; sie starb anfangs der dreißiger Jahre.

Mit Frau von Humboldt war eine Zentralsonne aus dem Himmel des römischen Lebens geschieden; die Lücke, welche sie hinterließ, blieb lange schmerzlich fühlbar. Andere Elemente traten an ihre Stelle, aber es war nicht dasselbe; freundlicher, geselliger Verkehr, allein ohne die milde Wärme, ohne das helle geistige Licht, welches Frau von Humboldt unbewußt und deshalb doppelt wohlthuend ausstrahlte.

Einigen Ersatz für die Geschiedene boten die Kreise des Prinzen

Friedrich von Gotha, dessen gastliches Haus auch mir freundlich offen stand. Wie der gütige Herr mich gleich bei meiner Ankunft willkommen heißen hatte, so stattete er mir, als ich nur eben erst in meinem Quartier wohnlich eingerichtet war, einen Besuch ab. Leider hatte ich das Mißgeschick, ihn zu verfehlen; ich erwiderte daher seine Aufmerksamkeit sobald als tunlich.

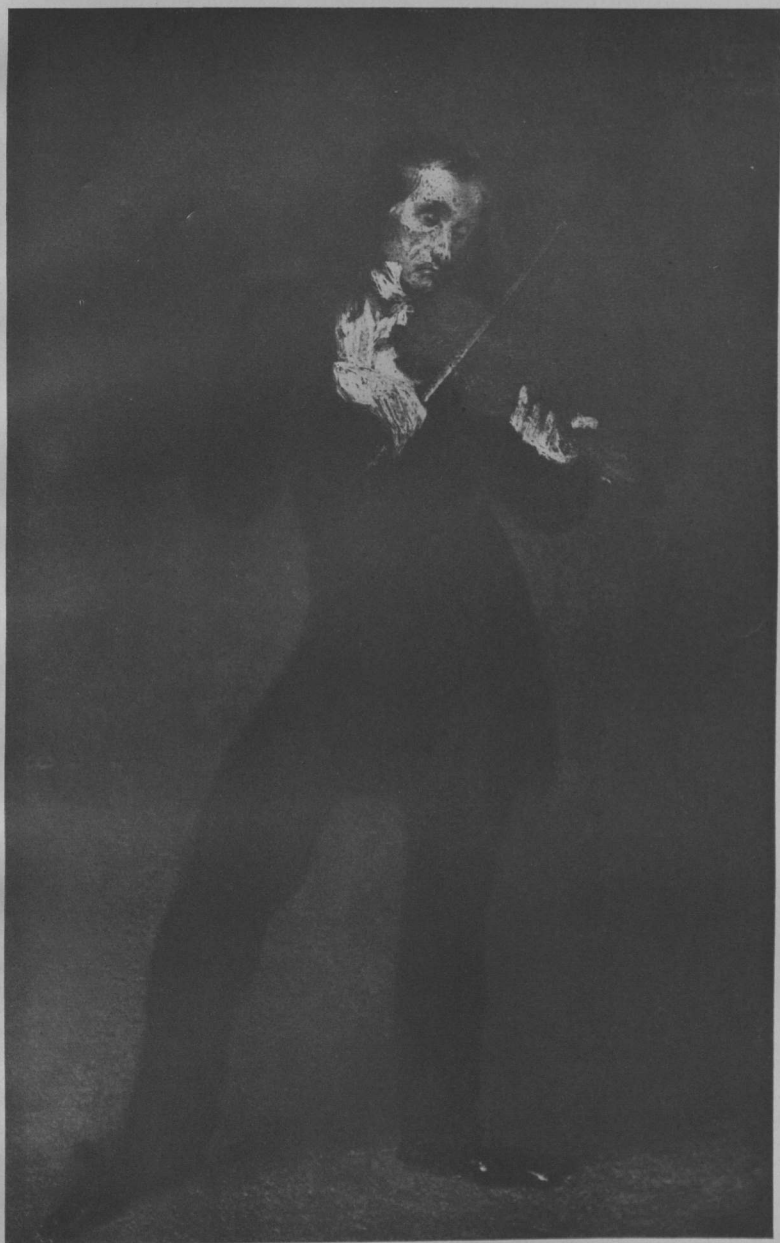
Prinz Friedrich von Gotha, später (wie schon erwähnt) der letzte Regent dieses Landes, war das jüngste Kind des Herzogs Ernst II., welcher vier Söhne hatte. Wohl ahnte dieser nicht, daß sein Stamm so bald erlöschen sollte, denn er pflegte oft mit väterlichem Stolz zu sagen: „Mein Haus ruht auf vier Stützen.“ Aber zwei der Kinder starben im zarten Alter, und Herzog August hinterließ so wenig einen Leibeserben wie sein Bruder Friedrich, der nach kurzer Regierung an einer Gehirnkrankheit verschied.

Der Prinz, welcher schon lange in Rom lebte, wurde vom Papst und der Geistlichkeit sehr ausgezeichnet, da er zur katholischen Kirche übergetreten war. Er war ein Fürst von seltener Herzensgüte, stillen, in sich gekehrten Wesens, ohne Geist und Leben. Seine Gestalt war groß und schön, sein dickes, rotes, bartloses Gesicht, welches semmelblonde, krause Locken umgaben, ward von freundlichen Augen belebt; seine sehr schönen Hände schmückten zahlreiche Ringe. Sein Gefolge bestand nur aus einem deutschen Kammerdiener und meinem Vetter Ettinger, der sein Sekretär, Geschäftsführer und Hofmarschall zugleich war.

Des Prinzen Wohnung, nahe am Theater des Pompejus, lag etwas erhöht; vom Empfangszimmer aus hatte man eine sehr schöne Ansicht von Rom. Oft gab der erlauchte Herr kleine Mittagessen, bei denen er auf die freundlichste Art den Wirt machte. Er selbst sprach zwar wenig, legte aber seinen Gästen keinerlei Zwang auf. Immer saß sein Beichtvater mit zu Tische, Monsignore Renazzi, ein vollkommener Weltmann mit gewandter Unterhaltungsgabe. Unangenehmerweise ließ ein Seitenfenster des Speisezimmers ein widerwärtiges Schauspiel sehen: am Rande des Daches von St. Andrea della Valle jagten sich kämpfend und spielend große Ratten. Leider sind diese häßlichen Tiere in jener Parochialkirche heimisch, da in deren Gewölben nach römischer Sitte die Toten des Kirchspiels ohne Sarg verrothen.

Während des Sommers bewohnte der Prinz eine schöne Villa in Albano; im Winter zog es ihn wieder nach Rom, wo er gern die Theater besuchte; in den besseren derselben hatte er eine Loge. Er liebte die Musik und hielt sich einen eigenen Musikmeister, namens de Cesaris, der ihn unterrichtete und ihm vorspielte. Dieser Mann war ein schlauer, versteckter Jesuit, von gewandten, einschmeichelnden Formen. Er war hauptsächlich der Urheber des Übertritts des Prinzen zur katholischen Konfession gewesen; die vornehmste Geistlichkeit brachte die von diesem angebahnte Glaubensänderung zum Abschluß. Nun genoß der Prinz in klerikalen Kreisen eines besonderen Ansehens und auf alle Weise begünstigte man seine Lieblingsneigungen, die sich hauptsächlich auf Malerei und Musik richteten. Oft speisten musikalische Künstler bei ihm; eine vorzügliche Kapelle führte häufig Tafelmusik aus.

Durch die Vermittelung des Prinzen machte ich mehr als eine interessante Musikerbekanntschaft; so hörte ich bei ihm eines Tages den später weltberühmten Geiger Paganini. Dieser war damals ein eben aufgehender Stern am musikalischen Himmel. Sein Auftreten war barock, doch man verzieh es ihm, da sein Spiel voll tiefer Empfindung war. Sein Äußeres stellte sich dürftig und jämmerlich dar; lang herabfallende, schwarze, straffe Haare, hagere, bleiche Gesichtszüge mit einer bedeutenden Nase und kleine halberloschene Augen vereinigten sich zu einem keineswegs anziehenden Ganzen. Seine Haltung war schlaff, sein Gang schwankend. Er sah wirklich danach aus, als habe er lange im Gefängnisse gefessen. Die Sage wollte wissen, er habe im Kerker auf einer alten Geige mit einer Saite gespielt und ihr die wunderbarsten Klänge zu entlocken verstanden. Er spielte auch, als ich ihn hörte, nur auf einer Saite; ihm zu lauschen, übte einen seltsam-fesselnden Reiz. Daß ihm Beifall gezollt wurde, machte nur wenig Eindruck auf ihn; sein schlaffes, bleiches Gesicht blieb ruhig; nur durch ein sanftes Kopfnicken und lebendigere Führung des Bogens drückte sich seine Befriedigung aus. — Ferner produzierte sich wiederholt ein ausgezeichnete Gitarrespieler namens Giuliano bei dem Prinzen. Nie hätte ich geglaubt, daß dieses primitive, in Deutschland gegenwärtig schon ganz verschollene Instrument solchen Reichtum entfalten und ähnliche Wirkungen hervorbringen könnte.



27. Delacroix, Paganini



Die Bekanntschaft der ehemaligen ausgezeichneten Sängerin Madame Bera, geborene Häser, einer Deutschen, machte ich ebenfalls durch die Vermittelung des hohen Herrn. Die Genannte hatte sich mit einem römischen Advokaten verheiratet; nach deutscher Sitte ein Haus machend, versammelte sie einmal wöchentlich abends einen Kreis von ausgezeichneten Fremden und römischen Musikfreunden um sich. Es wurde musiziert, und sie selbst sang oft wundervoll. Sie war aus Weimar gebürtig, hing noch mit großer Liebe an ihrer Vaterstadt und begrüßte mich als ihre Landsmännin besonders herzlich. Ihr sanftes, echt weibliches Wesen hatte etwas ungemein Wohltuendes. Die musikalischen Soireen bei dieser liebenswürdigen Frau hatten einen vornehmen Anstrich, von dem aber jegliche Steifheit fern blieb.

Auch einen Improvisator hatte Prinz Friedrich eines Tages zur Unterhaltung seiner Gäste kommen lassen. Signore Ferretti — so hieß dieser Künstler — nahm den glaubensstarken Priester Filippo Neri, der in Rom sehr in Ehren gehalten wird, zum Gegenstande seiner Improvisation, und berichtete von demselben, daß er in einfacher, oft sehr origineller Weise das Innere des Menschen zu erforschen wußte. Einst war es dem Papste zu Ohren gekommen, daß eine Nonne im Geruche der Wundertätigkeit stand. Der heilige Vater wünschte zu erfahren, ob sie diesen Ruf verdiene; Filippo Neri wurde daher abgesandt, um die Wahrheit zu erforschen. Bei schmutzigem Wetter langt er vor der Klosterpforte an und begehrt, sogleich vor die Nonne geführt zu werden. Ohne weitere Umstände streckt er ihr seine schmutzigen Stiefel entgegen und verlangt, daß sie ihm dieselben ausziehe und reinige. Die Fromme, ob solchen Begehrens sich entsetzend, weicht stolz zurück, worauf Filippo ohne ein Wort zu sagen, sich umdreht und nach Rom zurückeilt, wo er dem Papst versichert, daß er keine Heilige gefunden, denn jener Nonne fehle das Haupterfordernis zu einer solchen, die Demut.

Eines Mittags traf ich bei dem Prinzen Friedrich den Dichter Grillparzer, der mir durch das Münchener Theater schon rühmlichst bekannt war. Sein Äußeres, — eine schlanke, magere Figur, ein blaßes, ovales Gesicht mit milden, gleichsam verklärten dreinschauenden Augen, — war nicht unangenehm; es kam aber zu keiner interessanten

Unterhaltung, weil der anscheinend kränkliche Grillparzer sehr zurückhaltend und schüchtern auftrat.

Von ebenso überraschender Anspruchslosigkeit wie er war das Wunderkind Karl Witte, welches anfangs 1819 Italien bereifte. Dieser junge, als vierzehnjähriges Kind seiner eminenten Gelehrsamkeit halber im Jahre 1814 von der Universität Gießen zum Doktor der Philosophie, 1816 in Heidelberg aber zum Dr. juris promovierte Mann, der bei schlankem Wuchs, weichen Zügen und gefälligen Formen einen fast noch Knabenhaften Eindruck machte, erfreute uns durch eine Reihe von Vorträgen aus und über Dante (Wittes Lieblingsdichter), sowie über den heiligen Franziskus von Assisi, an deren Trefflichkeit ich noch heute dankbar zurückdenke. Er wurde ein intimer Freund von Schinz, der ihn porträtierte und bei dieser Gelegenheit Duzbrüderschaft mit ihm trank. Später ging Witte nach Neapel; ich war so glücklich, ihm dorthin einige Empfehlungen mitgeben zu können. — Daß unser Freund, nach Deutschland zurückgekehrt, anfangs eine Professur in Breslau bekleidete, seit 1834 aber in Halle angestellt war, darf ich wohl als bekannt voraussetzen.

Bei dem Prinzen Friedrich von Gotha machte ich gelegentlich auch diplomatische Bekanntschaften, wie z. B. diejenige des hannoverschen Legationssekretärs Restner. Er war der vierte Sohn der Tochter des Deutschordens-Amtmanns Buff aus Weßlar; seine Mutter, Charlotte Buff, ist bekanntlich das Urbild zur Lotte in „Werthers Leiden“. Restner — der sich später durch die Herausgabe des Briefwechsels seiner Eltern mit Goethe auch literarisch hochverdient gemacht hat — war von magerer, kleiner Gestalt, sein Gesicht war blaß und knochig, kleine Augen bei großer Nase fielen auf. Indessen hatten seine Züge einen ungemein freundlichen, teilnehmenden Ausdruck, wie er denn diese Teilnahme später, als ich ihn genauer kennen lernte, mir gegenüber wiederholt auf die liebenswürdigste Art betätigt hat. Er war ein wahrer Kunstenthusiast, dilettierte im Zeichnen und sammelte allerlei kleine antike oder ägyptische Kunstschätze und Göttingebilde in Bronze und Marmor, wie man sie noch immer in alten Tempeln findet. Auch versuchte er sich im Dichten; ein Lustspiel von ihm, „Die Puppen“, wurde einst im Redenschen Kreise von Liebhabern aufgeführt. Seine Wohnung war stattlich und ganz mit deutscher Bequemlichkeit

eingerrichtet; ich war in der Folge öfters bei ihm zu Gaste. Er wohnte in der Via Gregoriana, einer der Straßen, die am Monte Pincio entlangführen; die ihn Besuchenden genossen von den behaglichen, mit Kunstschätzen reichgeschmückten Zimmern aus beinahe die nämliche schöne Fernsicht wie vom Monte Pincio.

Neben dem hannoverschen Legationssekretär muß ich noch des hannoverschen Gesandten gedenken, des Barons Reden, welcher mit seiner Familie die (später in den Besitz des Königs Ludwig von Bayern gekommene) Villa Malta mir gegenüber bezogen hatte. Ich war an Redens durch Frau von Humboldt empfohlen worden und hatte an ihnen stets die wohlwollendste Nachbarschaft; oft verschmähte die freundliche Familie sogar meine Künstlerzelle nicht, wie sehr diese auch gegen das gesandtschaftliche Hotel abstach. Im heiteren Vereine saßen wir dann und tranken nach deutscher Weise Tee; der blecherne Cucumetto mußte die silberne Teekanne ersetzen. Bei alledem gefiel sich Baron von Reden sehr in seiner Würde; nie erschien er ohne Stern und Ordensband, auch seine wohlbeleibte Gemahlin trat mit großem Aplomb auf. Die älteste Tochter, Henriette, war ein Wesen von scharfem Verstande und seltener Herzensgüte; Elise, die jüngere, zart, anmutig, war der Liebling der ganzen Familie. Mit angenehmer Stimme begabt, verschönte sie manchmal das gesellige Beisammensein durch ihren Gesang, der so kunstvollendet war, daß sie sogar mit einer Sängerin von Fach, der ausgezeichneten Marconi, in Duetten wetteifern konnte. Daß übrigens die gütige Familie Reden Kunst und Künstler förderte, wo sie es vermochte, was namentlich Thormörsen oft zuflatten kam, darf ich nicht unerwähnt lassen; ihre Freundlichkeit gegen mich ging so weit, daß es mir ein für allemal erlaubt war, in dem schattigen und kühlen Garten der entzückend gelegenen Villa Malta zu malen, so oft und so lange ich wollte. Im Jahre 1820 wandten Redens sogar einer ganz talentlosen Hannoveranerin, einem Fräulein von Sturmfeder, ihre Fürsorge zu, trotzdem das Rußlose dieser Gönnerschaft auf der Hand lag. Das Fräulein, ein armes, kränkliches Wesen, wollte sich zur Künstlerin ausbilden und glaubte, die Vergabung mit der römischen Luft einatmen zu können; ein Wahn, den — sich und anderen zur Qual — leider viele angehende Kunstbessene teilen. Auch Fräulein von Sturmfeder arbeitete sich ab, ohne einen

anderen Erfolg zu erzielen, als daß sie sich, wie ihren Beschützern, den braven Nedens, deren Geduld ich bewunderte, Ungelegenheiten bereitete. — Noch verdient erwähnt zu werden, daß bei Nedens immer viele Engländer logierten oder doch verkehrten; fast immer waren es Leute, deren vielfach lächerliche Manieren und barocke Kunsturtheile ergöglich wirkten; sie vor guten Bildern zu sehen, war oft geradezu possierlich.

Da ich im vorstehenden versucht habe, Charakterköpfe aus dem diplomatischen Korps zu entwerfen, so finde gleich hier noch ein liebes Bild seine Stelle. Christian Friedrich von Stockmar, der verehrte Jugendfreund, war es, den ich zu meiner großen Freude am 15. Januar 1822 in Rom wieder begrüßte, nachdem lange, ereignisreiche Jahre verstrichen waren, seit wir uns zuletzt gesehen. Stockmar hatte im Jahre 1816 den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg zu dessen Vermählung mit der Prinzessin Charlotte nach England begleitet; als diese nun im ersten Wochenbette gestorben war, blieb der Landsmann als Freund und Ratgeber bei dem gebeugten Witwer, dessen Dienste er sich auch ferner widmete, als der Prinz 1830 auf den belgischen Königsthron berufen wurde. Ich hatte gelegentlich der Anwesenheit des hohen Herrn in Italien die Ehre, ihm durch Stockmar vorgestellt zu werden; er unterhielt sich lange mit mir über Gegenstände der Kunst, für welche er großes Verständniß zeigte. Von Rom wandte sich Prinz Leopold, Stockmar in seinem Gefolge, nach Neapel, wo er ein Abenteuer bestand, dessen Verlauf das diplomatische Talent meines Jugendfreundes in das hellste Licht zu setzen geeignet war.

Der Prinz fiel nämlich in die verführerischen Schlingen einer reizenden Engländerin, welche nichts geringeres plante, als eine Vermählung mit ihrem Anbeter. Stockmar hatte dies nicht sobald gemerkt, als er den letzteren unter dem Vorwande der Besichtigung eines englischen Dreimasters in den Hafen lockte; nachdem aber der Prinz mit seinem Gefolge das Schiff bestiegen hatte, ließ Stockmar sofort auf eigene Verantwortung die Anker nach Livorno lichten. Das Wagemuth gelang, und Stockmar stand von jener Zeit an womöglich noch höher bei seinem Fürsten in Gunst.

Gleiches Zutrauen schenkte ihm, da er auf Wunsch des Königs Leopold als höchst nötiger Berater und Helfer wieder nach London

zurückgegangen war, sowohl Prinz Albert von Sachsen-Coburg als dessen Gemahlin Viktoria, welche letztere ihn verehrte wie einen Vater. Nachdem Stockmar im hohen Alter sich nach Coburg zurückgezogen hatte, wo er im Schoße einer glücklichen Familie seine letzten Jahre als heiterer Greis verlebte, besuchte ihn die Königin Viktoria bei ihrer Anwesenheit in jener Stadt jedesmal, und zwar nie ohne ihre Kinder, welche den ehemaligen treuen Diener ihres Hauses gar herzlich „Papa Stockmar“ nannten.

Der edle Mann starb im Sommer 1863 als österreichischer Freiherr und bayerischer Ritter höchster Orden; bürgerlich geboren, war er auf der sozialen Stufenleiter so hoch gestiegen. Bei unserer Begegnung in Rom hatte er nur erst eben den sächsischen Adel erhalten; daß aber seinem wahren Werte damit etwas hinzugefügt worden sei, war nicht seine Meinung, wie er mir denn immer als das Urbild eines nie das Kleid, sondern immer den Träger desselben ins Auge fassenden, geraden, ehrenfesten, granitnen Charakters galt. Muster zugleich und unübertroffen schien mir seine Weise, mit den Großen dieser Welt umzugehen; trotz aller schuldigen Ehrerbietung sah ich ihn niemals kriechend. Bei Gelegenheit unseres vielfachen Verkehrs in Rom — Stockmar kam häufig abends ganz freundschaftlich-herzlich, ohne ausdrückliche Einladung, zu mir, um bei einer Tasse Tee zu plaudern — lernte ich von ihm, was ich gut verwerten konnte, denn bereits hatte ich durch Empfehlung des Prinzen Friedrich von Gotha Zutritt in einen fürstlichen Zirkel gefunden, welcher noch neben dem seinigen bestand, nämlich in denjenigen der Fürstin Alexandrine Dietrichstein, die mit Würdenträgern aller Art, den vornehmsten Geistlichen, hohen Beamten und Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft viel verkehrte. Es war um die Weihnachtszeit des Jahres 1820, als ich zum ersten Male bei ihr war; nach italienischer Sitte brannte nur Kaminfeuer in ihrem Salon; die zierliche, zarte Fürstin saß dabei, in einen grünen, mit Zobel besetzten Sammetpelz gehüllt und gab so ein schönes Bild, während ihre Gäste, diesen Schmuck entbehrend, sich eine wärmere Atmosphäre wünschten.

Oft sah ich bei der Fürstin den ersten Historienmaler Roms, Camuccini, der ein vortrefflicher Zeichner und guter Kolorist war — nach akademischer Weise. Er hatte sich durch Fleiß und Glück

Reichtümer erworben und besaß einen prächtigen Palast, wo er in hohen, weiten, trefflich erhellten Räumen eine äußerst sehenswerte Galerie zusammengebracht hatte, zu deren Besichtigung er mich sogleich einlud. Sie enthielt einen Schatz ausgezeichneter Meisterwerke, wie sie nur in Zeiten gleich der französischen Revolution in Privathände kommen. Ein im goldenen Schimmer der Abendsonne strahlender Hafen von Claude Lorrain, eine unübertroffene kleine Madonna von Raffael, welcher das Christkind eine Nelke reicht, waren darunter; außerdem besaß Camuccini eine Menge herrlicher Durchzeichnungen. Ferner wies die Sammlung eine reiche Anzahl von Kupfern oder Kopien nach Rembrandt auf; ich lernte hier von neuem diesen wunderlichen Künstler schätzen, der mit so viel Geist und Wahrheit auffaßte, aber sich nie zum Idealen erhob. Jeden Sonntag war die Galerie den Fremden geöffnet, und ich hatte darin oftmals eine wahrhaft erhebende Sonntagsfeier. Wiederholt führte mich Camuccini umher, indem er in liebenswürdigster Weise Erklärungen und Data zu seinen Bildern gab. Die Fürstin Dietrichstein hatte dem schönen, geistvollen Künstler und feinen Weltmanne gegenüber Amors Pfeilen nicht widerstehen können; man munkelte trotz den 45 Jahren der hohen Frau (sie war am 19. Dezember 1775 geboren) von großer Intimität zwischen beiden. Auf den Verkehr bei der Fürstin wirkte dies aber nie störend, sondern eher anregend ein; es ging meist sehr zwanglos zu, Scherze, Anekdoten und lustige kleine Erzählungen machten die Zusammenkünfte amüsant. Ich erhielt, bis die Fürstin ganz unerwartet plötzlich abreiste, ziemlich häufig Einladungen zu derselben; den Prinzen Friedrich sah ich von Amts wegen längere Zeit hindurch ebenfalls beinahe täglich, denn er hatte schon im Dezember 1819 sein Porträt bei mir bestellt, und zwar gleich doppelt, da er es zweimal zu verschenken wünschte. Den liebenswürdigen Herrn zu malen, war eine hochwillkommene, weil leichte und gewinnbringende Aufgabe. So verkehrte ich in angenehmster Weise mit Personen, die „auf der Menschheit Höhen“ standen.

Widerwillen lud mich auch der Prinz von Gotha ein, seine Loge im Theater zu benutzen; ich hatte dadurch manchen Kunstgenuß. Mich frappierte anfangs der stürmische Beifall, mit welchem das italienische Publikum seine Lieblingekünstler überschüttet. Der fanatismo der Zuhörer kennt in solchen Fällen keine Grenzen; ich arme Nordländerin

wußte dies Wort nicht einmal richtig zu übersezen; „Schwärmerischer Beifall“ drückt es lange nicht aus. Die Italiener sind ganz außer sich, und begeistern natürlich durch ihr eigenes Feuer den Virtuosen ebenfalls. Warum auch muß man im Norden die Gaben der Künstler in der Regel so kalt aufnehmen! Diese entbehren dadurch eines Sonnenscheins, der sie ermutigt und sie über sich selbst hinaus hebt.

Auch das bunte Gewimmel des Karnevals konnte ich durch des Prinzen Friedrich Güte besonders bequem mit ansehen; der Balkon des Palastes eines ihm befreundeten Italieners, bei welchem er auch Frau von Schlegel und mich einzuführen die Gefälligkeit hatte, bot eine herrliche Gelegenheit dazu. Das Auge wurde durch die auf Stühlen zu beiden Seiten der (übrigens nicht breiten, doch von sehr hohen Häusern eingefassten) Korsostraße sitzenden schönen Römerinnen, durch die zahllosen Masken, die langen Reihen von Karossen, deren Insassen sich dreist mit Konfetti bewarfen, lebhaft beschäftigt. „Konfetti“ heißt eigentlich Zuckerwerk, aber die Karnevalskonfetti sind nachgemacht: kleine Gipskügelchen, welche sich durch den Anprall des Wurfes in weißen Staub verwandeln, so daß die Straßen nach den Konfettiszenen wie mit einer Lage weißen Mehls bestreut erscheinen. Manche Fabrikanten dieses gesuchten Karnevalartikels fertigen denselben auch so an, daß nur die Schale von Gips, deren Inhalt aber aus feinem Mehl besteht, welches Gesicht und Kleider der mit Konfetti Beworfenen in eine dichte weiße Wolke hüllt.

Endlich begann das Pferderennen. Der Korso mußte von den Wagen geräumt werden, die Masken drückten sich zur Seite oder flüchteten sich in die Häuser, und die Renner stürzten auf das gegebene Zeichen vom Fuße des Kapitols aus durch den Korso bis zum Obelisk der Piazza del Popolo, wo sie aufgefangen wurden.

Als das Rennen vorüber war, begann die Korsofahrt aufs neue; auch ich konnte nun der allgemeinen Lustigkeit nicht widerstehen und ließ mich verlocken, mit Frau von Schlegel, welcher das Zusehen vom Fenster aus schon längst nicht mehr amüsant genug war, einen Wagen zu besteigen und mich in die bunte Menge zu mischen. In der Tat waren die herumschwärmenden Masken auf diese Art leichter zu beobachten. Frauen, als Männer gekleidet, und umgekehrt, waren ein Hauptscherz. Ein alter Marquis wurde mit einem Strickchen an der

Nase von einer jungen Schönen herumgeführt; ein anderes Paar machte sich dadurch bemerklich, daß die Epaulettes und Schuhschnallen des Kavaliere Büschel von Endivien Salat waren; den Kopf bedeckte eine bunte wollene Perücke mit vier Zöpfen, den Hut trug diese Maske unter dem Arme. Die Gefährtin erschien im lächerlichsten Federhutsch; ein altes steifes Stoffkleid bildete ihren Anzug, den ein ungeheurer Fächer vervollständigte. Diese und ähnliche Karikaturen gingen gravitatisch auf und nieder; perorierende Advokaten, Doktoren mit der Medizinflasche, Harlekins und Kolombinen, Pantalons mit ihren weiten Schlappärmeln usw. drängten sich dazwischen — aber nirgend zeigte sich Pöbelhaftigkeit; alles hatte einen gewissen Anstand. Das Volk benahm sich wahrhaft liebenswürdig.

In ihre Kutsche zurückgelehnt, sahen wir an diesem Tage auch die Prinzessin Marie Pauline Borghese, die zweite Schwester Napoleons I. Der Wagen bewegte sich langsam hin und her und gab der Prinzessin Muße, die Rosen ihrer Wangen vor allem Volke künstlich zu erzeugen, worauf sie unbefangen die dazu gebrauchte Baumwolle auf die Straße warf. Sie war noch immer schön, aber am vollkommensten soll einst ihr Wuchs gewesen sein, wie sie sich denn auch von Canova als Venus modellieren ließ. Als eine Freundin sie fragte: „Wie ist das möglich gewesen?“ sagte sie ganz naiv: „Mein Gott, ich ließ einheizen; ich konnte mich also nicht erkälten!“ — Canovas Meisterwerk wurde indessen nicht öffentlich gezeigt; es blieb im Palazzo Borghese eingeschlossen.

Höchst originell fand ich übrigens den Schluß des Karnevals, „Moccoli“, d. h. „Lichter“ genannt. Es zündet nämlich — um dem fröhlichen Gaste „zu Grabe zu leuchten“, — jeder ein dünnes, kleines Licht an; zu Hunderttausenden sieht man diese flimmern: auf den Balkons, an den offenen Fenstern, an und in den Wagen, auf der Straße. Nun bemüht sich ein jeder, dem anderen unter scherzhaften Zurufen das Licht auszublasen, das seinige aber zu schützen, wodurch ein unendliches Schreien, wirbelnde Bewegung und unbeschreibliches Getöse entsteht. Jubelnd und lachend schwingen sich die Spaziergänger auf den Schlag der vorbeisirellenden Kutschen, um die Moccoli der Darinsitzenden auszublasen; man klettert auf die dicht mit Lichtern und Menschen besetzten Balkons, ja, man bedient sich, um die Moccoli-Flämmchen zu töten, sogar weithin wirkender Blasebälge, und alles



schnauft, schnaubt und bläst, Alt und Jung macht wie von der Tarantel gestochen die wunderlichsten Sprünge, um dem Nachbar ein Licht auszulöschen, das dieser im nächsten Augenblicke wieder anzündet. Die scherzhaften Kämpfe, welche hieraus entstehen, geben Gruppen von der originellsten Haltung. So bildet sich im ganzen weiten Korso ein unaufhörlich wogendes Lichtmeer, bis eine Stunde nach Sonnenuntergang das Ave Maria ertönt und ein Kanonenschuß gelöst wird; dieser verkündet das Ende des Karnevals. Wie mit einem Zauberschlage verlöschen alle Lichter, statt ihres Glanzes erfüllt den Korso dichter Dampf, die Wagen biegen in die Seitenstraßen ein und die lärmende Fröhlichkeit räumt lautloser Stille den Platz. Sobald die Lichter erloschen sind, eilt alles in die Trattorien, um sich hier, in den Gasthäusern, vor Beginn der Fasten noch einmal recht an Fleischspeisen zu legen. Um 12 Uhr müssen jedoch auch die Trattorien geschlossen sein. Wenn aber das Unheil, welches die Konfetti anrichten, anderen Tags durch fleißiges Bürsten geschwind ausgebessert ist und die unschuldigen Mehlflecke von den Kleidern und von den Möbeln der nach dem Korso hinausgehenden Zimmer leicht weggebracht werden können, so sind die Folgen der Moccoli-Kämpfe nicht ganz so harmlos. Die Kleider sind über und über mit Wachstropfen bedeckt, die keiner Bürste weichen; man muß dieselben daher den Fleckenreinigern hinliefern, die dadurch eine reiche Gelbernte halten. Die Lokale dieser Leute gleichen in den Tagen nach dem Karneval ungeheuern Trödelbuden, wo alle möglichen Kleidungsstücke übereinander gehäuft sind. Etwas Kostbares findet man darunter nicht, denn ein jeder legt das abgetragenste Zeug an, da es Mehl und Wachs Trotz zu bieten bestimmt ist.

Mit dem geschilderten Moccoli-Treiben hatte der Karneval ein Ende, die tolle Zeit war vorbei, und die Straßen wurden öde wie zuvor. Rom, das wieder seinen stillen, ernstesten Charakter annahm, atmete aufs neue tiefsten Frieden. In diesem Zustande hatte die heilige Stadt für mich etwas ausgeprägt Beschauliches, namentlich spät abends war die Szene mir immer äußerst eindrucksvoll. Die Nacht ließ alle oft kleinlichen Details verschwinden; die tiefe Ruhe auf den großen Plätzen und Straßen, nur unterbrochen durch das geisterhafte Rauschen und Plätschern der Brunnen und Fontänen, der wunderbare

Nachthimmel, von welchem der Mond sein mildes Licht in schönster Fülle niedersandte, die imposanten Gebäude, welche in so reicher Zahl dem Blicke sich darboten — dies alles brachte einen großartigen Eindruck hervor; das gewaltige Rom ist doppelt erhaben beim Schimmer des Mondes.

Jene Fontänen und Brunnen mit ihrem Wasserreichtum bilden eine der schönsten Zierden auf den Plätzen, Straßen und Höfen der ewigen Stadt; bei großer Hitze sind sie eine besondere Wohltat. Wird doch die große, längliche Piazza Navona, um den Römern ein besonderes Vergnügen zu gewähren, im August ganz unter Wasser gesetzt, auf welchem man dann eine Art von Korfahrt veranstaltet, um sich abzukühlen! Von erstaunlicher Größe und Pracht ist ferner die Fontana Trevi, aus deren Becken man beim Scheiden von Rom zu trinken pflegt, da eine alte Sage dann verbürgen will, daß man nach Rom zurückkehre. Dies Meisterstück der Bildhauerkunst besteht ganz aus weißem Marmor; aus der Nische eines großen Palastes tritt ein kolossaler Neptun hervor, vier schnaubenderosse zügelnd; von allen Seiten stürzt die schäumende Flut in ein weites Bassin.

Zwei immerwährend spielende Fontänen, deren Wasser über dreißig Fuß hoch springen, befinden sich außerdem vor St. Peters Dom, auf einem weiten Plage, der an zwei Seiten umschlossen wird von gewaltigen, dreifachen Säulenreihen, worauf Statuen von Heiligen prangen; in der Mitte des Platzes steht ein majestätischer Obelisk. Dahinter erhebt sich die palastähnliche Fassade der Kirche mit ihrer ungeheuren Kuppel. So riesenhaft ist dieser Bau, daß dem Auge des Eintretenden jeglicher Maßstab der Verhältnisse entwindet; dies Menschenwerk wirkt auf den Beschauer hinreißend wie eine Schöpfung der Natur. Trotzdem überkam mich in dessen Innern, wenn auch ein festliches, so doch kein heiliges Gefühl, wie es meine Seele immer in gotischen Domen empfand, deren Architektur mir stets wie eine versteinerte Hymne erscheint und meiner Seele gleichsam Flügel leiht. In der Peterskirche konnte ich nie vergessen, daß die zur Fortführung des Baus notwendigen Gelder durch Ablasskram und ähnliche Unwürdigkeiten erpreßt wurden, welche zwar den Segen der Reformation, aber alsdann auch die blutigsten Religionskriege in ihrem Gefolge hatten.

Durch die viereckigen Pfeiler, welche St. Peters Dach stützen,

werden Räume gebildet, die den Umfang einer mäßigen deutschen Kirche haben; in denselben wird oft zu gleicher Zeit hier gepredigt, dort Messe gelesen, an einem dritten Orte Kinderlehre gehalten usw., ohne daß eine Funktion die andere störte. Zwischen den Pfeilern befinden sich Altäre mit Altargemälden, nach edlen Meistern in vergrößertem Maßstabe aus Mosaik gearbeitet. Der Hochaltar erscheint von weitem gesehen wie ein großes Himmelbett, und doch hat er, wie behauptet wird, die Höhe eines der höchsten Paläste Roms, des Palazzo Farnese. Über ihm wölbt sich die riesenhafte Kuppel; wo diese auf den vier Pfeilern ruht, sind in Medaillons von Mosaik die vier Evangelisten angebracht.

Die übrige Ausschmückung des Innern von St. Peter ist wenig erfreulich und verschwindet vor der Majestät des Ganzen; desto interessanter sind die vatikanischen Grotten unter der Peterskirche — eine Welt von Grabmälern und Inschriften, zu der man seitwärts vom Pfeiler der heiligen Veronika hinabsteigt. Unter dem Hochaltar liegen die Gebeine des Apostels Petrus, umschlossen von einer eigenen, unterirdischen Kapelle, zu der jedoch Frauen der Zutritt versagt ist. Eben dort liegen auch die sterblichen Reste der Päpste; ihre Monumente befinden sich in der Kirche. Am Eingang zu dieser Gruft brennen 99 goldene Lampen Tag und Nacht. — Sehr lohnend, freilich auch sehr mühsam, ist das Besteigen der (doppelt gewölbten) Kuppel; die Großartigkeit des oben sich darbietenden Anblicks entschädigt indessen für die Anstrengung des Hinaufklimmens. Mittels einer endlosen Wendeltreppe erreicht man zunächst die Galerie im Inneren der Kirche, von wo die Kuppel sich zu wölben anfängt; hier erst bekommt man den rechten Begriff von der Größe aller Proportionen, wenn man z. B. sieht, daß jeder einzelne Mosaikstein in den Gestalten der schwebenden Engel, welche die ganze Kuppel ausfüllen, die Größe eines Backsteins hat, und erfährt, daß die Feder, mit der der Apostel Johannes schreibt, sechs Ellen lang ist. An einer Seite der Galerie erhebt sich ein Altar, zu dessen Seiten Säulen stehen, die einst Titus nach der Eroberung Jerusalems aus dem Tempel Salomonis nach Rom gebracht haben soll; auf diesem Altar befindet sich der kostbare Schrein, welcher die seltensten Reliquien birgt, wie z. B. den Schwamm, der, mit Essig getränkt, dem Heiland am Kreuze gereicht ward, das Schweiß Tuch der

h. Veronika usw. Diese Reliquien werden den Andächtigen nur an den höchsten Festtagen von oben herab gezeigt.

Von der Galerie aus gelangt man zunächst auf das Dach — es bildet eine kleine Welt für sich. Jahraus, jahrein sind hier zahlreiche Arbeiter beschäftigt, die das kolossale Gebäude im Stande erhalten; ein Brunnen befindet sich oben und eine Menge kleiner Kuppeln, von Fenstern umgeben, welche Licht in die Kirche werfen. Alsdann beschreitet man den Aufstieg zu der riesigen Kuppel — ganz erschöpft erreicht man endlich die Plattform, auf welcher der sechzehn Menschen bequem fassende Knopf mit seinem hohen Kreuze ruht.

Welches einzige Panorama erquickt aber nun den Müden! Zu der ganzen Aussicht auf Rom, die Campagna und die blauen Berge gesellt sich noch der Blick auf das Meer. Der klarste Himmel wölbte sich über mir, als ich hinaufgestiegen war; die Sonne stand schon tief am Horizonte, und majestätisch in das Meer hinabtauchend, vergoldete sie die Flut, die Spitzen der Berge und die weite, großartige Landschaft — bis nach und nach dunkle Schatten sich herniedersenkten und die Dämmerung meine Rückkehr erheischte.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, eine Topographie der heiligen Stadt, wie ich sie gefunden habe, zu liefern; ich verzichte in dieser Hinsicht vielmehr von vornherein auf jegliche, auch nur annähernde Vollständigkeit. Nur weniger Stätten will ich noch gedenken, an die sich für mich irgend etwas Merkwürdiges knüpft, wie z. B. der uralten Kirche San Clemente. Dort befinden sich die freilich stark beschädigten, aber doch noch sehr schönen Fresken von Masaccio (Tommaso Guidi), das Leben der heiligen Katharina schildernd. Die erste Darstellung zeigt uns diese Heilige, wie sie in einfacher, unschuldiger Haltung lehrend vor mehreren Greisen steht, die ihr theils aufmerksam, theils unwillig zuhören. Erhabener noch ist der Ausdruck der Hauptfigur auf dem nächsten Bilde: Sta. Katharina, im Gefängnis eine Königstochter zum Christentume bekehrend. Weit schöner jedoch, als die Heilige selbst, gelang dem Künstler die Königstochter; ihr zartes Haupt, bedeckt von einem durchsichtigen Schleier, zeigt ein Profil, so geistig, so unschuldsvoll, edel und rein, daß ich kein ähnliches Kunstgebilde unter allen, die ich in meinem langen Leben sah, darüber stellen kann. Im Jahre 1841 gab mir der kunstsinige Herr von Quandt

den Auftrag, nach einer mitgebrachten Durchzeichnung ein Bild dieser Königs Tochter in Öl zu malen; leider war es mir aber nicht möglich, das so verwischte, nur noch wie ein Hauch existierende herrliche Urbild nach so langer Zeit zu meiner Befriedigung wiederzugeben. — Besonders tief empfunden ist endlich Masaccios heilige Katharina, wie sie den Todesstreich empfängt; der halb erstorbene, halb selig erklärte Blick wirkt mächtig ergreifend. Gerührt schied ich von dem Werke des nur zu früh verstorbenen Künstlers, dem aber die Mitwelt schon den Lorbeer reichte, da er der Ersten einer seine Gestalten lebensvoll mit kräftigen Schatten abrundete. Leider liegt die Kirche San Clemente sehr tief und ist daher feucht, was natürlich auf die Fresken nachtheilig einwirkt.

In der Kirche Sta. Cecilia war es ein ausgezeichnetes Werk der Skulptur, welches sich meinem Gedächtnis eingeprägt hat, nämlich Madernas heilige Cäcilie. Rührend einfach liegt die zarte jungfräuliche Gestalt mit übereinander geschlagenen Händen in einer engen Nische unter der Platte des Hauptaltars; das von einem leichten Tuche umschlungene Haupt ist gewendet und dadurch verdeckt, seitwärts aber am Halse sieht man die Wunde, welche der Märtyrerin den Tod brachte. Seltsam, daß ein Schüler des manierierten und oft so schwülstigen Bernini hier ein so schlichtes, aber eben deshalb edles Kunstwerk schaffen konnte!

Durch die schönste Harmonie in allen ihren Verhältnissen erfreut eine der kleineren Basiliken Roms: San Pietro in Vincoli, der Aufbewahrungsort der Ketten, welche Petrus in seinem Kerker zu Jerusalem getragen haben soll. In einer Seitenkapelle befindet sich das Grabmal Papst Julius II., angeordnet von Michel Angelo, dessen majestätischer sitzender Moses die imposante Krönung des Ganzen bildet. In diesem Werke offenbart sich der erhabene Geist des gewaltigen Meisters in einer Vollkommenheit und Größe, von der keine Worte einen Begriff geben. So mußte der Führer eines hartnäckigen Volks, wie die Juden, aussehen; so denkt man sich den Mann, mit dem Gott selbst auf Sinai gesprochen. Unübertrefflich ist die von Michel Angelos eigenem Meißel herrührende Bearbeitung des Marmors; stände das Kunstwerk etwas höher, es würde noch überwältigender wirken.

„Mutter und Haupt aller Kirchen der Welt und der Stadt Rom“ ist laut daran zu lesender Inschrift der Lateran, an der alten, vom Kaiser Aurelian erbauten Stadtmauer Roms belegen. Neben ihm befindet sich in einem besonderen Gebäude die heilige Treppe, welche aus Jerusalem nach Rom gebracht und angeblich dieselbe ist, welche Christus hinanstieg, als er vor Pilatus geführt ward. Die Gläubigen rutschen die achtundvierzig Marmorstufen nur auf den Knien hinauf; oben steht eine kleine Kapelle, in der Messe gelesen wird. Dem Lateran gegenüber liegt das kleine, runde Laufkapellchen, worin das mächtige rote Porphyrbecken, aus welchem Kaiser Constantin getauft worden sein soll.

Endlich gedenke ich — und zwar nicht ohne die tiefste Begehrtheit! — als der schönsten Basilika Roms der Kirche San Paolo fuori le mura, eines überaus ehrwürdigen Gebäudes, im Süden weit vor der Stadt, in der Nähe der (bei Überschwemmungen meistens in die Kirche tretenden) Liber belegen. Eiserne Gittertüren führten zu der großen Vorhalle; das Innere ward geschmückt durch zwei imposante Reihen von je zweiundzwanzig kanellierten korinthischen Säulen aus weiß und lila geädertem Marmor, Pavonazzo genannt. Zwei kolossale Porphyrsäulen trugen die Wölbung der Apsis; in derselben befand sich ein großes Mosaikbild: Christus mit den Evangelisten; ein ähnliches sah man auf Goldgrund an dem Fronton des Eingangs; die Brustbilder sämtlicher Päpste befanden sich am Fries über den Säulen. Uralte bronzene Türen, deren rohe Basreliefarbeit aus den Zeiten der wiederbelebten christlichen Kunst stammte, öffneten den Zutritt zu dem hinter der Kirche liegenden Kloster mit seinem kleinen Garten, den ein Kreuzgang einschloß. Die schönen, größtenteils gewundenen, mit Mosaik verzierten byzantinischen Säulchen desselben gewährten einen anmutigen und zugleich prächtigen Anblick; in dem Kreuzgange selbst waren Altertümer aufgestellt, die auf der Straße von Ostia gefunden worden.

Wie hätte ich ahnen können, daß dieser edle Bau, der Jahrhunderten getrotzt und die ganze Christenheit mit Bewunderung erfüllt hatte, binnen kürzester Frist ein Raub der Flammen werden sollte! Bei einer Ausbesserung des Daches verfuhrten die Arbeiter mit ihrem Kohlenbecken so leichtsinnig, daß das Sparrwerk aus Zedernholz in

Brand geriet; unaufhaltsam verbreitete sich dieser über die ganze Kirche. Die grandiosen Pavonazzosäulen verkohlten zu Kalk, nur kümmerliche Reste blieben davon übrig. Ich erlebte dieses Unglück nicht mehr in Rom; die Trauerkunde desselben erreichte mich unmittelbar nach meiner Abreise, im Juli 1823, zu Florenz. Papst Pius VII. überlebte den Brand der ihm so theuren Kirche nicht lange; wenige Wochen nach ihrem Untergange starb der edle und milde Greis. Seine Nachfolger ließen San Paolo zwar langsam wieder aufbauen, doch jene Säulen aus orientalischem Marmor, eine Siegesbeute aus der alten Römerzeit, konnten nicht ersetzt werden; graue polierte Granitsäulen mußten ihre Stelle vertreten. Als ich im Jahre 1832 wieder nach Rom kam, war die Kirche noch im Bau begriffen; ich konnte mich jedoch nicht überwinden, die theure Stätte wieder zu betreten; es wäre mir zu schmerzlich gewesen.

Die Orte, wo die Jahrtausende alte Geschichte Roms uns am machtvollsten entgegentritt, sind unstreitig die Trümmer der Kaiserpaläste und das Forum romanum, jetzt Campo Vaccino genannt. Jene hatten große Erwartungen bei mir erregt, die jedoch ziemlich getäuscht wurden.

Unter hohen Bögen, zwischen einzelnen, stehengebliebenen Stücken Mauerwerk ging es auf und ab; dazwischen Weinberge, Gärten, Artischockenpflanzungen usw. Angenehm aber ward ich überrascht, als ich beim Emporsteigen die (seitdem in ein Nonnenkloster umgewandelte und deshalb unzugänglich gewordene) Villa Mills erreichte, welche auf den höchsten Theilen der Ruinen erbaut ist. Hier blühen Rosen in üppiger Menge; sie umranken die Trümmer, verschlingen sich zu Bögen, prangen in den Hecken und verbreiten sich wildwuchernd zwischen den Blumenbeeten. Von diesem Standpunkte aus genossen die Kaiser den Anblick der Spiele, die unten im Circus maximus gehalten wurden.

Lange weidete ich mich sinnend an der Rundschau, dann stieg ich hinab nach dem alten Forum. Hier konzentrierte sich das öffentliche Leben der Staatsbürger; hier standen die Tempel, deren ungeheure Trümmer wir noch jetzt bewundern; hier ist noch die Tribüne, von der herab jene gewaltigen Reden ertönten, die das Volk zu den kühnsten Thaten hinrissen. Im Geiste sah ich die römischen Krieger mit

ihren Trophäen den Triumphzug nach dem Capitole halten; sah die gefangenen Könige mit Ketten beladen, ein Spott des Pöbels; sah Thusnelden gesenkten Hauptes einherschreiten; der Zug der Priesterinnen entfaltete sich vor meinem inneren Auge; ich hörte das Siegesgeschrei des römischen Volks. Weiter und weiter schweiften meine Gedanken zurück in die Vorzeit, denn hier auf diesem Plage hatten auch Romulus und Remus einst ihren Tempel; noch heute gibt man ein kleines rundes Gebäude ohne Säulen dafür aus, das jetzt zu einer Kirche dient.

Drei noch wohl erhaltene Triumphbögen steigen empor auf diesem merkwürdigsten aller Plätze; der des Septimus Severus dicht unter dem Capitol, der des Titus am Palatin, und endlich der des Constantin nahe am Colosseum. Innerhalb des Titusbogens befinden sich Bruchstücke eines Hautreliefs, das den Triumphzug des Titus nach der Eroberung von Jerusalem darstellt; kein rechtgläubiger Jude geht darunter hinweg.

Das ungeheure, in seinen wichtigsten Theilen durchgehends aus wohlgefügten Quadern, im übrigen aus gebrannten Backsteinen erbaute Colosseum schließt gleichsam das Forum ab und überragt alle übrigen Trümmer: den Venustempel, in den sich gegenwärtig die Kirche der Sta. Francesca Romana hineinschmiegt; den Tempel der Faustina, wo jetzt San Lorenzo in Miranda; die Trümmer der Tempel des Saturn, des Jupiter tonans, der Konfordia usw. Im Colosseum, auf dessen amphitheatralisch sich erhebenden Steinsitzen 80 000 Zuschauer bequem Platz hatten, fanden bekanntlich die Kampfspiele der Gladiatoren statt; der Tod vieler Märtyrer stempelte dieses Amphitheater unter den Päpsten zur geweihten Stätte. Als ich dieselbe zum ersten Male betrat, hielt soeben eine Prozession von Mönchen singend ihren Umgang bei den Heiligenstationen; eine andächtige Volksmenge kniete in der Abendbeleuchtung. — In der Mitte der Arena erhebt sich ein hohes Kreuz, an welchem jeden Freitag ein Kapuzinermönch predigt; gleichzeitig wird links vom Eingange in einem großen Bogen Kinderlehre gehalten; in einem anderen Bogen haust in zierlich ausgeschmückter Halle ein Einsiedler und liest Messe.

Zwischen den imposanten Trümmern all dieser untergegangenen Herrlichkeiten bin ich oft gewandelt; gern versenkte sich mein Geist in



die Betrachtung der glorreichen Vergangenheit. — Und die Gegenwart — ?

Sie wühlt die Bruchstücke des majestätischen Schuttes aus der Erde hervor, freut sich der aufgefundenen Brosamen und klebt ihre elenden Hütten zwischen die erhabenen Ruinen. Eine dürftige Allee von immergrünen Eichen schützt gegen den Sonnenbrand; hier ruhen neben ihren Karren und wiederkäuenden Kindern die von der Arbeit ermüdeten Landleute — ein entnervtes Geschlecht! Rasch eilt der Wanderer vorüber, — kaum daß er einige Marmorstückchen vom Boden aufhebt, welche die moderne Industrie — zu Briefbeschwerern verarbeiten läßt!

Das Thal des Forum öffnet sich gegen Norden zwischen dem Capitolin und dem Quirinal zum ehemaligen Marsfelde. Dort ist das hehre Pantheon — jetzt meistens Sta. Maria della Rotonda, seltener ab Martyres genannt — dessen Anblick immer wieder Bewunderung weckt. Freilich, das Frontispiz, bei der Erbauung mit einem schönen bronzenen Basrelief geziert, ist dessen jetzt beraubt; die Päpste haben es theils zu dem Hochaltar von St. Peter verwendet, theils Kanonen daraus gegossen, und dafür die schöne Form des flachen Kuppeldachs durch ein paar kleine Glockentürmchen ersetzt, die man sehr bezeichnend Eselsöhren genannt hat. Die Rotunde ist nur von oben durch ein offenes Oval erleuchtet; leider hat der hereinströmende Regen dem Mosaikboden merklich Eintrag getan. Rings an der Mauer sind jetzt in Nischen Altäre; unter einem derselben ruhen (neben den sterblichen Resten anderer großer Männer, deren Ruhm das Pantheon verewigt) die Gebeine des Großmeisters unserer Kunst, des herrlichen Raffael; unweit davon diejenigen seiner Braut, einer Nichte des Kardinals Bibiena. Zwei Inschriften auf Raffaels Grabe übersetzte mir der kundige Niebuhr wie folgt:

„Raffael ist es, vor dem die Natur sich doppelt gefürchtet,  
Lebend trübt' Er ihren Sieg, aber ihr Leben im Tod.  
Mit dem Lebenden bangt' um den Sieg die Mutter der Dinge,  
Mit dem Sterbenden glaubt selbst Sie zu sterben dahin.“

Den großartigen Kuppelbau des Pantheons, der ein so wundervoll in sich geschlossenes Ganzes bildet, konnte ich nicht sogleich fassen; gleich der mächtigsten Eiche hat er Jahrhunderten getrogt; die

schwärzlich-graue Farbe, welche ihr hohes Alter diesen Mauern verliehen, läßt sie nur um so ehrwürdiger erscheinen. Die Menschen, welche sich rings umher geschäftig bewegen, ähneln hurtigen Ameisen; ein sich mir immer wieder aufdrängender Vergleich, den ich zuerst an einem Markttage zog. Denn der Platz, auf welchem jenes erhabene Bauwerk steht, dient zum Fleisch-, Geflügel- und Gemüsemarkt; da sah man Gestelle, an denen gerupfte Hühner und Truthähne hingen; zur Seite derselben standen flache Binsenkörbchen, angefüllt mit den einzelnen Theilen der geschlachteten Vögel, mit Hahnenkämmen, Lebern, Mägen usw.; sogar das Blut war aufgefangen und ward feilgeboten, ebenso die Pfoten- und Flügelenden. (Letztere dienen der ärmeren Klasse zur Nahrung.) Auf dem Pflaster aufgestapelt erblickte man allerlei Wild, in Stücken zerlegt, wie Rehe, Wildschweine, oft auch Stachelschweine; daneben lagen Südfrüchte und Gemüse in großen Haufen, besonders Artischocken, zarter Salat, Endivien und ähnliches. Meist waren die Verkaufsbuden mit Lorbeergeränden freundlich geschmückt; zwischen diesen las man oft an hervorragender Stelle ein mit großen Buchstaben geschriebenes Sonett, welches die Huld der Götter pries, denen man diese Gaben verdankte.

Wie das Äußere des Pantheons, so erschien mir das Innere des riesenhaften Vatikans mit seinen unvergleichlichen Kunstschätzen immer aufs neue wie der Zauber eines Feenmärchens. Gleichwie am nächtlichen Firmamente die Sterne unabsehbar, in ungeheurer Menge, und alle verschieden an Glanz und Größe aufgehen, so auch hier. In wundervollster Harmonie und Schönheit zusammengestellt, sieht man in den weiten Sälen eine Perle der Kunst nach der andern. Unbeschreiblich war der Eindruck, als einst Herr von Quandt nächtlicherweise die unübersehbare Galerie der plastischen Bildwerke durch Fackeln beleuchten ließ. Die Statuen schienen Leben zu atmen, so frappant wirkte die düsterrote Blut, der hin und her schwankende Schatten. All das Große, das Erhabene trat doppelt siegreich und majestätisch in die Erscheinung, und manches früher Übersehene entzückte jetzt; so die Gruppe eines Ehepaars, das sich die Hände reicht. Etwas Innigeres kann man kaum sehen; Rauch hat denn auch später diese Idee zum Grabmale des Niebuhr'schen Ehepaars benutzt.

Ein andermal bot sich mir vom Fenster meines Zimmers aus

unverhofft ein Schauspiel dar, welches freilich keineswegs idealer Natur, wie das soeben geschilderte, aber doch auch sehr eigentümlich war. Der schwedische Bildhauer Byström nämlich, dessen großes Atelier sich in der hochgelegenen Villa Malta meiner Wohnung gegenüber befand, erhielt zu einer großen Arbeit einen ungeheuern Marmorblock, den vierundzwanzig schnaufende, keuchende Büffel, gestachelt von den spitzigen Lanzen der schreienden und fluchenden Treiber, mühsam den Berg hinaufschleppten. Diese dämonisch schwarzen, wilden Bestien waren nicht gezähmt, sondern man sagte mir, sie lebten in den pontinischen Sümpfen, würden aber durch List und Gewalt zu Kraftanstrengungen, welchen Ochsen und Pferde nicht gewachsen wären, dienstbar gemacht. Die hämische, zurückgedämmte Wut dieser Büffel, ihre kleinen, tückischen, blutunterlaufenen Augen, ihre schnaubenden Müstern, die kühnen, leidenschaftlichen Bewegungen ihrer Bändiger gaben ein aufregendes Schauspiel, an welchem die ganze Straße den wärmsten Anteil nahm.

Die Lebhaftigkeit der italienischen Bevölkerung ist mir überhaupt lange Zeit merkwürdig geblieben; zur Beobachtung derselben bot sich mir bei den verschiedenen Volksfesten, denen ich im Laufe meines römischen Aufenthaltes bewohnte, wiederholt reichliche Gelegenheit. So sollte ich gleich am heiligen Dreikönigstage des Jahres 1819 eine drollige Sitte der Römer kennen lernen. An diesem Tage wird nämlich, wie bei uns zu Weihnachten, für fleißige Kinder eine Art Bescherung veranstaltet, aber der Schauplatz derselben ist die Küche, und zwar die Stelle unter dem Schornstein. Dort werden die Strümpfe, welche die Mädchen während des Jahres gearbeitet haben, an einer Reihe nebeneinander aufgehängt und mit Zuckerwerk und Spielzeug angefüllt. Der Kinder Fleiß bestimmt also das Maß ihrer Belohnung. In den kleineren Straßen geht unterdessen ein schwarz verummtes Wesen, die Befana genannt, mit einem Besen umher und sucht die bösen Kinder auf, um sie zu strafen. Diese Befana ist das, was bei uns zur Weihnachtszeit der Knecht Ruprecht ist. Die Kinder erschrecken und laufen davon, wenn sie die Befana erblicken; endlich aber zieht sich diese zurück und der volle Jubel der kleinen Schelme braust aus fröhlicher Kinderbrust jauchzend hervor. Beiläufig erzählt, ist der Ausdruck „Befana“ ein arger Spottname geworden, was ich erfahren sollte,

als ich einst mit meiner Reisegefährtin durch Roms Straßen ging. Kaum hatten die Kinder den etwas auffallend mit Federn garnierten Hut der Frau von Loewenich erblickt, so schrien sie jubelnd: „Ecco la Befana!“ wiesen mit Fingern auf uns und verfolgten uns, bis wir unser bergendes Haus erreichten.

Die geistige Ausbildung der römischen Jugend schien mir nach allem, was ich in dieser Hinsicht zu beobachten Gelegenheit hatte, im ganzen auf recht schwachen Füßen zu stehen, wozu das klerikale Regiment wohl den größten Teil beitrugen mochte. So meinte z. B. eines Tages die sonst höchst verständige älteste Tochter meines Hauswirts: die Greife, welche sie auf einem großen Basrelief dargestellt fand, existierten lebend in der Wirklichkeit. Daß der durch Rom fließende Strom sich Tiber nenne, war ihr ganz neu. Und doch war sie das Kind aus einem gebildeten Hause und von Natur reich begabt!

Der Wissenschaft zeigte sich die niedere römische Bevölkerung unzugänglich, auch wenn es ihr Verderben war; dafür lieferte ein Umstand den Beweis, welcher einem mir befreundeten deutschen Arzte begegnete. Dieser kam eines Abends ganz aufgeregt in mein Zimmer. „Was ist Ihnen?“ frage ich ängstlich, und er berichtet: „Ich behandle ein reizendes Kind von acht Jahren, und begreife nicht, warum sein altes Übel stets von neuem schlimmer und schlimmer hervortritt. Endlich entdecke ich, daß es an einer Überfütterung leidet; ich beschwöre nun die Mutter, dem Kinde kein Essen zu verabreichen und verordne strengste Diät. Heute komme ich abermals zu ihr und finde das Kind in den letzten Zügen. „Was ist geschehen?“ rufe ich bestürzt aus. „Gewiß ist wieder gegen mein Verbot gehandelt worden!“ „Ach, mein Gott!“ schluchzt die Mutter, „ich habe ja der Madonna eine Kerze gelobt, so schwer wie mein Kind, wenn sie dieses gesund machen wolle — mußte ich da die Kleine nicht immerwährend füttern, damit sie recht schwer wurde und ich der Madonna eine stattliche Kerze darbringen konnte?“

Aberglauben, Unwissenheit, Verdumpfung und Verdummung sind eben zu Kraß in Italien; welch ein göttliches Land, und auf wie niederer Stufe seine Bewohner! Von dem köstlichen Sprichworte „Bete und arbeite!“ das uns Deutschen aus der Seele geschrieben ist, beherzigen jene nur die erste Hälfte; stundenlang liegen sie vor

Heiligenbildern, am Wege, in den Kirchen auf den Knien. Alle Augenblicke fanden ProzeSSIONen statt; kein Festtag war ohne solche zu denken.

Das erste größere kirchliche Schaugepränge erlebte ich 1818 gleich einige Tage nach meiner Ankunft in Rom am St. Carlo-Tage, dem 4. November. Feierlich zog der Papst in einem ganz vergoldeten Wagen in die Kirche; ein Bischof, der auf einem weißen Zelter ritt, trug ihm ein großes Kreuz voran. Senatoren in Staatskarossen folgten; ihre Bedienten waren in lange, rote, mit gelben Bändern besetzte Mäntel gehüllt; ein ungemein prunkhaft aussehendes Kostüm. Was war das aber im Vergleich zu dem nächsten hohen Feste, Weihnacht des Jahres 1818! Schon tagelang vorher kündigte der heilige Christ sich an durch die Vorbereitungen der Krämer, durch herrlich aufgeputzte Konditorläden mit schönen und eigentümlichen Süßigkeiten. Pinienkerne schienen besonders beliebt und wurden auf mannigfache Weise verzuckert dargeboten; sie waren zarter und schmackhafter als Mandeln. Die kirchliche, sehr solenne Feier begann um Mitternacht vom 24. auf den 25. Dezember mit Glockengeläute von allen Kirchen Roms. In Santa Maria Maggiore findet eine besondere Feierlichkeit statt; eine silberne Wiege wird um 12 Uhr in ProzeSSION herumgetragen, der sich die zahlreich auf dem marmornen Fußboden der Kirche hingelagerten Landleute andächtig anschließen. Morgens folgt dann das große Hochamt, vom Papste selbst im Quirinal abgehalten; gelegentlich desselben werden die seltensten Reliquien gezeigt, so z. B. ein Stück vom Kreuze des Erlösers, die Lanze des Longinus usw. Ich hatte mich sehr früh aufgemacht, was bei dem herrschenden Gedränge unerlässlich war, und wohnte der Feier bei. In vollem, kostbarem Ornat wurde das Oberhaupt der katholischen Kirche unter einem Thronhimmel in die Kapelle getragen; würdevoll stieg der alte Mann die Stufen des Hauptaltars empor und las die Messe, umgeben von der prachtvoll kostümierten hohen Geistlichkeit. Musik und Glockengeläute erhöhten die Feier. Hier zeigte sich der katholische Kultus in würdiger Weise; anders war es in der Kirche Sta. Maria in Ara Coeli auf dem Kapitol (ehemals Tempel des Jupiter), die ich noch besuchte. Ich stieg mit unzähligen Menschen die breite, weiße Marmortreppe hinan; gleich beim Eintritt sah man in der Mitte der Kirche eine Art Theater, zu

welchem drei Stufen führten. Dort war die Krippe; die Madonna, eine lebensgroße Puppe in weißem Gewande mit blauem Mantel, kniete vor dem in der Krippe liegenden Jesuskinde, neben ihr Joseph in der braunen Kutte, das Kind anbetend. Die Köpfe von Ochs und Esel fehlten nicht im Hintergrunde; seitwärts aber war noch eine andere, sehr seltsame Gruppe. Eine lebensgroße weibliche Figur in dunkelroter Seidenrobe und majestätischem Federaufsatz auf dem Kopfe, Perlenschnüre um Hals und Brust, hatte einen Kavaliere in spanischer Tracht zur Seite, der den Federhut in der Hand hielt; links von der Dame sah man eine kleine weibliche Gestalt in blumigem, buntem Stoffgewande. „Was bedeutet das?“ fragte ich erstaunt den Kapuziner, welcher die Wache hielt. „Das ist ja der Kaiser Octavian und die tiburtinische Sibylle“ erhielt ich zur Antwort. „Aber die Kleine neben ihr?“ „Ist ihre Kammerzofe; solche Damen können diese nicht entbehren!“ erwiderte, würdevoll dreinschauend, der Kapuziner zu meinem höchsten Ergötzen.

Wie seltsam war mir die Parallele zwischen diesem theatralischen Pompe und der einfachen Weihnachtsfeier, welche wir deutschen Künstler unter uns begingen! Die römische Flora ist selbst im Winter reich; am Morgen, nachdem wir die Kirchen besucht, pflückten wir daher auf der Zinne des Friedentempels Weihnachtssträucher von den wild dort wuchernden Levkoien, Reseda, Goldlack, Tazetten und Tulipanen, denen wir Efeu, Lorbeer und Myrthe hinzufügten. Abends wurde bei Frau von Schlegel ein echt deutsches Weihnachtsfest arrangiert; mit Hilfe ihrer Söhne, des Malers Eggers, der munteren Elise und der poetischen Auguste Klein gelang eine gar liebliche Feier. Im großen Mittelzimmer bei Frau von Schlegel strahlten in vollem Lichterglanze zwei Lorbeerbäume, welche die deutschen Tannen ersetzen mußten; Drangen vertraten die Stelle unserer Äpfel; unsere frischen Blumenbuketts und römische Zuckersäckelchen verzieren gar anmutig die Bäume; kleine, scherzhaft Gaben in dichterisch-heiterem Gewande verursachten noch besonderes Ergötzen. Wendete sich aber der Blick, so wurde man durch zwei herrliche, in den einander gegenüber belegenen Lüren angebrachte Transparents überrascht. Auf dem einen, von der Hand Philipp Weits, verkündete der Engel den Hirten auf dem Felde die frohe Botschaft; auf dem anderen, von Eggers' Hand, befand sich

eine Geburt Christi, Maria und Joseph, das Kind in der Krippe anbetend, aber ohne den Kaiser Octavian und die tiburtinische Sibylle.

Von anderen kirchlichen Feierlichkeiten, denen ich beizuwohnte, war mir besonders die am Gründonnerstage in einem Saale des Vatikans veranstaltete Fußwaschung und Speisung der zwölf Apostel merkwürdig; diese wurden durch Pilger vorgestellt, welche nach Rom gewallfahrtet waren, um dort die Osterzeit zu verleben. Eine zahllose Menge wohnte, wie allen dergleichen Zeremonien, so auch dieser bei. Auf einer Estrade saßen die zwölf Pilger in langen, weißwollenen Gewändern und ebensolchen Mützen; jeder von ihnen hielt einen Weizenstrauch in der Hand. Die Türen öffneten sich, und der Papst, in langem, weißem, bis auf die Füße herab zugeknöpftem Gewande, dunkelvioletter Sammetkrone und Käppchen von derselben Farbe, trat ein. Ihm folgten zwei Diener; der eine trug weiße Lächer, der andere eine goldene Waschschale mit Wasser darin. Kniend reichten sie ihm beides, nachdem das den historischen Vorgang erzählende Evangelium abgesungen worden; der Papst bückte sich, benetzte die Füße der zwölf Pilger der Reihe nach und trocknete sie dann mit den Lächern ab, welche darauf den Gewaschenen als Geschenk verblieben. Als die Funktion kaum beendet war, strömte schon alles zu dem weit entfernten Saale, wo die Speisung dieser nämlichen Pilger vor sich gehen sollte. Auch hier waren unzählige Menschen versammelt. Eine lange, schmale Tafel war für die zwölf hergerichtet; als sie ihre Sitze eingenommen hatten, erschien der Papst. Kardinäle überreichten ihm kniend die Schüsseln, die er dann auf die Tafel setzte; er legte jedem Pilger vor und schenkte Wein dazu ein.

Bei den verschiedenen kirchlichen Feierlichkeiten im Vatikan hatte ich wiederholt Gelegenheit, den uralten, durch besondere Bestimmung des Tridentiner Konzils auf die Privatkapelle des Papstes beschränkten *Canto fermo* zu hören, diesen weltberühmten Gesang, der in seiner jetzigen Form von Gregor dem Großen, dem Wesen nach aber aus der Zeit der Griechen stammen und bis heute noch keine Veränderung erfahren haben soll. Man muß ihn oft hören, um seine Schönheiten zu erkennen. Ich vernahm in ihm, der aus dem Jahre 599 datiert, gleichsam die Uraufänge der modernen Musik in tiefen, langgehaltenen, sich wiederholenden, klagenden Akkorden, ohne Akkompagnement, ohne

jegliche Verzierung, ja ich möchte sagen, ohne jeglichen Reiz gefälliger Melodie. Düstere, strenge Erhabenheit ist sein Charakter; es ist eine majestätische, nahezu grauenhaft ernste Musik, welche eine mächtig erschütternde Wirkung nie verfehlen kann. Holsbarfen und Harmonikallänge glaubt man zu hören; die Stimmen der Sänger tönen in arpeggierten Akkorden so wundervoll ineinander, daß man wirklich himmlischer Sphärenmusik zu lauschen wähnt.

Ein besonderes kirchliches Gepränge entfaltete sich am Karfreitage in der nicht großen, aber durch Michelangelos Meisterwerke herrlich geschmückten Kapelle Sistine; an diesem Tage sah ich den Papst und seine Kardinäle selbst des heiligen Amtes walten. Der Chor, innerhalb dessen sie fungierten, war durch ein Gitter von dem übrigen Raume getrennt; neben dem Altar stand ein großer Kandelaber mit dreizehn brennenden Kerzen, die zum Zeichen der Trauer von gelber Farbe waren. „O Jerusalem, was hast du getan!“ tönte schwermütig der fromme Gesang; unterdessen nahte der Abend und die Dämmerung nahm zu; nach und nach flossen im Inneren der Kapelle Gestalten und Formen ineinander. Von den dreizehn Lichtern erlosch mit Ausnahme desjenigen, welches den Erlöser selbst bedeutete, eines nach dem andern, wie einer nach dem andern Christus verriet und verließ. Allmählich trat Finsternis und Totenstille ein; dann aber ertönte wunderbar das Miserere von Allegri. Engel schienen ihre Stimmen in langgehaltenen, reinen Diskantttönen erst leise, dann immer lauter zu erheben, den Höchsten ansehend um Erbarmen und Gnade. Endlich verhallte der letzte Ton — das letzte Licht wurde entfernt, und schweigend ging die Menge auseinander.

Ich eilte, so schnell mich meine Füße tragen wollten, nach Sanct Peters Dom, um dort die wundervolle Kreuzbeleuchtung zu sehen. Tausende von Menschen waren versammelt; dennoch bot die majestätische Kirche noch Raum genug, wie in einem Konzertsaal umherzugehen. Von der Decke herab hing ein mächtiges, ganz mit Lampen besetztes Kreuz; der Papst mit allen Kardinälen kniete darunter zum Gebete nieder. Durch die Lichtstrahlen des Kreuzes wird der ungeheure Raum allein erleuchtet; eine Anordnung, welche — da alle Verzierungen der Kirche verschwinden und die hohen, majestätischen Wölbungen riesenhaft hervortreten — einen unbeschreiblich heiligen Eindruck



macht und ganz des hohen Geistes Michelangelos würdig wäre, wenn sie, wie behauptet wird, wirklich von ihm herrührt. Ich konnte mich glücklich preisen, diesen herrlichen Anblick noch genossen zu haben, denn da in den entfernteren und ganz dunkel gebliebenen Räumen der riesenhaften Kirche von den allezeit pietät- und rücksichtslosen Engländern trotz der Anwesenheit des Papstes, welche doch hätte Achtung gebieten sollen, Unziemlichkeiten verübt worden waren, so unterließ man später die Ausführung der schönen Feier ganz — ein leider nicht alleinstehendes Beispiel, daß Rohheit die Poesie verscheuchte.

Mit dem Karfreitage trat plötzlich eine tiefe Stille in ganz Rom ein. Alle Glocken der Stadt verstummten; erst am Ostersonntage erschallten sie Punkt zwölf Uhr wieder von sämtlichen Kirchen und Thürmen. Welch herrliches Gloria! Später ertönte zur Vesper noch ein Gloriagesang in allen Kirchen. Zugleich mit dem Glockengeläut hörte man auch Freudenrufe und Jauchzen auf den Straßen, ja, wer eines Gewehrs hatte habhaft werden können, unterließ nicht, zu schießen. Dies Geknall bildete einen seltsamen Kontrast zu der früheren Ruhe.

Am ersten Ostersonntage, den ich in Rom verlebte, holte mich in der Frühe Prinz Friedrich von Gotha zu einer Spazierfahrt ab, welche am Eingange des Petersplatzes neben den Kolonnaden endete; dort konnten wir die Benediktion, welche der Papst erteilte, bequem mit ansehen. Unter dem Donner der Kanonen der Engelsburg, unter dem Glockengeläute der dreihundert Kirchen Roms erschien der Papst mit der dreifachen Krone im festlichsten Schmucke auf dem Balkon der Peterskirche; er wurde auf einem Sessel getragen und war von zahlreicher Dienerschaft begleitet, welche große Fächer von weißen Pfauenfedern ihm zur Seite hielten; ein Geschenk der Stadt Ravenna. Angesichts der Menge erhob sich der heilige Vater und gab den zahllos auf dem Petersplatz Versammelten, welche auf die Knie stürzten, seinen Segen. Man rechnete, daß außer den Einwohnern Roms und den Landleuten, die herbeigeströmt waren, dreißigtausend Fremde in der heiligen Stadt versammelt seien. Auf dem großen Plage vor der Peterskirche stand Kopf an Kopf; namentlich fielen die Pifferari in die Augen: Hirten aus den Abruzzern oder der Campagna, welche in der Osterzeit zahlreich nach Rom kommen und dort vor den

Madonnenbildern in den Straßen mit Dudelsack und Pfeife in einfachen Melodien ihre Andacht verrichten. Ablaßzettel flogen auf die Menschenmenge herunter und wurden eifrig aufgefangen. Da unser Wagen mit allen übrigen in der Entfernung halten mußte (auf dem Petersplatze standen sicherlich sämtliche Kutschen von Rom, und doch war noch Raum für ebenso viele), so konnte ich leider den Papst nicht genau sehen; dennoch machte es auch auf mich einen tiefen Eindruck, als so viele Tausende mit einem Schlage andächtig auf die Knie stürzten, um den Segen des „Statthalters Christi“ zu empfangen, der ihn am Ostersonntage der ganzen Christenheit spendet.

Am Abend verschaffte mir Monsignore Renazzi, der Beichtvater des Prinzen Friedrich, in einem an der Engelsbrücke, St. Peter gegenüberliegenden, drei Stock hohen Hause einen bequemen Platz, um die Kuppelbeleuchtung von St. Peter und später die Girandola auf der Engelsburg mit anzusehen; eine besondere Vergünstigung, denn nur sehr wenige Gebäude liegen so, daß man von ihnen aus den Anblick beider Herrlichkeiten gleichzeitig genießen kann. Mit Sonnenuntergang begann die Beleuchtung von St. Peter; zuerst durch Fackellicht, auch auf dem Kreuze ganz oben. Dann wurden die Galerien, dann unter diesen die Fenster der Kuppel, den Rand des Daches entlang, überall durch flammendes Fackellicht erhellt. Um ein Uhr in der Nacht erlosch dies plötzlich, und wie mit Zauberschlage trat an seine Stelle die Lampenbeleuchtung. Der ganze herrliche Bau schien wie aus Lichtperlen auf dunkeln Grund gezeichnet. Die Lampen folgten den architektonischen Linien der Pfeiler, Friesen, Fenster, Galerien, Rippen der Kuppel; ein Feenpalast, mit dem Strahlenkreuze geschmückt, schien in der Luft zu schweben. Sogar der obere Rand der Kolonnaden — auf welchem Bildsäulen stehen, die durch die hin und her hüpfenden Lichtreflere Leben zu atmen schienen — war von Lampen umsäumt. Zwei Stunden später wurde das Feuerwerk auf der Engelsburg angezündet, deren Lokalität, ein rundes, mehr breites als hohes Gebäude, sich besonders dazu eignete. Das großartige Schauspiel begann mit zahllosen Raketen, die im Steigen einen fächerartigen Pfauenschweif bildeten. Bald schienen feurige Wasserfälle über die runden Mauern der Burg hinabzustürzen, bald hatte es den Anschein, als sei sie von glühenden Festons und Blumensträußen umzogen; die wunderbarsten Flammengebilde

wechselten miteinander ab, und der Schluß war, wie der Anfang, eine großartige Girandola, aus welcher beim Erlöschen ein kolossaler Erzengel Michael in roter Glut sichtbar wurde. Die Pracht dieses Feuerwerks wurde noch dadurch erhöht, daß es sich in dem hart vorüberfließenden Tiberströme widerspiegelte.

Wenige Monde später, im Juni, genoß ich abermals durch die Güte des Prinzen von Gotha eine seltene Vergünstigung. Er lud mich nämlich ein, mit ihm nach St. Peter zu fahren, um der majestätischen Feier des Corpus dominici beizuwohnen. Wir stiegen bei den Kolonnaden aus und nahmen zwischen denselben einen erhöhten Platz ein, von welchem aus man die vorbeiziehende Prozession vortrefflich sehen konnte. Der Fußboden zwischen den Kolonnaden war mit Blumen bestreut, zwischen den Säulen hingen Laubgewinde. Unter dem Glockengeläute von allen Kirchen Roms und dem Kanonendonner von St. Angelo begann der Zug. Die Geistlichkeit der fünf Basiliken Roms eröffnete ihn; vor jeder Abtheilung derselben wurde statt der Fahne eine Art von Schirm getragen, der aus breiten Streifen von Goldbrokat und dunkelrotem Sammet zusammengesetzt war. Diese Stoffe waren der jährliche Tribut der Juden für die Erlaubnis, in Rom wohnen zu dürfen, und dafür war ihnen das Ghetto eingeräumt: ein Gewirr schmutziger Straßen mit himmelhohen Häusern, welches allabendlich geschlossen wurde. — Den Anfang der Prozession machte der Lateran, als der Mutterkirche Roms; dann folgten die zahllosen Mönchsorden mit ihren gemalten oder gestickten Orisflammen, die Klosterbrüder hielten brennende Kerzen in den Händen und sangen Psalmen. Ihnen wiederum folgte der griechische Patriarch mit seinen Geistlichen; er trug eine Krone wie die der alten Kaiser und ein langes, bis zu den Füßen herabwallendes, vorn offenes Stoffgewand, in dessen breite Ränder Figuren von Heiligen in bunter Seide eingestickt waren. Ihm schlossen sich die Kardinäle an; sie hatten weiße, zugespitzte Bischofsmützen auf den Häuptern und trugen ganz goldstoffene Meßgewänder über weißen Unterkleidern mit breiten Spitzen. Den Kardinälen reichte sich die Dienerschaft des Papstes an, in karmoisinroten Sammet und ebensolche Seide gekleidet; auf rotamtenen Kissen mit Goldquasten wurden die dreifache Krone des Papstes und die goldenen Schlüssel Petri getragen. Endlich erschien, ehrwürdig anzuschauen, der Papst

selbst, auf erhöhtem, mit Teppichen behangenem Gerüst kniend, von seinen Offizianten getragen, während er mit beiden Armen die Monstranz umfaßte, welche die heilige Hostie barg. Sein Kopf war nur mit einem kleinen, weißen Käppchen bedeckt; die ganze Gestalt umgab ein weites, weißes Stoffgewand, das selbst die Hände verhüllte. Ein reicher Baldachin wurde über ihn gehalten. Den Beschluß machten die Leibwachen zu Fuß und die Schweizer in mittelalterlicher Tracht mit Helm und Hellebarden; Pagen, gekleidet wie die Schweizer, nur mit Barett statt der Helme versehen, gingen dem Baldachin zur Seite. Das Ganze bot ein pomphaftes Bild; hauptsächlich imponierte der griechische Patriarch mit seinem langen, weißen Barte. Die Harmonie des Festes wurde nur durch einen einzigen Mißton gestört, nämlich durch das zerlumpte Äußere der Landleute, welche den Platz füllten und einen grellen Kontrast zu all dem Glanze bildeten, in welchem der Klerus auftrat. Später mußte ich erfahren, daß unsere gepuhten Bauern ärmer sind, als diese dürrig, aber malerisch aussehenden Italiener, die unter dem herrlichen Klima nicht zu säen und nicht zu ernten brauchen, der liebe Herrgott ernährt sie doch.

Ich habe erzählt, wie ich den Papst bei hohen Feierlichkeiten sah. Oftmals begegnete ich ihm aber auch, wenn er seine tägliche Spazierfahrt machte, wobei ihn eine reitende Leibwache begleitete. Wenn Pius VII. sich zeigte, stürzte alles auf die Knie, um seinen Segen zu empfangen, den er während des Fahrens aus den Wagenfenstern, so wie beim Auf- und Niederschreiten an schattigen Stellen, wo er halten ließ, jedermann erteilte. Er trug meistens ein bis zu den Füßen zugeknöpftes Hauskleid von weißem Kaschmir, mit einer Pelertine von dunkelrot-violettem Sammet. Sein Haupt bedeckte ein Käppchen von gleichem Stoff und gleicher Farbe; die noch dunkeln, weichen, sanft gelockten Haare quollen darunter hervor. Seine Gestalt war klein, das Gesicht sehr mager und blaß, mit ungemein sanften, braunen Augen, in denen ein wahrhaft frommer Ausdruck lag — der Spiegel seines Inneren. Einen Beweis seiner milden Gesinnung gab er einst bei solchem Spaziergange einem deutschen Künstler, einem trügigen Gefellen, der, während alle Anwesenden die Knie vor dem Kirchenoberhaupte beugten, den Hut auf dem Kopfe, herausfordernd stehen blieb. Papst Pius ging freundlich auf ihn zu und sagte: „Der Segen eines

alten Mannes kann niemand etwas schaden, ich gebe ihn dir!“ Der junge Mensch stürzte wie vom Donner gerührt auf die Knie.

Einmal — und zwar am 10. Januar 1819 — führte mich auch eine nicht gerade religiös zu nennende Angelegenheit in ein Gotteshaus, nämlich in die Kirche Santa Maria Maggiore, wo die sterblichen Überreste der dahingeshiedenen Königin Christine von Spanien ausgestellt waren. Schwarzer, mit silbernen Lilien bestickter Samt bekleidete Säulen und Wände der Kirche. Angetan mit dem königlichen Prunke, im Silberstoffkleid, mit Hermelinmantel und Krone, ruhte die tote Majestät auf einem schräg abfallenden Katafalk, der ebenfalls eine schwarzsamtene Draperie hatte. Die Quasten an den Zipfeln derselben wurden von vier Prinzen von Geblüt gehalten. Die von Statur kleine Königin nahm sich in der kolossalen Kirche wie eine Puppe aus. Am Morgen des genannten Tages war die Schausstellung zu Ende; um Mittag wurde die Leiche nach der Peterskirche übergeführt, in deren Krypta sie ruhen sollte. Mit dem Schläge zwölf setzte sich der feierliche Leichenzug, dem zur Aufrechterhaltung der Ordnung ein Trupp Bewaffneter voranritt, unter fortwährendem Glockengeläute in Bewegung; eine Trauermusik erschallte, zahllose geistliche Orden, die Brüder Fahnen und brennende Kerzen in der Hand, führten ihn an. Der Träger des Kreuzes, in weißem Gewande mit roter Stola und rundem, von beiden Seiten aufgekremptem Hute, ritt auf einem weißen Maultier. Dieses wurde geführt von zwei päpstlichen Dienern, die in kurze Überwürfe von karmoisinfarbenem Damast gekleidet waren. Dann folgte die reich behangene Bahre mit der noch immer auf dem Paradebette prangenden königlichen Leiche. Unmittelbar dahinter ritten Fürstlichkeiten und Kardinäle (diese zu Mausefel) im größten Pomp; dann sah man auf einem Wagen den leeren Sarg, welcher in der Peterskirche die sterbliche Hülle der Königin aufnehmen sollte. Er war mit einer goldstoffenen Decke behangen; ein reich verzierter Thronhimmel erhob sich darüber. Eine zahllose Wagenreihe mit dem Hofstaat und der Dienerschaft der Königin schloß sich an; in jedem Wagen saß immer nur eine Person; die letzten Kutschen waren leer. Als ich den Zug langsam sich hatte entfalten und die Kirche verlassen sehen, ging ich nach Hause, aß gemütlich zu Mittag und pflegte der in Rom doppelt notwendigen Siesta. So war fast drei Uhr herangekommen;

das fortdauernde Glockengeläute bezeugte indessen, daß der Zug noch immer in Bewegung sei. Ich eilte deshalb, ihm nochmals zu begegnen, und war so glücklich, nahe bei Sanct Peters Dom auf einem Karren einen erhöhten Platz zu erobern, wo ich das prunkhafte Bild nochmals an mir vorbeiziehen sah. Gegen fünf Uhr verkündete der Donner der Kanonen von der Festung St. Angelo, daß der Zug in der Peterskirche angekommen war. Hier geruhte die Majestät zu bleiben, und der bis jetzt in sämtlichen Funktionen mit aller Strenge fortdauernde Hofdienst wurde damit aufgehoben. Jeden Morgen hatten nämlich Arzt, Friseur, Hofdamen, Kammerfrauen, Haushofmeister und Stallmeister sich nach den Befehlen Ihrer Majestät erkundigen müssen, wie wenn die Königin gelebt hätte. Die Antwort war jedesmal gewesen: „Ihre Majestät ruhen.“ Die Küche war wie gewöhnlich bestellt worden, die Pferde standen angeschirrt. Der kurz vor dem Tode der Königin in deren Dienst getretene Friseur hatte nur dreimal die Ehre gehabt, die hohe Frau zu frisieren; dennoch erhielt er, wie alle übrigen Hofdiener, eine königliche Pension.

Hatte solchergestalt eine tote Majestät mich und meine Kunstgenossen, ja die ganze Stadt in Bewegung gesetzt, so sollte alsbald eine lebendige das gleiche tun: man erwartete nämlich den Kaiser Franz I. von Oesterreich zum Besuche in Rom. Als dies bekannt wurde, gerieten alle deutschen Künstler in Atem; sie wollten eine Ausstellung für den Monarchen veranstalten. Frohe Erwartung regte sich in der Künstlerbrust: ein deutscher Kaiser wird deutsche Kunst in Rom zu würdigen wissen, so hoffte man. — Wie bitter sollte man sich getäuscht haben!

Am 3. April 1819 traf der Kaiser ein; die Ausstellung der deutschen Bilder im Palazzo Caffarelli wurde am Tage seiner Ankunft für das Publikum eröffnet. Die Kartons zu den Freskobildern der Casa Bartholdina und der Villa Massimi bildeten die Hauptzierde derselben. Mein bescheidener Beitrag bestand in dem Porträt meiner Freundin Fanny Caspers, welches an passender Stelle eine gute Unterkunft gefunden hatte.

Am Tage, nachdem der Kaiser angekommen war, wurde ihm zu Ehren im Vatikan eine Kantate aufgeführt. Eine Freundin und ich, wir hatten durch Niebuhr eine Einladung zu dieser Festlichkeit erhalten. Da wir

uns etwas verspätet hatten, so kamen wir atemlos an; die hohen Flügeltüren öffneten sich, und wir erblickten zu unserer Bestürzung in einem zauberhaft beleuchteten Saale eine glänzende Versammlung reich geschmückter Damen und dekorieter Herren. Unsere Verlegenheit steigerte sich noch, als der Portier beim Eintreten ganz laut in den Saal hineinrief: „Signora Luigia Seidler, pittricetedesca!“ Wie Donner hallte dies Wort an meine Ohren. Die arme, schüchterne Malerin im schwarzen Kleidchen trat erschrocken mit niedergeschlagenen Augen zur Seite, ohne sich weiter vorzuwagen; sie ließ die Aufführung gern im Stich, als der Eintritt des Kaisers mit Gefolge das Hinausschlüpfen unbemerkt möglich machte.

Der Kaiser hatte die Musik im Vatikan „kunsfsinnig“ gebilligt — wir hofften alles von seinem Besuche unserer Ausstellung. Mühe und Sorgfalt hatten wirklich etwas Bedeutendes zustande gebracht, und mit Stolz blickten wir auf die großartigen Schöpfungen deutscher Kunst. Sämtliche Gemälde erschienen durch Gegensatz und Beleuchtung gleichsam in ihrer wahren Gestalt; vor allem ragte die „Religion“ von Philipp Veit hervor, eine edle hohe Gestalt, für eine Lünette im Vatikan bestimmt. Das Kolorit, der Charakter, der erhabene Ausdruck ließen nichts zu wünschen übrig; die Kartons zur Casa Bartholdina und teilweise zur Villa Massimo gewannen bei näherer Beschauung immer mehr; ebenso befriedigte Wilhelm Schadows Porträt von Thorwaldsen, von sich selbst und seinem Bruder, dem Bildhauer Rudolph Schadow, welcher letztere seinerseits eine Spinnerin und ein Mädchen, das seine Sandalen bindet, in Marmor ausgestellt hatte. Wach produzierte u. a. eine treffliche Kopie der Vision des Ezechiel nach Raffael; Bernbard, Rehberg und Kösel tüchtige Zeichnungen, Catel einige seiner vorzüglichsten Landschaften usw. Im ganzen enthielt der Katalog 178 Nummern und die Namen von 48 Malern, einer Malerin (welche ich selber war), von sieben Bildhauern, vier Kupferdruckern und zwei Erzgießern. Somit konnten wir uns sagen, daß das Ganze würdig und stattlich erscheine, und wohl durfte uns das Herz in freudiger Erwartung höher schlagen. Aber — der Kaiser besah „holter“ nur einmal flüchtig diese Ausstellung, und es erfolgte kein Zeichen irgendwelcher Teilnahme, wogegen später italienische Künstler gewinnbringende Bestellungen und Franzosen Orden erhielten.

Der gute Kaiser hatte freilich so wenig Sinn für wahre Kunst, daß er gelegentlich eines Besuchs bei Thorwaldsen diesem auf die Achsel klopfte und ausrief: „Brav! Brav! Schaun's — man sieht holder, daß Sie ein fleißiger Schüler von dem Canova sind!“ Tags darauf kam auch ein alter General aus des Kaisers Gefolge zu Thorwaldsen, fragte, ob dieser bei Canova „gelernt“ habe und versprach ihm dann sehr huldreich seine Protektion.

Noch einige andere Anekdoten förderte Kaiser Franz zutage; so z. B. hatte er von den in Italien so oft vorkommenden Weinrebenfestons an den Landstraßen den Glauben gehegt, dieselben seien expresse für ihn angefertigt, und eine große Freude über diese ihm erzeigte „Huldigung“ ausgedrückt. Auf dem Petersplatz erregten die dreißig Fuß hoch springenden Fontänen seine besondere Aufmerksamkeit. Nachdem er sich eine Weile in ihre Betrachtung vertieft, rief er seiner Begleitung zu: „Schön! schön! i hob nun g'mug g'schaut; lassen's die Wasser alleweil' nur wieder ab!“ Er ahnte nicht, welche Fluten Roms antike Wasserleitungen spenden und hielt auch diese riesigen Fontänen für improvisiert.

So verging der Frühling und ein Teil des Sommers vom Jahre 1819 — bald war ich acht Monde in der ewigen Roma. Da beschloß ich, eine Tour nach Neapel zu unternehmen, wohin Frau von Loewenich mir schon vorangegangen war; sie hatte mir Wunderdinge von der herrlichen Stadt geschrieben und meine Sehnsucht nach derselben geweckt. In Begleitung einiger Freunde (unter denen der Schweizer Landschaftsmaler Salathé und der treue Schinz) machte ich mich denn im Juli auf den Weg — „Neapel sehen und nicht sterben!“ war die Losung.

Wir hatten einen schriftlichen Afford mit einem Betturin gemacht, der uns in drei und einem halben Tage nach Neapel zu bringen, sowie unterwegs für Nachtlager und Kost zu sorgen sich anheischig machte; die Person zahlte dafür zehn Scudi. Morgens drei Uhr rasselte der kolossale, schwer gepackte und mit vier schellenbehangenen Maultieren bespannte Wagen an meiner Haustüre vor, aber erst gegen acht Uhr fuhren wir zum Lore hinaus; so lange ließen die übrigen Passagiere, besonders diejenigen, welche den Boß einnahmen, auf sich warten. Welche Geduldsprüfung für die Reisenden! Unerträglich im Vergleich zu der unaufhaltsamen Pünktlichkeit der Eisenbahnen.





28. Würfel, Landschaft mit römischen Banditen

Im Schneeschritt gelangten wir mittags zwölf Uhr nach Albano — eine Strecke, die man mit guten Pferden in zwei Stunden zurücklegen kann. In der Post, die zugleich Gasthof war, ward nun gemächlich ausgeruht und Mittag gemacht; endlich ging es langsam weiter nach Genzano und von da an bewaldeten Bergketten vorüber nach Bellettri, einer auf einem kleinen Hügel malerisch gelegenen Stadt, wo das erste Nachtquartier gemacht werden sollte. Wer beschreibt aber unser Entsetzen, als bei einbrechender Dämmerung unser Betturino plötzlich ein Zetergeschrei: „Ladri! Ladri!“ ausstieß. Zugleich stürzten die Pferde wie rasend vorwärts. „Was gib't's?“ riefen wir alle voll Entsetzen wie aus einem Munde, und das Haar sträubte sich uns empor. „Nichts! Gar nichts!“ versetzte der Kutscher ruhig; „ich habe meine Pferde abgerichtet, daß sie auf diesen Ruf tüchtig zu laufen beginnen, und da sie anfangen, matt zu werden, wollte ich sie stacheln, damit wir Bellettri bald erreichen.“

Wir wußten nicht, sollten wir lachen oder schelten. Ich glaube, wir taten beides, jedenfalls aber waren wir froh, nicht wirklich von Räubern bedroht gewesen zu sein.

Übrigens lebte die Furcht vor Spighuben nicht bloß in unserer Einbildung; die Unsicherheit der Umgegend Roms war zu jener Zeit in der That sehr groß. Hatte doch soeben erst unser Reisegefährte, der brave Maler Salathé, wirklich die unliebsame Bekanntschaft mit Räubern gemacht! Freilich war sein romantisches Abenteuer noch gut abgelaufen, aber beängstigend genug war der Gedanke an dasselbe doch. Eigentlich war es auf den Baron Rumohr abgesehen gewesen, der schon mehrere Jahre hintereinander während der heißen Jahreszeit einen Sommeraufenthalt in der Umgegend von Albano gewählt hatte. Dies Städtchen liegt etwa dreizehn Stunden von Rom malerisch auf einem der höchsten Gipfel des Sabinergebirges; die Straßen laufen eng und steil übereinander, nur der Markt bildet einen freien Platz, auf dem die Kirche steht. Die Stadt wird beherrscht von einem alten, zerfallenen Kastell; unweit von diesem lag völlig einsam das kleine Kasino, welches Baron Rumohr bewohnte. Es gehörte armen Landeuten und war dürftig eingerichtet, aber die prachtvolle Aussicht entschädigte für den Mangel an Komfort. Oft lebten hier Landschaftsmaler bei dem Baron, um die Gegend zu skizzieren; das Gerücht, dieselbe

sei durch Räuber sehr unsicher, focht die leichtblütigen Künstler um so weniger an, als sich längere Zeit keine Spur des Gesindels gezeigt hatte. Auf einmal jedoch lockten die Gerüchte von dem Reichtum des Barons dasselbe herbei. Eines Tages erschienen während eines starken Gewitters drei verwegene Gefellen vor Herrn von Rumohrs Haustür; einer hielt Wache, zwei sprangen die Treppe hinauf und fragten dreist nach dem Baron, der ihnen in leichter, lässiger Sommerkleidung zufällig entgegentrat. Er durchschaute sofort den Sachverhalt, antwortete aber kaltblütig mit ruhiger Gelassenheit: „Ich weiß nicht, wo Herr von Rumohr ist, ich werde ihn rufen.“ Die Räuber hielten ihn für einen Diener, und dies gab ihm Frist, zu entfliehen. Unterdessen war der Maler Salathé jenem Wächter in die Hände gefallen und von ihm gepackt worden, da er ihn trotz der gegenteiligen Beteuerungen des Sohnes des Wirtes von Olevano, namens Baldi, der aus unzeitiger Neugier dem Vorgange zusah, für den Baron hielt. Nun durchsuchten die Spitzbuben das ganze Haus; als sie den Baron nicht fanden, erkannten sie ihren Irrtum, gerieten in grenzenlose Wut und schleppten statt des Herrn von Rumohr den Wirtsohn, der auf diese Weise seinen Vorwitz höchst unliebsam büßen mußte, und den Maler gebunden fort, mit der Drohung, sie beide zu töten, wenn nicht das Lösegeld, 2000 Stubi für jeden von ihnen, herbeigeschafft würde. Kaltblütig sagte ihnen Salathé, alle seine Freunde und Verwandte seien gleich ihm selbst zu arm, um nur das geringste zu zahlen. Der Wirtsohn dagegen schrie wie ein kleines Kind. So gelangten sie, bergauf, bergab, bis zu einer Höhle, wo noch andere Räuber hausten, welche gerade allerlei Beute durchsuchten, bei welcher sich auch ein Medaillon mit einem Damenporträt befand. Salathé blieb ganz ruhig; die fremdartige Gruppe fesselte sein Künstlerauge so, daß er gelassen das Skizzenbuch aus seiner Tasche zog und die Räuber zu zeichnen begann. Dieser Gleichmut imponierte ihnen dergestalt, daß sie ihm ein über das andere Mal ein enthusiastisches „Bravo! Bravo!“ zuriefen, Kunststücke mit ihren Messern, an denen noch Blutspuren klebten, ausführten — sie warfen die Messer z. B. so in die Höhe, daß dieselben beim Herabfallen ein Stückchen Papier aufspießten — und sich überhaupt sehr artig gegen Salathé betrugten, dem sie fortan die besten Bissen und den ersten Trunk gaben. Dafür mußte er ihnen

aus Gebetbüchern, welche von den Einwohnern Olevanos requiriert wurden, vorbeten, wobei die Räuber voll Erbauung, ja, Zerknirschung in sich gekehrt und zum Theil weinend, zuhörten. Die angefertigten Skizzen, über welche sie sehr erfreut schienen, steckten sie sorgfältig zu sich, indem sie Salathé sogar einluden, ganz bei ihnen zu bleiben; er solle ein bequemes Leben haben. Den schreienden und wimmernden Baldi dagegen behandelten sie auf das verächtlichste, drohten ihm und zückten wie zum Spott die Messer auf seine Brust. Ein junger Schäfer, welcher Lebensmittel brachte, wurde von dem Hauptmann der Bande, namens Nicola, nach Olevano in das Kasino geschickt, um zu erklären, daß, wenn nicht binnen drei Tagen für jeden der Gefangenen 2000 Skudi unter einem bestimmten Steine lägen, dieselben ihr Leben verlieren würden. Bei dieser Nachricht geriet der arme Vater des gefangenen Baldi außer sich; er begab sich zum Baron von Rumohr, stürzte ihm zu Füßen und beschwor ihn, seinen Sohn zu retten, da er selber unmöglich die Summe aufbringen könne und der Baron ja gleichsam der Urheber des Unglücks sei. Wirklich schaffte Herr von Rumohr großmütig fast die ganze geforderte Summe herbei; für den Rest nahmen die Räuber silberne Löffel und Uhren, welche ihnen die Familie des Gefangenen anbot. Als das Geld für Baldi erlegt worden war, gaben die Räuber diesem auf die verächtlichste Weise mit Fußtritten die Freiheit; den Maler Salathé dagegen hatten sie bereits ohne Lösegeld losgelassen, ihn ob seines mutigen Benehmens ihrer Freundschaft versichert, ihm Gottes Segen gewünscht und die Hoffnung ausgedrückt, ihm bald auf der Landstraße nach Neapel zu begegnen. Ja, sie küßten ihn beim Abschiede, sagten, er solle in Frieden ziehen und gaben ihm noch einen Skudo Reisegeld mit.

Diese damals noch ganz frische Begebenheit kam uns allen bei dem plötzlichen Geschrei unseres Kutschers lebhaft in den Sinn, was zur Hebung der Stimmung begreiflicherweise nicht beitrug. Ich leugne nicht, daß ich mich oft scheu auf der Landstraße umsah, ob sich nicht trotz eines sehr strengen Edikts, welches der Papst infolge des durch Salathés Abenteuer verursachten, gewaltigen Aufsehens unlängst erlassen hatte, doch wieder Räuber zeigten. Gottlob war indessen meine Furcht vergebens; wir erreichten, auf der ehemaligen via Appia quer durch die berühmten pontinischen Sümpfe ziehend, deren Gifthauch

unter dem schönsten Blumentepich hervorquoll, und die durch zahlreiche Herden wilder Büffel belebt wurden, über Terracina und Capua das ersehnte Neapel ohne den geringsten Unfall.

So müde ich auch bei meiner Ankunft war: kaum wenige Minuten Rast gönnte ich mir in dem kleinen Gasthose, wo wir Herberge genommen hatten; es trieb mich, sogleich eine Wanderung durch die Stadt anzutreten. Schinz, Salathé und einige andere Reisegefährten schlossen sich mir an.

Bald erreichten wir Santa Lucia, eine breite Straße hart am Meere, wo alle Erzeugnisse der See, *frutti del mare* genannt, feilgeboten wurden. Da sah man nächst den gewöhnlichen Seefischen und den auch bei uns bekannten Krebsen bunte, Schlangen ähnliche Male, Seesterne mit beinahe fußlangen Armen, Seepferdchen, Kanaliten (lange, schmale, wie Messerscheiben geformte Muscheln, aus deren oberem Ende das Schaltier bisweilen in der Gestalt einer orangefarbenen kleinen Zunge hervorguckt, um dann sogleich gierig von den Fischern abgebissen zu werden), Seekastanien, welche ihren Namen mit Recht führen, denn ihre Schale, braun und stachlicht, birgt ein dunkelgelbliches Tier. Es ist eine ganz neue Welt der merkwürdigsten Geschöpfe, die sich hier aufthut.

Am Hafen erregte vor allem der Wald von Masten der hier ankommenden Schiffe meine Bewunderung; ungemein imposant erschien mir ein riesiges Linienschiff, welches die anderen Fahrzeuge gleich Basallen umgaben. Dampfböte gab es damals noch nicht; ein Linienschiff, wie das, welches ich sah, galt als Triumph der Schiffsbaukunst.

Unter der auf den Hafendämmen sich drängenden und treibenden Menschenmenge fehlte auch der Improvisatore nicht, der, aus Lasso rezitierend, viele Zuhörer um sich versammelte. Vor allem aber fesselte mich das lebendige und bunte Treiben der Matrosen; sie vollbrachten ihre Arbeiten unter beständigem Jauchzen, Schreien und Lärmen. Besonders wohl gefiel mir das Aus- und Einladen ungeheurer Massen von Orangen, Melonen, Feigen, Apfelsinen und ähnlicher Früchte; Leben und Bewegung entfaltete sich bei dieser Lätigkeit der munteren Leute. Mit Vergnügen verweilte ferner das Auge auf den muskulösen, aber doch feinen Gestalten der Lazzaroni, welche hier Rege auswarfen, dort zappelnde Fische ans Land zogen, an einer



29. Bleichen, Meeresstrand bei Neapel

andern Stelle Rähne ausbesserten oder Netze flickten — überall von Frau und Kind begleitet, welche der Arbeit des Mannes meistens müßig zuschauten. Nach und nach hüllte Dunkelheit das ganze zaubervolle Bild ein; nur einzelne kleine Feuer — auf den Schiffen und am Strande von Fischern entzündet, welche daran Mais zur Abendmahlzeit rösten wollten — warfen zitternde Streiflichter; bis der Mond aufging und eine anfangs schmale, dann immer breiter werdende flimmernde Lichtstraße auf den Wellen zog. Im Hintergrunde aber krönte der Vesuv durch seine prächtige Feuersäule das Ganze zum wunderbarsten Nachtstück. Fast geblendet von all den Eindrücken, die sich meinem Auge dargeboten hatten, kehrte ich heim zu meiner Herberge, die Brust geschwellt von einem Gefühl des Unendlichen, das ich am Meere empfand, so oft ich es sah.

Am nächsten Morgen machte ich Frau von Loewenich, die bei ihrem in Neapel ansässigen Bruder wohnte, einen Besuch. Ich traf sie nicht zu Hause, allein Herr Hestermann (so hieß der Bruder) empfing mich mit ausgesuchter Grandezza, seine kleine hübsche Frau, eine Neapolitanerin, mit Herzlichkeit. Hestermann war ein eigentümlicher Kauz; um reich zu werden, hatte er bereits die tollsten Spekulationen unternommen, die aber fast alle gescheitert waren. Unter anderem hatte er die nahe Felseninsel Nisita, auf welcher nur ein Hospital für ansteckende Kranke erbaut war, an sich gebracht, in der Absicht, dieselbe mit Pflanzen und Tieren fremder Zonen zu beleben und eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges daraus zu schaffen. Aber die Tiere starben und die Pflanzen gingen aus; von der ganzen Herrlichkeit blieb nichts übrig, als die Karten und Pläne der Insel (welche fast den einzigen Wand Schmuck des Hestermannschen Salons bildeten), und — der stolze Titel eines „Prinzen von Nisita“, den sich der Spekulant aus eigener Machtvollkommenheit beigelegt. Noch immer gebärdete er sich wie ein Theaterkönig, sprach pathetisch und ging gravitatisch. Ubrigens war er eine ehrliche Haut; trotz seiner Bizarrerie lernte ich ihn schätzen, da er mir, wo er nur konnte, gefällig und nützlich war.

Am Nachmittage suchte und fand ich eine meinen Bedürfnissen genügende Wohnung in einem großen reinlichen Hause bei angenehmen Leuten; mein Schlafzimmer bot die entzückendste Aussicht auf den Golf. Schinz fand in dem nämlichen Hause Unterkunft, was mir von

höchstem Werte war, denn in dem volkreichen Neapel ist es nicht Sitte, und auch nicht wohl thunlich, daß Damen ohne männliche Begleitung ausgehen. — Als ich nun in meiner Herberge die Rechnung gefordert und die nicht kleine Summe derselben berichtigt hatte, stolzierte die Wirtin mit einem dicken Buche herein und bat mich, einen Abschiedsgruß für sie hineinzuschreiben, was ihre Gäste stets getan; ich würde sogleich sehen, wie zufrieden jedermann bei ihr gewesen sei. Ich lachte laut auf, als ich den Inhalt des Buches musterte, denn Verwünschungen, Klagen über schlechte Bedienung, ungenießbares Essen und teure Preise waren da in großer Zahl und in den verschiedensten Sprachen zu lesen; die Wirtin, welche nicht lesen konnte, hatte jedoch diese Zornesausbrüche für ebenso viele Lobeserhebungen gehalten.

Tags darauf begab ich mich, ausgerüstet mit einer Empfehlung, welche die gütige Frau von Humboldt mir geschickt hatte, zu dem Gesandten Preußens am neapolitanischen Hofe, dem Baron Ramdohr, dessen Palais unweit der Grotte des Pausilipp gelegen war. Ich fand einen gemüthlichen, wohlwollenden Herrn, der die Kunst so liebte, daß er — wenn auch nur sehr oberflächlich — selbst darüber schrieb; er malte auch bisweilen in Öl, ohne indessen große Fertigkeit zu beweisen. Seine Gemahlin, eine angenehme, lebhaft Blondine mit rosigem Teint und runden Formen, empfing mich als eine Schutzbefohlene ihrer teuersten Freundin ungemein herzlich. Sie war früher Gouvernante im Humboldtschen Hause gewesen; dort hatte sie ihren jetzigen Mann kennen gelernt und bald die Verbindung mit ihm geschlossen, für deren Zustandekommen sich Frau von Humboldt sehr interessiert hatte.

Das Ramdohrsche Ehepaar wurde mir — und ich darf hinzufügen: auch dem wackern Schinz — eine wahrhafte Stütze. Noch am Nachmittage meines ersten Besuches lernte ich, gezogen von den schnellen Rossen des Barons, die Umgebungen Neapels flüchtig kennen. Es ist nicht möglich, Schöneres zu sehen. An manchen Felsenvorprüngen ziehen sich hohe Kaktusstauden empor, auf deren fußlangen, breiten, stachelichten Blättern eiergroße Früchte wachsen, die unsern gelben Pflaumen an Geschmack gleichen. Überall die üppigste Vegetation: Granaten, Pistazien, Mandeln, Feigen usw. Und dann — die Fernsicht auf die einfache, majestätische Größe des Meeres, auf den Golf, der in friedlicher Ruhe gleich einem reinen Spiegel vor mir lag, auf



die zahllosen Schiffchen, welche mit weißen Segeln wie Schwäne hin und wieder zogen! Landeinwärts ward der Horizont begrenzt durch die ferne Bergkette mit Sorrent, durch den in rosigem Schimmer erglühenden Vesuv, aus dessen Krater heute eine dichte Rauchsäule zum Himmel emporstieg und glühende Funken, einer Garbe ähnlich, rings verstreute, während die frische Lava in zwei Feuerströmen sich bergab ergoß! Wie steigerte sich aber wieder der Eindruck, als es Abend ward, als die Sterne heraufzogen und des Mondes mildes Licht das zaubervolle Bild mit silbernem Scheine umwob!

Doch nicht nur die Natur, auch die Kunst hatte Großes getan, um Neapel zu einem Paradiese zu wandeln. Schon das im Palazzo degli Studi, im bourbonischen Museum Vereinigte überraschte durch seine Großartigkeit und seine Menge selbst den verwöhnten Blick. Dort ist jetzt auch die Originalgruppe des Farnesischen Stiers aufgestellt, welche ich noch unter freiem Himmel auf einem runden, von Zypressen und Pinien umgebenen Plage an der Promenade fand. Bei der wundervollen Beleuchtung von Himmel und Meer hob sie sich in blendend weißer Klarheit von dem dunkeln Grunde ab; noch andere antike Marmorstatuen, imposant zu schauen, schmückten die grünen Gänge der Villa reale. In jenem glücklichen Himmelsstrich bleibet die Seeluft den Marmor, während die Atmosphäre von Rom ihn schwärzt.

Aber alle diese Kunstschätze, wie reich sie auch sind, vermögen die Schönheit der Natur nicht zu erdrücken. Im Gegenteil pflegen die nach Neapel Kommenden Maler die Galerie nur selten zu benutzen, da sie sich hier, wo die Natur ihr reichstes Füllhorn ausgeschüttet hat, lieber dem Studium von Landschaften und Volkstrachten widmen. Unbekümmert um dieses Beispiel ließ ich mich nicht abhalten, nach meiner Weise alle Kunstgegenstände in Augenschein zu nehmen, von deren Betrachtung ich mir Nutzen für mich versprach. So besuchte ich, von Schinz geleitet, gleich nach meiner Ankunft in Neapel das königliche Schloß.

Wir fanden dort noch die alte Pracht der Napoleoniden in den Zimmern, an den Treppen usw. In besonders geschmackvollem Glanze strahlte der Thronsaal, der ganz mit rotem Samt und Gold bekleidet war, weder hier noch in den übrigen Gemächern fehlten jetzt am Mobiliar die bourbonischen Lilien, auf welche zum Teil die reichste

Stickerei verwendet war. Auch herrliche Gemälde schmückten jene Prunksäle; das kostbarste war unstreitig ein Raffael aus des Meisters erster Zeit: Madonna auf dem Throne, von Heiligen umgeben, darüber Gott Vater mit zwei Engeln. Außerdem hatte man eine schöne Venus von Tizian, sowie einige andere Perlen der Kunst zu bewundern. Die lange Zimmerreihe, die sich längs der Front ausdehnte, war ganz mit weißem, goldgesticktem Atlas austapeziert; vor den Fenstern zog sich ein Balkon hin, welchen dichte Drangenzpflanzungen zu einer langgestreckten Laube wandelten. Die Fenster öffnen sich als große Balkontüren, und da an der gegenüberliegenden Wand sich mächtige Spiegel befinden, so strahlen diese den fernen Golf und seine Umgebungen als schönste Gemälde wider, wie man auf dem Balkon, umhaucht von dem Würzgeruche der Drangenblüten, die zauberische Natur selbst erblickt. Wie schwer muß es dem unglücklichen Murat geworden sein, diesen wonnervollen Aufenthalt mit der Krone zugleich aufzugeben!

In den unteren Räumen des Schlosses standen noch die lebensgroßen Porträts der Napoleoniden, von Gerard und anderen französischen Meistern gemalt, die weiblichen Bildnisse sämtlich in pompöser Hoftracht, die Prinzen in reichen Uniformen. Über alle hervorragend fand ich das Bildnis Napoleons I. in dem bekannten Krönungsornate — „Angedenken du verklungner Freude!“

Dem seit 1815 Neapel wieder regierenden König Ferdinand konnte ich keine Sympathie entgegenbringen. Er war nach allen Schilderungen ein bigotter Tropf, dem jeder Sinn für Kunst und edle Pracht fehlte; dagegen fand er an schwelgerischen Mahlzeiten ein so großes Vergnügen, daß er schon zum Frühstück Truthähne oder Fasanen auftragen ließ. Bei den Audienzen an hohen Festtagen, wo der ganze Hofadel zum Handkuß an ihm vorbeidefilirt, soll er stets Zeichen zum raschen Weitergehen gegeben und sich nach kaum beendigter Zeremonie mit unanständiger Eile auf das Dejeuner gestürzt haben. Wenn er Fremde recht ehren wollte, so zeigte er ihnen in eigener Person die Merkwürdigkeiten Neapels, namentlich führte er sie in die königlichen Seidenwirkereien. Dort forderte er sie auf, sich nach Geschmacks Stoffe auszusuchen, und wenn jene dann, hoch erfreut über die vermeintliche Gnade, ihre Wahl getroffen hatten, so erhielten sie die gewünschten Seidenzeuge höflichst — mit einer quittierten Rechnung zugesendet.

Nun, die Weltgeschichte ist auch dieser Dynastie, welche nichts gelernt und nichts vergessen hatte, zum Weltgerichte geworden.

Die Straßen von Neapel waren — ganz im Gegensatz zu dem ernstesten Rom — stets belebt durch eine bunt sich drängende Menge. Welcher herrliche, nie versiegende Stoff für den Maler! Man brauchte nur hineinzugreifen ins volle Menschenleben; wo man es packte, da war es interessant; überall bot sich dem Blicke Merkwürdiges, Originelles dar. Hier die eigentümlich dekorierten Hökerläden; runde Käse bilden zu beiden Seiten des Eingangs Säulen; ein Schinken reht sich an den andern; am Plafond, am Fries hängen Speckseiten; unter diesen Festons von Würsten. Auf einer Tafel liegen Haufen von Eiern, die durch einen Spiegel noch vervielfältigt erscheinen; daneben Olfläschchen mit einer Zitrone darauf. Alle diese Herrlichkeiten sind verziert durch Lorbeerzweige und kleine Papierblumen. Nicht weit davon der dampfende, brodelnde Kessel, in welchem Stücke Leber, Fischchen, Hirn, Artischocken u. dergl. frisch für die Vorübergehenden gesotten werden. An einigen Häusern sieht man Kupferstiche an Bindfäden aufgehängt und von Antiquaren feilgeboten; bisweilen ist sehr Gutes darunter. Zwischen all diesem Getriebe das lebendigste Menschengewühl, wie es weder die Feder, noch der Pinsel in seiner ganzen Fülle schildern kann. Unwillkürlich fühlte ich mich aber an Wallensteins Lager erinnert, wenn mitten unter dem Lärmen und Gewoge irdischster Weltlichkeit ein Ordensbruder auftauchte, der eine Predigt vom Stapel ließ. Wie diese Priester den Aberglauben befördern, ist kaum zu beschreiben; unvergeßlich wird es mir bleiben, wie einst ein Kapuziner ganz munter den Beweis führte, daß der heilige Joseph im Himmel mehr vermöge, als der liebe Herrgott selbst. Dies Kunststück brachte er durch folgende Erzählung fertig: Ein durch Laster und Mordtaten berühmter Mensch versäumte dennoch nie, in der Kirche St. Josephs alle Pflichten gegen diesen Heiligen zu erfüllen; er hörte täglich die Messe in dessen Kapelle, zündete ihm Kerzen an, bekränzte sein Bild und legte ehrliche Beichte ab. Dies rührte den heiligen Joseph so sehr, daß er ihm durch einen Diener des Wortes Gottes versprechen ließ, er wolle ihm trotz seiner grenzenlosen Missetaten zu einem Plaze im Himmel verhelfen. Wenn er stürbe, so solle er sich nur an Petrus wenden, der werde ihm schon das Himmelstor aufmachen, wenn er

höre, daß der heilige Joseph ihn schicke. Der Räuber starb und machte sich alsbald auf den Weg nach dem Himmel. Er klopft an die Pforte; Petrus erscheint und schaut durch die halbgeöffnete Thür. Wie entsetzt er sich aber, als er den ruchlosen Mörder erblickt. „Du hier?“ ruft er aus. „Welche Frechheit, hier zu erscheinen! Hinweg mit dir!“ „Gemach, gemach, heiliger Petrus,“ entgegnet der Räuber ganz ruhig, „fragt nur beim heiligen Joseph an, ob ich nicht ein Recht habe, Einlaß zu begehren.“ Petrus begibt sich zum heiligen Joseph und verlangt von demselben Aufschluß. Dieser antwortet, daß er jenem allerdings den Eintritt in den Himmel bewilligt habe, weil er ihn in seiner Kirche stets treu befunden; der Himmelspförtner möge dies nur Gott Vater vortragen. Petrus kommt dieser Aufforderung nach. „Wie? Was?“ ruft Gott Vater, „ein solches Ungeheuer soll in meinen Himmel? Das geht durchaus nicht an!“ Petrus referiert hierauf den Ausspruch des Höchsten dem heiligen Joseph. Dieser erschrickt, denn er hält sein Ansehen im Himmel für gefährdet, wenn der Spruch vollzogen wird. Er sendet deshalb den Apostel abermals zum Throne Gott Vaters und läßt diesem melden, er werde die Madonna samt dem Christuskinde aus dem Himmel fortführen, wenn ihm nicht der Wille geschähe und der Räuber Einlaß erhielte. „So wäre der Himmel künftig ohne Madonna, ohne Jesuskind?“ ruft Gott Vater erschrocken. „Das ist ein Ding der Unmöglichkeit! Petrus, laß den Räuber herein!“

„Seht,“ so endigte der Kapuziner diese Predigt, welche ich staunend anhörte, „da habt Ihr den Beweis, daß Sanct Joseph im Himmel mächtiger ist, als Gott Vater in Person. Ehret darum diesen Heiligen, habt Vertrauen zu ihm, betet zu ihm und zündet ihm Kerzen an — dann kommt auch Ihr unfehlbar in den Himmel!“

Anders als dieser biedere Ordensbruder dienten der Kirche die Hausnonnen; eine Erscheinung, welche ich nur in Neapel gefunden habe und die ich für eine Eigentümlichkeit dieser Stadt halten möchte. Die Hausnonnen unterliegen dem Zwange der Einsperrung nicht, sondern leben in Neapel vertheilt, wo und wie es ihnen beliebt; nichts bindet sie, als die Ordensregel. Sie widmen sich hauptsächlich der Krankenpflege, tun überhaupt unweigerlich, was ihre Gelübde von ihnen fordern. Bei zweien, deren Wohnung zu betreten ich durch einen Zufall veranlaßt ward, fand ich schön möblierte Gemächer, mit den

besten Kupferstichen geschmückt; ja, ein herrliches Madonnenbild von Matteo Preti (Calabrese) überraschte mich und erfüllte sogleich meine ganze Seele. Anscheinend führten diese Hausnonnen ein recht wünschenswertes, behagliches Dasein; die angenehme Körperfülle, in der sie sich präsentierten, ließ darauf schließen, daß sie sich nicht eben zu sehr anzustrengen brauchten. Als ich in das Zimmer kam, tat die eine nichts, die andere half ihr dabei; hätten sie nur wenigstens Strümpfe gestrickt! Aber das Handwerk des Strumpfflickens sah ich in Neapel nur von Männern betrieben.

Von den Lazzaronis erzählte mir Frau von Ramdohr manchen charakteristischen Zug. So erfuhr ich, daß dieselben in ihren sonst sehr einfachen Wohnungen doch stets vorzügliche Betten, oft sogar seidene Decken hätten, und dergleichen Eigentümlichkeiten mehr, deren Details meinem Gedächtnis entschwunden sind, so anregend jene Gespräche auch waren. Wir führten sie zum Teil, während ich Frau von Ramdohr nebst ihrem lieblichen Töchterchen Lilli porträtierte; eine Bestellung, welche ich bald nach meiner Ankunft in Neapel erhalten hatte und die mir die genussreichsten Stunden sowie ein über Erwarten reiches Honorar verschaffte.

War die Sitzung vorüber, so mußte ich jedesmal zu Tische bleiben; oft ließ mich Frau von Ramdohr sogar den ganzen Tag nicht wieder fort. Abends wurde dann bisweilen ein Theater besucht; meist das riesige San Carlo-Theater, wo wir effektreiche Opern in dem damals einzig beliebten Stil Rossinis zu hören pflegten. Die Vorstellungen fand ich im allgemeinen unbefriedigend, weil nicht ebenmäßig; neben excellenten Primadonnen oder ersten Tenören standen als schlechte Stützen unbedeutende oder mangelhafte Nebenpersonen. Nicht besser war das Ballett, in welchem die erste Tänzerin, eine alte, magere Person, stets das Stüchblatt boshafter Wige war. Man nannte sie allgemein „die Königin von Schweden“, da sie einst als Geliebte Bernadottes sich mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, dieser werde sie zu sich auf den Thron erheben.

Nach Beendigung ihres Bildes verschaffte mir die um mich immer gütig besorgte Frau von Ramdohr einige andere Bestellungen auf Porträts; der nächste, den ich malte, war der Fürst Esterhazy, ein gutmütiger, noch unreifer Jüngling, von nicht schönen, aber angenehmen

Zügen. Er bewohnte eine entzückend belegene Villa bei Portici, kam jedoch zum Malen nach Neapel und verschmähte nicht, in meinem Atelier zu sitzen, obwohl dieses keineswegs eleganter eingerichtet war, als dasjenige, über welches ich zu Rom verfügte.

Eines Tages, als ich bei Ramdohrs zu Lische geladen war, ward mir die Freude zuteil, dort mit dem preussischen Generalkonsul Bartholdy zusammenzutreffen, dem nämlichen, der die große Begabung Overbecks, Cornelius' und anderer einst scharfblickend zuerst erkannt hatte. Gleich dem gütigen Ehepaar Ramdohr bezeugte auch er mir die liebenswürdigste Aufmerksamkeit und Rücksicht, so daß dieser Drei verehrtes Bild sich mir tief in das Herz gegraben hat.

In freundliche Verbindung war ich auch mit Hestermanns und Frau von Loewenich getreten; mancher lohnende Ausflug in die Umgegend ward in ihrer Begleitung unternommen: nach Ischia, nach Procida, nach der blauen Grotte, der über mein Erwarten hohen und langen Grotta di Posillippo, der Hundsgrotte usw. An diese letztere knüpft sich für mich die schauerhafte Erinnerung, daß — um das Verderbliche der aus dem Boden emporquellenden Dünste zu zeigen — ein industriöser Führer ein armes Hündchen herbeischleppte, welches er seines Winselns ungeachtet gewaltsam in die Grotte stieß, aus der er es tot oder nur betäubt, wie die Reisenden es wünschten, wieder hervorzuziehen beabsichtigte. Ich konnte die Martern des unglücklichen Tiers nicht mit ansehen und eilte mit der dringenden Bitte um Erbarmen von dannen; meine zurückkehrenden Begleiter berichteten gottlob, daß das kleine Geschöpf sich wieder erholt habe.

Auch an einer Partie nach Pompeji hatte sich Frau von Loewenich beteiligen wollen, aber noch in der letzten Minute sagte sie ab, so daß ich den Mut fassen mußte, diese Reise allein, als einzige Dame mit neun mir (abgesehen von Schinz) fremden Herren zu unternehmen. Dieser Umstand, verbunden mit ungeheurer Hitze und argem Staube, ließ mir die Fahrt sehr wenig angenehm erscheinen; ich habe Pompeji in der Erinnerung wie ein ausgebranntes Dorf; die Häuser darin — mit Ausnahme der großartigen öffentlichen Bauten alle sehr klein und nur einstöckig — sind sämtlich nicht mehr vollständig; die besten Wandmalereien sind ausgefägt und die aufgefundenen Geräte in die Museen geschleppt.



30. Fearnley, Terrasse bei Sorrent

Fröhlicher verlief eine Besteigung des Vesuv, welche wir in munterer Gesellschaft und mit lohnendem Erfolge unternahmen. Die erste Hälfte des Weges wollten wir zu Esel zurücklegen; die Eseltreiber kamen auf unsern Wink geschäftig herbeigeeilt und priesen ihre Tiere an. „Ah — Erzellenza die gnädige Frau sind eine gute Christin!“ rief mir einer dieser Burschen zu: „Sie sollen den besten Esel haben, unsern Kogebue!“ Erstaunt horchte ich auf und wußte nicht, wie der Name dieses Bühnenschriftstellers dazu kam, einem Esel beigelegt zu werden. Ich erfuhr, daß Kogebue gelegentlich einer italienischen Reise unlängst den Vesuv bestiegen hatte. Sein für italienische Ohren besonders merkwürdig klingender Name hatte die Eseltreiber ganz außerordentlich frappiert, und da sie hörten, der Träger desselben sei ein berühmter Mann, so benannten sie den Esel, den er geritten hatte: „Kogebue“, wodurch sie dem Dichter von „Menschenhaß und Neue“ eine besondere Auszeichnung zu erweisen meinten.

Als die Abendkühle uns das weitere Vordringen am Vesuv erlaubte, kamen wir, so hoch wir kommen konnten, bis der Boden so heiß ward, daß uns die Schuhe zu versengen drohten. Das Steigen war endlich so mühsam geworden, daß ich mich eine ganze Strecke von den Führern an den Händen aufwärts ziehen ließ. Im Innern des Berges donnerte es bisweilen; aus dem Krater schoben sich ganz langsam zwei breite Lavaströme herab. Wir entzündeten daran einen Stab und warfen eine Münze hinein, welche augenblicklich schmolz. Da der Berg sehr unruhig war, so hatten die Führer keinen Mut, den Krater zu erklettern; wir kehrten daher bald zurück, ganz erschöpft von dem beschwerlichen Wege. Ein Trunk lacrymae christi, welcher Wein hier ganz in der Nähe gezogen wird, stärkte uns für die Heimkehr, die uns gekürzt ward durch die Aussicht auf das in der wechselnden Abendbeleuchtung sich unbeschreiblich malerisch ausnehmende Neapel und seinen Golf.

Um den nie ermüdenden, stets wieder neuen und an Schönheiten unerschöpflichen Blick auf die Stadt und das Meer auch bei Frühllicht zu genießen, begaben wir uns an einem herrlich klaren Oktobermorgen um fünf Uhr auf das Kastell St. Elmo, wo wir bei dem Kommandanten Umberto eine ungemein höfliche Aufnahme fanden. Er selbst führte uns umher — entzückt genossen wir die herrliche Rundschau.



Alles atmete fröhliche Gegenwart, während Rom und die Campagna stets melancholisch an die Vergangenheit mahnte. Bis Ischia und Capri schweifte unser trunkener Blick; dazwischen dehnte sich das dunkelblaue Meer mit seinen Inselchen, seinen zarten, weißgefäumten Wellen, seinen Schiffen, Rähnen und Fischerbooten aus. Ein nicht minder reges Gewimmel entfaltete sich allmählich in der Stadt, welche sich wie ein Bild aus der Vogelschau zu unsern Füßen ausdehnte. Hier bewegte sich ein Leichenzug; dort eilten, zu Fuße oder zu Esel, Landleute herbei, die trotz ihrer spitzen, breitkrämpigen Hüte sich durch gelbe Wachstuchregenschirme vor der brennenden Morgensonne schützten; oft folgten ihnen buntgekleidete Frauen, die gepuzt waren mit allerlei Schleifen und Bändern an den Kleidern, in den Haaren; dort wiederum wallten Mönche in langen, schwarzen Gewändern, rote und blaue Kreuze auf der Brust, die nackten Füße nur mit Sandalen bekleidet und den Kopf bedeckt mit niedrigen, seitwärts aufgeschlagenen Hüten. Auf den zur Seite liegenden Feldern ward das Getreide durch Pferde ausgedroschen, welche die Körner auf dem Fußboden wie auf einer Tenne austraten, indem sie immer im Kreise darauf herumgetrieben wurden. Dann wiederum schweifte das Auge über dichte Hecken südlicher Gewächse zu Weinpflanzungen, welche kleine, freundliche Landhäuser umgaben; zu Drangeriegärten, die gleichsam einen Wald bildeten — nur in die blätterreichen Kronen der schönen Bäume schaute man von oben. Auf jeder Seite zeigte sich ein anderes, stets reizvolles und farbenreiches Bild.

Signore Umberto machte mit der liebenswürdigsten und ritterlichsten Manier den Cicerone; zuletzt regalirte er uns gar mit einem eleganten Frühstück in San Martino, einem hart unter dem Kastell liegenden ehemaligen Kloster, welches Murat zum Militärhospital hatte einrichten lassen. Die Aussicht war dort nicht so ausgedehnt, wie die von der höher liegenden Festung, erhielt aber durch den schönen Vordergrund von lieblichen Gartenanlagen neue Reize. Durch diese Anlagen führte uns endlich der Weg nach der Stadt zurück; dankerfüllten Herzens schieden wir von dem zuvorkommenden und gastfreien Kommandanten.

Hatten wir solcher Weise steile Bergesgipfel erklommen, so sollten wir im Gegensatze hierzu bald tief unter der Erde ein Abenteuer

erleben, welches uns fast für immer vom goldenen Sonnenlichte abgeschnitten hätte; der Schauplatz dieses gefährlichen Ereignisses waren die Katakomben von Neapel, welche ich am 24. September 1819 mit Schinz und einigen anderen Bekannten besuchte.

Wir hatten an diesem Tage mehrere Kunstschätze besichtigt, und der Tag fing an sich zu neigen, als einer aus der Gesellschaft vorschlug, einen Mietswagen zu nehmen und noch nach den Katakomben zu fahren, um dort die Spuren von uralten Freskogemälden in Augenschein zu nehmen. Der Weg war sehr weit; wir mußten bis zu einem, den Katakomben ganz nahe gelegenen Kirchlein fahren, welches am Eingange in die Gräfte errichtet worden war. Meine Befürchtungen, daß die Zeit zu sehr vorgerückt sei, wurden von den Gefährten lächelnd widerlegt, da es ja überhaupt nur bei Fackelschein möglich sei, die Fresken zu sehen. Zur Rückfahrt aber könnten wir ja den Wagen behalten.

So gelangten wir denn zu jenem Kirchlein, verließen die Kutsche, hießen deren Führer uns erwarten und begaben uns in die Kirche, wo eben von einem würdigen Geistlichen Ave Maria-Gottesdienst gehalten wurde. Wir lauschten der Predigt, indes einer von uns gegangen war, den Führer in die Katakomben zu holen. Endlich kam unser Genosse mit einem Burschen von etwa zwanzig Jahren zurück, dem zwei noch jüngere Begleiter folgten. Der erstere trug Schlüssel und Fackel. Wir durchschritten die Kirche und traten durch eine niedere Seitenthüre derselben in einen schmalen Hof, welchen aufgetürmte Felsenmassen einengten; in das Innere dieser letzteren führte eine große Pforte. Die Fackel wurde angezündet, die Pforte aufgeschlossen. Wir betraten das grausige Innere der Katakomben. Kreuz und quer laufende Gänge leiteten durch grotesk geformte Felsblöcke, in welche die Gräber seitwärts eingehauen waren. Viele derselben fanden wir ganz geleert, und große Haufen von Totengebeinen, Schädeln, Gerippen lagen seitlich aufgeschüttet; die noch zugemauerten Gräfte waren größtentheils durch eine Palme als Märtyrergräber bezeichnet. Der Fußboden bestand aus Erde; in den unregelmäßigen Gängen führten hin und wieder zerbrochene Steinstufen höher, gleichsam in eine zweite Etage. Wir suchten dieselbe auf und fanden in einer Wandvertiefung eine Art von Taufkapelle mit Spuren der Urfänge christlicher Kunst. Weiterhin

dehnten sich die Felsen zu einem gewölbten Raume aus, den man für eine Kirche halten konnte. Ein Vorsprung schien der Altar gewesen zu sein; Reste von Freskobildern waren in der Lat vorhanden: eine Madonna mit Heiligen zur Seite, aber schon ganz verwischt. Wir gingen noch weiter, gelangten jedoch an Abgründe, welche, halb mit Schädeln gefüllt, eine so feuchte Moderluft ausströmten, daß unsere Fackel anfang, ganz düster zu brennen. Um sie heller aufblodern zu lassen, rief der Führer sie an der Wand. Aber, o Entsetzen! Statt emporzuflammen, erlosch sie gänzlich; kein Feuerzeug, keine zweite Fackel war mitgenommen worden! Gebieterisch verlangten die Herren, welche mit von der Partie waren, daß der Führer gehen und beides holen solle, jedoch weinend und schreiend gestand dieser: daß er heute zum ersten Male die Katakomben betreten habe und des Rückwegs ganz unkundig sei, indessen werde die Madonna uns sicher beistehen, wenn wir alle gute Christen wären; kein Heiliger könne uns erretten, da diese nur über der Erde, nicht unter derselben Macht besäßen. Nach solcher Eröffnung schallten Flüche und Gebete wechselweise von den Lippen der drei Neapolitaner, die ein lautes Geschrei erhoben, wenn das ferne Geräusch eines rollenden Wagens (über die Felsen hinweg führt die Landstraße nach Capo di Monte) dumpf an unser Ohr schlug und einen Schimmer von Hoffnung auf Rettung erweckte, der sich freilich sofort als nichtig auswies. Wir alle zitterten am ganzen Leibe; der Frost erstarrte uns, denn die feuchte Kälte des Ortes, an den wir so gänzlich planlos geraten waren, kontrastirte entsetzlich mit der Glut des Tages, die nur eine leichte Tracht anzulegen erlaubt hatte. Die fürchterlichste Angst, in diesem offenen Grabe eines jammervollen Todes sterben zu müssen, ergriff mich; die Freunde meinten zwar, daß der Kutscher, den wir zur Rückfahrt bestellt, unser Nichtkommen anzeigen würde; ich aber fürchtete, daß dieser nach Kutscherart eingeschlafen sei und schlug vor, daß wir versuchen möchten, den Rückweg zu finden. Allein die Erwägung, daß wir noch tiefer in die Katakomben hineingeraten oder in einen der mit Totengerippen angefüllten Abgründe stürzen könnten, hielt uns von jeder Bewegung ab und bannte uns fest an unsern Platz. Nichts blieb mir übrig, als unter tausend Tränen ein Gebet um Barmherzigkeit zu Gott. Die Herren waren gefaßter und sprachen tröstende Worte; Schinz suchte mich

selbst durch kleine Scherze: z. B. „wie ich ohne Nachttoilette schlafen würde?“ zu erheitern. Bei alledem blieb mir entsetzlich zumute; auch den Herren wurde allmählich bang und bänger, namentlich als plötzlich die beiden jüngeren Neapolitaner durch den Verdacht aufgereggt wurden: die übrige Gesellschaft, als nicht „rechtgläubig“, möchte den Beistand der Madonna vereiteln. Lange Pausen ängstlichen Horchens, nur unterbrochen durch das Geräusch der rollenden Wagen über uns und das von den Fahlen Felswänden schauerlich widerhallende Verzweiflungsgestöhn unserer Führer, hatten uns endlich bis zum Wahnsinn aufgereggt; dazu kam physische Anstrengung, denn wir mußten aufrecht stehen, da der Boden so naß war, daß wir uns nicht niederlegen konnten. So verging eine gräßliche, uns ewig lang bedrückende Zeit, als plötzlich nach erneuertem, schon ganz heiser klingendem Schreien ein leiser Widerhall ertönte. Ein schwacher Lichtschimmer erschien als Stern der Erlösung; er wurde größer, er kam näher, kam ganz nahe — und endlich stand der gute Geistliche, der schon in der Kirche uns so ehrwürdig erschienen war, vor uns, eine Laterne in der Hand. Weinend drückten, küßten wir ihm die Hände, und unter Gefühlen, die sich nicht beschreiben lassen, traten wir den Rückweg an. Die leichtsinnigen Führer folgten scheu und waren beim Ausgange verschwunden. Unser Lebensretter, der Geistliche, hatte sich nach vollendetem Gottesdienste zum Genuß seines Nachtmahls vor die Tür gesetzt; hier erblickte er unseren Wagen, auf welchem der Kutscher wirklich eingeschlafen war. Er erinnerte sich der Unbekannten, welche der Predigt so aufmerksam zugehört und deren Tracht sie als Fremde gekennzeichnet hatte; er sinnt nach: ob die hintere, nach dem Zugange zu den Katakomben führende Kirchentür nicht etwa verschlossen und uns dadurch der Rückweg versperrt worden sei? Der Kirchenbiener wird gerufen, eine Laterne angezündet, und der Geistliche eilt, mit jenem die Tür zu untersuchen. Sie war offen, aber das große Thor zu den Katakomben von innen geschlossen. Es war schon spät; die Befürchtung lag nahe, daß den Fremden, die sich augenscheinlich noch in den Katakomben befanden, ein Unfall zugestoßen sei; ein Schlosser wurde herbeigerufen, und die von innen verschlossene Pforte geöffnet. So hatte uns der rechtschaffene Geistliche gefunden. Wer schildert die Gefühle, als wir aus der Nacht des Entsetzens heraustretend,

wieder den Sternenhimmel erblickten und die von zahllosen Lichtern erleuchteten Straßen durchfuhren! Gesprochen wurde nicht; nur im stillen Dankgebet gegen Gott ergossen sich die Herzen. Die Folgen der töblichen Angst aber konnten wir lange, lange Zeit nicht völlig überwinden.

Berichte ich nun, daß ich außer den schon erwähnten Arbeiten, mit denen ich mich beschäftigte, mein Skizzenbuch fleißig füllte, daß ich ferner zur Sicherung meiner sich allmählich behaglicher gestaltenden Existenz emsig kopierte beziehungsweise studierte, so glaube ich, die Zeit meines Aufenthaltes in Neapel zur Genüge geschildert zu haben. Bereichert an Kenntnissen von Menschen, Ländern und Kunstwerken kehrte ich um das Ende des Oktobers 1819 in Begleitung des treuen Schinz nach Rom zurück. Freilich nicht auf dem kürzesten Wege, denn wir machten seitwärts Abstecher nach manchem Orte, von welchem wir hörten, daß dort besonders merkwürdige Gemälde zu finden seien. Über diese Zeit unablässigen Lernens und Strebens — die Jugend ist ja die Zeit der Saat — gleite ich rasch hinweg, denn nirgendwo begegnete uns etwas besonders Merkwürdiges.

In Rom überwinterte ich — und zwar dieses Mal in des Worts verwegenster Bedeutung. Denn als ich am Morgen des 10. Januar 1820 die Augen aufschlug, waren Dächer, Bäume und Sträucher weiß; ein dichtes Schneegestöber war nächtlicherweile eingetreten und dauerte noch fort. Dieser heimatliche Gruß, den ich auf fremder Erde an diesem Tage zum ersten und einzigen Male erhielt, machte mir keinen freundlichen Eindruck; mitleiderregend und traurig blickten die goldenen Drangen und Zitronen aus der ungewohnten weißen Hülle, „Schnee“ und „Rom“ waren zwei einander zu sehr widersprechende Dinge. Der Eindruck dieses „unerhörten Schneefalls“, wie die Italiener aufgeregt sagten, war denn auch so groß, daß in Veranlassung desselben die Schulen geschlossen wurden — sicher nicht zum Kummer des heranwachsenden Geschlechtes.

Ich malte in diesem Winter fleißig an der Kopie eines vorzüglichen Bildes von Camuccini: Porträt Pius' VII. Ich erfüllte damit einen Lieblingswunsch des Beichtvaters des Prinzen Friedrich von Gotha, Monsignore Renazzi. Da mir seine Fürsprache bereits eine schöne Bestellung seitens des Prinzen verschafft hatte, nämlich eine



31. H. Næcke, J. R. Schinz

„Maria mit dem schlafenden Kinde, dem kleinen Johannes und drei Engeln in ganzer Figur“ (unter denen ich mir Glaube, Liebe und Hoffnung gedacht) — so freute ich mich sehr, ihm eine Aufmerksamkeit erweisen zu können. Die Arbeit selbst befriedigte mich ebenfalls, denn das Original war kräftig, lebendig, harmonisch, wenn auch in akademischer Art gemalt; das fromme Greisenantlitz mit dem zarten, braunen, unter dem violetten Samtkäppchen hervorquellenden Haar war eine Aufgabe, wie ich sie liebte.

Als ich meine Kopie beendet hatte, war Monsignore Renazzi so erfreut, daß er mir die — dank grober Unverschämtheiten, welche sich die stets zudringlichen Engländer herausgenommen hatten — seit einiger Zeit nur äußerst schwierig zu erlangende Erlaubnis auswirkte, die Galerie des Kardinals Fesch, Oheims Napoleons I., besuchen zu dürfen.

Wir betraten in einer stillen Gegend Roms einen Palast, in welchem eine lange Reihe von Gemächern eine Menge herrlicher Gemälde barg. Das letzte dieser Zimmer war das Schlafkabinett des Kardinals; in der Mitte desselben stand ein reich mit Seide und schweren Franzen dekorirtes Himmelbett; neben diesem in einem Eckchen ein bescheidenes kleines Betpult. Da unter den Bildern, welche das Gemach zierten, auch eine ziemlich üppig gehaltene „büßende Magdalena“ nicht fehlte, so hätte man eher glauben sollen, in dem Boudoir einer koketten Römerin, als in dem Schlafzimmer jenes mächtigen Kardinals zu sein, der damals allgemein als der künftige Papst angesehen wurde. Die Schätze, welche sein Palast barg, durften wir nur flüchtig beschauen, aber der Eindruck, den ich davontrug, war doch sehr groß, namentlich entsinne ich mich eines Altarblattes von Pordenone, — Maria, lebensgroß, mit dem Christkinde auf dem Throne, Heilige zu ihren Füßen — als ebenso majestätisch gedacht, wie köstlich klar und breit gemalt. Als später die Galerie Fesch verkauft wurde, wußte Passavant dieses schöne Bild für das Städelsche Institut in Frankfurt a. M. zu gewinnen.

In so geschilderter Weise verstrich mir in Rom eine Woche nach der anderen, bis die eintretende wärmere Jahreszeit mich veranlaßte, der ewigen Stadt auf kurze Zeit den Rücken zu kehren. Dank einigen glücklichen Verkäufen erlaubten mir meine Mittel einen kurzen Ausflug

ins Albaner Gebirge; später, gegen Ende Juni 1820, führte ich einen lange gehegten Lieblingsplan aus: ich begab mich auf einige Zeit nach Florenz, wohin Kaspar Schinz, dieser zweite Fridolin, mir treulich folgte. Mein Inneres verlangte nach Ruhe, um etwas Bedeutenderes zu unternehmen; die vielen geselligen Beziehungen in Rom, angenehm an sich, waren doch zeitraubend und oft physisch angreifend; ich aber mußte mich schonen, da ich mir durch anhaltendes Arbeiten Anfälle eines heftigen, nervösen Kopfschmerzes zugezogen hatte.

Die Stille und mein gleichmäßiges Leben in Florenz erwies sich mir bald als sehr wohltuend. Ich richtete mich bequem und nach meinem Behagen ein, war meist zu Hause, bestellte mir mein Essen wie ich es mochte, unterwies die herrliche Wirtin, zu welcher mein guter Stern mich geführt, in der Kochkunst nach deutscher Weise und fühlte mich in meinen vier Pfählen um so zufriedener, als ich von meinem freundlichen Zimmer eine entzückende Aussicht auf wahrhaft paradiesische Gärten genoß.

Im Frühling (1821) vollends schien es mir, als blicke ich in Armidens Zauberreich; da war alles rosafarben und weiß von Blütenbäumen; ein wahrer Flor duftender Hyazinthen und Primeln lagte mir entgegen.

Ja, die Welt ist vollkommen überall wo der Mensch nicht hin kommt — aber dieses Geschlecht schien nicht aufhören zu können, durch Neid, Haß, Verfolgung und blutige Thaten das Eden, welches Gott ihnen geschenkt, in sein Gegentheil zu verwandeln. Angeregt durch die Carbonari und andere geheime Gesellschaften, war in Italien das Verlangen nach Repräsentativverfassungen und nach Unabhängigkeit von fremder, besonders österreichischer Herrschaft wach geworden. Namentlich gärte es in Neapel und Sizilien, wo Ferdinand I. schon 1820 eine liberale Konstitution hatte versprechen müssen, sowie auch in Sardinien. Toskana blieb von den Revolutionen unberührt, da man sich dort unter dem milden Zepter Ferdinands III. ganz zufrieden fühlte; als daher österreichische Majonette im März und April 1821 die aufständischen Gebiete zur alten Ordnung zurückführten, hatte Florenz nicht weiter darunter zu leiden. Dennoch ging es ohne kriegerischen Lärm nicht ab; auf ihrem Zuge gegen die Neapolitaner rückten österreichische Regimenter ein und wurden zum Teil in der Stadt einquartiert.



Die Gemeinen legte man meist in die Zitabellen, welche Florenz an seinem Süd- und Nordende besitz, oder auch regimentenweise in die Klöster; die Offiziere wohnten fast immer in Gasthäusern. Alles ging sehr schnell und ohne merkliche Belästigung für die Florentiner vorüber. Ich war von Herzen froh, daß es nicht länger währte (wie schlecht mir auch die Feigheit der Neapolitaner gefiel, durch deren Schuld der Feldzug ein so schnelles Ende fand); wußte ich doch bereits aus trüber Erfahrung, daß nichts unter dem Kriege so sehr leidet wie die armen Künste.

Hier in Florenz nun konnte ich endlich den lange gefaßten Entschluß zur Tat werden lassen, meinem gütigen Gönner, dem Großherzog Karl August, durch Übersendung einiger Arbeiten meine Dankbarkeit auszudrücken. Es glückte mir, die immer nur zögernd erteilte Erlaubnis zu erhalten, die in der Galerie der Uffizi befindliche Raffael'sche Madonna mit dem Stieglitz kopieren zu dürfen, und noch dazu unter der besonderen Vergünstigung, das Original von der Wand herabzunehmen und in den bestbeleuchteten Raum der Galerie, den sog. Niobidensaal, transportieren zu lassen.

Diese wunderliebliche Madonna war so recht das Bild, wie ich es mir für meinen Großherzog wünschte: die heilige Mutter, ganze Figur, sitzt in einer anmutigen Landschaft, der kleine Johannes und Christus stehen an ihren Knien; der erstere reicht dem Jesusknaben einen Stieglitz, welchen dieser mit einer unaussprechlich heiligen Gebärde segnet. Dies einfache Ganze ist durchhaucht und geweiht von echter Poesie der Frömmigkeit.

Während ich an dieser Madonna arbeitete, erhielt ich ferner auf Verwendung des Prinzen Corsini, an den mich Niebuhr empfohlen, die Erlaubnis, neben dem bereits mit dieser Aufgabe beschäftigten Braunschweiger Bäse die Raffael'sche Madonna aus dem Schlafzimmer des Großherzogs von Toscana im Palazzo Pitti, die sog. Madonna del Gran Duca zu kopieren; eine äußerst selten erteilte und hohe Gnade, an welche einzig die Bedingung geknüpft war, mein Werk so zu beschleunigen, daß ich meine Arbeit gleichzeitig mit Bäse beendigte, denn der Großherzog liebte das für eins der gelungensten Werke Raffael's gehaltene Bild so sehr, daß er dessen Anblick voll Eifersucht kaum jemand gönnen wollte und es auf Reisen stets in einem Wagen

mit sich führte. Zum Glück hatte ich bereits große Übung und malte sehr rasch, so daß ich über Erwarten schnell mit dieser wichtigen Arbeit fertig wurde. Bäse, ein kleiner lebendiger Herr, den ich trotz seiner großen Reizbarkeit bald hochschätzen mußte, nahm sich meiner dabei ehrlich an; er war ein vorzüglicher Kopist, der sich die Aufgabe gestellt hatte, sämtliche Raffaels, welche es gibt, zu kopieren. Sein späteres tragisches Ende konnte niemand ahnen: er hatte 1837 in Madrid das große Spasimo von Raffael kopiert; nach Vollendung der Arbeit fand er die Kopie gegen das Original zu dunkel und erschöpfte sich aus Verzweiflung darüber. „Die Deutschen sind zu fleißig und zu gefühlvoll für ein sübliches Klima“ bemerkte mit großem Rechte ein gemeinschaftlicher Freund bei dieser traurigen Veranlassung.

Der dritte Raffael, den ich in Florenz kopieren durfte, war die zarte Madonna Tempi: die jugendliche Mutter, das dem Beschauer zugewandte Kind an sich drückend; ein Gemälde, welches erst später recht bekannt und berühmt wurde. Es gehört in die mittlere Periode Raffaels und entzückt durch seine edle Einfachheit, Unschuld und Kindlichkeit. Durch König Ludwig von Bayern kam es 1826 für 16 000 Skudi in die Pinakothek nach München; eine meiner Kopien kaufte Herr von Quandt, um sie der schönen Galerie in seinem kunstgeweihten Wohnhause an der großen Elbbrücke in Dresden einzuverleiben. Der hilfreichen Hand, welche dieser treffliche Mann und seine edle Gattin uns schon in Rom geboten, konnten Schinz und ich auch hier uns wieder erfreuen; auf der Rückkehr nach Deutschland begriffen, verweilten Quandts noch einige Wochen in Florenz, bis sie im Juli 1820 nach der Heimat aufbrachen, geleitet von den Segenswünschen aller Künstler, die ihren Weggang nur bedauern konnten. Denn Herr von Quandt war sich gleich geblieben; er hatte getan, was Tausende mit ihrem Gelde nicht tun würden, wenn sie auch noch so sehr mit ihrem Mäzenatentum prunken. Fürsten leuchtete er als Muster eines Kunstbeschützers voran, und wenn sein Beispiel viele Nachahmung weckte, so stünde manches besser!

Von der *aria cattiva*, der schädlichen Luft, aus Rom vertrieben, war anfangs Juni 1820, wenige Wochen früher als ich, auch der „italienische Forscher“ Herr von Rumohr nach Toskanas Kapitale gekommen. Er hatte eine allerliebste Villa vor Florenz bezogen; den

Verkehr mit der Stadt erleichterte ihm ein kleines, von munteren Ponys gezogenes Wägelchen. Da einige Künstler, welche ich von Rom her kannte (darunter Philipp Veit und Overbeck), der Einladung des gastfreien Mannes folgend, dessen Villegiatur mit ihm teilten, so trat auch ich Herrn von Rumohr rasch näher. Er war sehr bald so liebenswürdig, Schinz und mir seine Ponys zu senden, welche uns zu ihm hinausführen sollten, damit wir mit ihm und unseren gemeinschaftlichen Freunden speisten und einem ländlichen Feste beizwohnten, welches er seinen Winzern und denen der Nachbarschaft gab. Die Tafel war ganz nach vaterländischer Weise eingerichtet; der Baron hatte große Besigungen in Holstein und bereiste Italien lediglich zu Kunstzwecken.

Sein Geist, seine tiefe Kennerschaft flößte mir die höchste Achtung ein; während eines wiederholten, langen Aufenthaltes in Italien hatte er in Florenz, Siena, Pisa, Perugia usw. alle früheren Kunstepochen mit Liebe studiert. Soweit seine Mittel reichten, sammelte er nicht nur Kunstschätze, sondern unterstützte auch die Künstler; er selbst zeichnete mit der Feder auf das geschickteste Landschaften und Karikaturen; es gibt von ihm auch viele radierte Blätter. In Ol malte er ebenfalls Landschaften, wenn ihm irgend ein junger Künstler die Palette aufsetzte; ihm selbst fehlte dazu, wie überhaupt im Leben, alle Geduld. Dies gab nicht selten zu leidenschaftlichen Ausbrüchen Veranlassung; die größte Kleinigkeit konnte den Zorn des launenhaften Mannes erregen. Seine Gutmütigkeit, seine Originalität mußte mit diesen Eigenheiten indessen wieder ausföhnen.

Während jener Tafel, von der ich berichtete, wurden Kunstgegenstände besprochen; dazwischen zeichnete Baron Rumohr auf kleine Stückchen Papier mit flinker Hand eine Menge seiner ergöglichsten Karikaturen; eine Angewöhnung, von welcher er sich zu allen Zeiten und an jedem Orte beherrschen ließ. Zahllose Köpfe mit den wunderlichsten Grimassen entstanden in wenig Augenblicken; unser Wirt betrieb das Zeichnen, wie ein anderer bei Tische Brotkügelchen dreht oder an Flaschenkorken schnitzelt. Die Aufwartung bei Tafel versah ein aus Holstein mitgebrachter sehr gewandter Mensch, der zugleich als Koch fungierte, dabei aber gebildet genug war, um häufig mit seinem Herrn dessen Lieblingspiel, das Schach, spielen zu können.

Abends, nachdem wir gegessen, führte uns Herr von Rumohr in

den „Ballsaal“, d. h. in eine mit Blumenkränzen und bunten Lampen dekorierte Scheune, wo die Winger bereits versammelt waren. Der Baron reichte einer hübschen Wingerin den Arm, ländliche Musik ertönte und der Walzer begann nach deutscher Weise. Auch ich schloß mich mit Overbeck an, und so tanzten wir bis gegen zwölf Uhr wacker mit allen Landleuten. Herr von Rumohr reichte selbst Erfrischungen mit umher und machte den liebenswürdigsten Wirt; im herrlichsten Mondschein fuhren wir endlich müde nach Hause.

Aber der Baron von Rumohr war nicht nur ein musterhafter Wirt, sondern auch ein zuvorkommender Cavalier. In freundlichster Weise machte er mir das Anerbieten, mich dem renommiertesten Künstler der Stadt, dem Historienmaler Benvenuti, vorzustellen, dessen Kustodie ein Teil der Uffizien unterstellt war. Bereits am nächsten Morgen holte mich Herr von Rumohr zu einem Besuche bei demselben ab.

Ich fand einen etwa fünfzig Jahre alten, tüchtigen Künstler; seine Arbeiten, ganz im akademischen Stil gehalten, waren wacker in der Zeichnung, brillant, doch schwer im Kolorit, die Figuren aber voll dramatischer Bewegung und lebendig im Ausdruck. Er trat würdevoll, stellenweise selbstgefällig auf; namentlich beliebte es ihm, zu beteuern, er sei nie in Rom gewesen, verdanke daher alle seine Kunst sich selbst.

Wie man denken kann, wollte dieser Akademiker von der altflorentinischen Schule nichts wissen; er hatte sogar den Unverstand gehabt, das ehrwürdige, aus dieser Schule stammende Altarbild der Kirche Santa Maria Novella — der Lieblingskirche Michelangelos, welche dieser „seine Braut“ nannte — durch ein modernes Nachwerk seiner eigenen Hand zu verdrängen. Ich dagegen schwärmte für die einfachen, empfindungsvollen Florentiner, die ich als Grundlage der neu sich entwickelnden Kunst zu betrachten geneigt war; eine Meinung, welche geistreichere Kenner und warme Verehrer eines Ghirlandajo, Gaddi, Giesole, Filippo Lippi, Andrea del Castagno, Giotto usw. mit mir teilten.

Daß ich mich durch die abweichenden Kunstanschauungen des Direktors Benvenuti nicht abhalten ließ, in den Schätzen zu schwelgen, welche die ihm unterstellte Galerie barg, braucht wohl keiner Versicherung. Auch sonst sah ich mich fleißig nach Kunstwerken um, wie

ich denn z. B. den berühmten Florentiner Mosaiken ein emsiges Studium widmete. Diese sind, auf schwarzem Grunde, mit wirklichen Steinen dargestellt, die römischen dagegen mit bunten Glasstiften. Florentiner Mosaiken sind deshalb sehr teuer; ich sah im Palazzo Pitti eine Tischplatte, welche man auf 6000 Studi schätzte. Im Baptisterio, der Taufkirche zu Florenz, erblickt man Mosaiken der ältesten Meister, deren Wert, gleich ihrer Dimension, kolossal ist. Mir imponierte vor allem ein ungeheurer sitgender Christus mit hoherhobener Hand, ernst und gewaltig, mehr Gott als Mensch.

Von eigenen Arbeiten, welche außer den schon erwähnten in meine Florentiner Zeit fallen, habe ich einer, diesmal nach dem Original angefertigten Kopie jenes Erzengels Michael von Perugino aus der Akademie S. Marco zu gedenken, mit dessen Nachbildung nach Eggerts ich einst Henriette Herz erfreut hatte, und dessen ganz jugendlicher Kopf für ein Bildnis Raffaels galt; außerdem mehrere Damenporträts (eins Kniestück, ein anderes stehende Figur in Lebensgröße), mit denen mich u. a. die hochherzige Familie des holsteinischen Grafen Baudissin, in welche der Baron von Rumohr Schinz und mich eingeführt hatte, beauftragte; im Schoße dieser Familie, welche wir zu unserer Freude später in Rom wiederfanden, verlebten wir unvergeßlich schöne Stunden (wie z. B. am Weihnachtsabend des Jahres 1822, der durch eine wahrhaft glänzende Bescherung verherrlicht ward). Aus der Zahl deutscher Kunstgenossen, welche 1820—21 in Florenz lebten, wurde mir keiner so wichtig wie der treffliche Mezger, über den ich daher auch einige Worte sagen muß.

Er war vom Kronprinzen Ludwig von Bayern zum Behuf des Ankaufs und der Restaurierung von Denkmälern alter Kunst, welche dieser Fürst damals zahlreich erwarb, angestellt, und dieses schwierige Amt hätte nicht leicht einem einsichtsvolleren Manne anvertraut werden können. Mezger verstand seine Sache ganz meisterlich, ja, bei Restaurierungsarbeiten erreichte er durch ein ihm eigentümlich gebliebenes Verfahren selbst da noch Großes, wo Palmarolis Weisheit ein Ende hatte. Oft sah ich ganz ungereinigte Bilder bei ihm, die so schwarz und übermalt waren, daß ich nicht begriff, wie man unter der Kruste noch etwas Gutes hervorholen könne, und doch gelang ihm dies fast ausnahmslos in jedem Falle. So war der Umgang mit ihm höchst

lehrreich, und ich danke ihm manchen fruchtbringenden Wink, den man stets um so lieber entgegennahm, als der schlichte, einfache, bescheidene Künstler, dessen ganzes Wesen mich unwillkürlich an den bieder sinnigen Eberhardt erinnerte, bei einer seltenen Herzenswärme die große Gabe besaß, mit Liebe und Nachsicht zu unterweisen, so daß man gern von ihm getadelt war. Wie dieser gute, feine Mann so sehr empfinden gelernt, womit man seinem Nebenmenschen am besten dient, erklärt sich aus seinem bewegten Lebensgange: Not jeder Art — an Geld, durch Krieg, Krankheit, Verletzung des Körpers, ja, durch ein schweres Augenübel, infolge dessen er seiner Kunst, dem Kupferstechen, jahrelang entsagen mußte — hatte bei ihm ein tiefes, edles Gefühl erweckt, so daß er nützte und half, wo er nur konnte. Sein Fürst wußte aber auch, welche Perle — an Menschen wie an Künstlerwert — er in Mezger besaß; als dessen Frau ihm im Januar 1821 einen Knaben schenkte, bot sich Kronprinz Ludwig selbst zum Taufpaten an und ließ sich bei der heiligen Handlung durch den Baron von Rumohr vertreten.

Unter den mannigfachen Bestrebungen, welche ich zu schildern versucht habe, nahte endlich die Zeit, wo die Umstände mich zur Rückkehr nach Rom drängten. Im Oktober des Jahres 1821, als ich just drei Jahre in Italien zugebracht hatte, siedelte ich wieder nach St. Peters Stadt über; mir war, als ob ich in einen trauten Familienkreis zurückkehrte. Aber mit wie herzlicher Freude ich auch die lieben Gesichter alle wieder zu begrüßen hoffen durfte: der Abschied von dem schönen Florenz ward mir darum nicht leichter. Ach! Aus Scheiden und Meiden entstehen ja die herbsten Bekümmernisse dieses Erdendaseins — ich sollte es wiederum so recht erfahren, als nach einer ruhigen Zeit angestregten Schaffens plötzlich in den letzten Maitagen des Jahres 1822 die Nachricht mich überraschte, der bei all seiner Barockheit von mir doch wertgehaltene Herzog August von Gotha sei gestorben und sein Bruder Friedrich, der Thronfolger, müsse nun Rom verlassen, um die Regierung des Landes anzutreten. Aus Gotha traf in der Person des Herrn von Bridel ein außerordentlicher Gesandter ein, um den nunmehrigen Herzog Friedrich zu holen; in den ersten Junitagen verließ der erlauchte Herr sein langjähriges Domizil, um nach Deutschland zurückzukehren. Am Tage vor seiner Abreise

nahm ich von ihm mit heißen Tränen Abschied; hatte er mir doch so sehr viel Güte und Herzensfreundlichkeit erwiesen und mir Gelegenheit gegeben, Rom und seine Umgebungen auf das bequemste kennen zu lernen! Mit ihm schied mein lieber Vetter Ettinger, der stets fürsorgliche, treue Freund, der mir immer nur Gutes erzeigt. Ich mußte mich nicht zu fassen, nicht meine Tränen zu hemmen! Erst die Zeit heilte die Wunde, welche der Trennungsschmerz geschlagen.

Schlag auf Schlag folgte nun: wenige Tage nach dem Herzog von Gotha verließ Johann Veit die ewige Stadt. In der Villa Raffaela gab er den befreundeten Künstlern und deren Frauen ein Abschiedsfest. Diese Villa, ein köstliches, von Raffael erbautes Kleinod, welches die Jahrhunderte verschont hatten, bis es 1849 bei den republikanischen Unruhen von den Römern selbst zerstört wurde, war damals von schlichten Winzern gepachtet worden; eine große, geschmackvoll decorierte Halle diente dazu, die Gerätschaften derselben aufzubewahren. An den Wänden aber sah man noch die Spuren von Raffaels Genius unverfehrt erhalten; auf das anmutigste und geistreichste hatte sich seine Kunst hier in einer Gruppe nackter Jünglinge, welche nach der Scheibe schossen, verewigt; am Fries zeigten sich vier Medaillons mit lieblichen Frauenbildern, welche man für Raffaels Freundinnen hielt. In diesem geheiligten Raume war die Tafel gedeckt; Bretter, auf Fässer gelegt, gaben ringsumher bequeme Sitze. Wir ließen uns die Speisen vortrefflich munden, und die Becher kreisten; am Schlusse des Mahles erhob sich der liebe Gastgeber und rief mit begeisterter Stimme: „Es lebe Raffael, Raffael lebe hoch!“ und rings in der Halle schallte es: „Hoch! Hoch!“ In demselben Augenblicke flatterte ein großer, herrlicher, bunter Schmetterling über die Tafel. Unwillkürlich erhoben wir uns alle in feierlichem Schweigen; die Psyche Raffaels schien hernieder zu schweben. In weihervoll gehobener Stimmung verließen wir die festliche Halle.

Aber nicht nur der Abschied manches lieben Freundes — auch der Tod lockerte mit rauher Hand das schöne Band, welches die römischen Künstler umschlang. Am 26. Januar 1822, abends, waren einige Freunde und zwei fremde Gäste, ein Amerikaner, Sir George Bancroft, und ein artiger junger Mensch aus Hamburg, namens Campe, zum Sonnabendkränzchen bei mir versammelt; vergnügt tranken wir

unseren Lee, als Stockmar bei uns eintrat und die Nachricht brachte, der Bildhauer Rudolf Schadow, ein Sohn des berühmten Direktors der Berliner Kunstakademie und Bruder des Historienmalers, von dem ich bereits erzählt, sei plötzlich an einer Brustentzündung schwer erkrankt. Schon am folgenden Tage hatte sich denn auch sein Befinden höchst bedenklich verschlimmert, und am 31. Januar war er tot. Am Spätnachmittage des nächsten Tages ward er beerdigt; er selbst hatte das Begräbnis angeordnet. Einer Sitte gemäß, welche ich sowohl in Rom, als auch in Neapel wiederholt beobachtete, lag die Leiche offen auf einer mit goldgesticktem Damast überdeckten Bahre; diese ward abwechselnd von sechzehn Künstlern getragen, welche dem Dahingegangenen die letzte Ehre erweisen wollten. Schadow war katholisch geworden und hatte sich den heiligen Franziskus von Assisi zum Patron erwählt; er war deshalb in eine Franziskanerkutte gekleidet, die Hände, über der Brust gefaltet, hielten ein kleines Kreuz, Psalmen summend ging die heilige Brüderschaft nebenher, fast alle deutschen Künstler folgten der Bahre. Wahrhaft poetisch lag der Tote da, einem Schlafenden gleich; wie um Abschied für ewig zu nehmen, küßte ihn die Sonne noch einmal mit ihren letzten Strahlen. Der Eindruck dieses Leichenzugs war tief ergreifend; ernst und bewegt lehrten wir von seinem Anblick heim.

Eng und enger schlossen sich jetzt, da so manche Lücke gerissen war, die in Rom zurückbleibenden Kunst- und Gesinnungsgenossen aus dem lieben deutschen Heimatlande aneinander. So wurde mir eines Tages die große Überraschung zuteil, von dem preussischen Gesandten, dem edlen Niebuhr — den ich wegen seines Geistes, seiner Gelehrtheit und Herzensgüte je länger je inniger verehren gelernt hatte — ein Billett zu erhalten mit der freundlichen Aufforderung, an Beckers Stelle vom 1. Mai an in sein Haus zu ziehen.

Wie sehr es mich auch beglückt hätte, in einer so edlen Familie Schutz und Obdach zu finden — die Ersparnis gar nicht gerechnet —, so hätte ich mich doch durch Annahme desselben meiner Künstlerfreiheit beraubt gefühlt. Alle Kunstgenossen und Freunde wohnten jetzt am Monte Pincio ganz nahe um mich herum, ja, derjenige, welcher mir am meisten förderlich und nützlich war, Philipp Veit, war unter einem Dache mit mir; jeden Augenblick konnte ich mir Rat bei ihm holen,



und dies war oft der Fall. Auch Schinz, der wackere Freund, würde mir bei der größeren Entfernung vielfach gefehlt haben, denn auch er war mir in künstlerischer Beziehung sowie durch brüderliche Hilfsleistungen von großem Nutzen. Kam ich nach Hause, so fand ich oft Palette und Pinsel gereinigt, die Staffelei bekränzt und manche schriftliche Bemerkung vor derselben niedergelegt, die mir bei meiner Arbeit nützlich sein konnte; bisweilen überraschte mich auch ein poetischer Abendgruß oder ein Kupferstich, den Schinz bei einem Antiquar für meine kleine Sammlung, die ich mir angelegt, passend gefunden und für mich erworben hatte. Wie wichtig war mir außerdem sein Urtheil in allen Zweifeln, die mich oft beschlichen! Namentlich an seine größere Korrektheit in der Zeichnung mußte ich oft appellieren, zumal wenn es sich um Gegenstände handelte, deren Studium nach der Natur mir meines Geschlechtes halber von vornherein unzugänglich war. Da mußte Schinz allemal zu raten und zu helfen, und er tat dies ebenso liebevoll wie gründlich. Selbst tüchtiger Zeichner, wie er es war, litt er auch von mir nichts Schlechtes. Einst hatte ich eine Komposition von neun Figürchen entworfen, auf die ich mir wirklich etwas einbilden wollte. Aber ach! Vor seiner strengen, aber gerechten Beurteilung fiel mein Stolz herab wie ein Ziegel vom Dach, und mein Hochmut zerplatzte vor der überzeugenden Kraft seines wahren Ausspruchs. So wurde denn beschlossen, den freundlichen Vorschlag des trefflichen Niebuhr, trotz aller Anerkennung so seltener Güte, abzulehnen. Am nächsten Morgen ging ich zu den lieben Menschen, um ihnen diese Antwort zu bringen. Ich fand die Hausfrau in ihrem allerliebsten Garten, an dessen Spalieren Zitronenbäume grünt, unter einem Mimosenbaum sitzen, von den holden Kindern umgeben, dem kräftigen kleinen Markus, blond und blühenden Kolorits, und der zarten Amalie, mit dichtem, reichem Lockenkopf und runden, lieblich braunen Augen. Sie empfing mich auf das gütigste; unter angenehmen Gesprächen verging die Zeit. Die sonst so stille, in sich gekehrte Frau entfaltete eine Lebenswürdigkeit, ein tiefes Gefühl, welches ich früher nicht an ihr gekannt und gar nicht erwartet hatte. In diesem Augenblick fühlte ich es doppelt schmerzlich, daß ich auf das so freundliche Anerbieten nicht eingehen konnte, jedoch wagte ich es, mir die Erlaubnis von ihr auszubitten, künftig die Sonntage in ihrem

Familienkreise zubringen zu dürfen. Zu den Donnerstagabenden, wo Niebuhrs offenes Haus für Künstler und Gelehrte hielten, war ich ohnehin ein für allemal geladen. Sie gewährte mir meine Bitte gern, ja, sie fügte hinzu, daß es längst ihr Wunsch gewesen sei, mich zu ersuchen, sie selbst sowie ihre beiden Kinderchen zu porträtieren — sie hoffe, ich werde diesen Auftrag nicht ablehnen. Hoch erfreut sagte ich zu und machte mich schon nach wenig Tagen an die Arbeit. Ich malte erst die Mutter, dann die Kinder; letztere in ganzer Figur, in einer Gruppe, die vermöge der großen Unruhe der kleinen Schelme viel Schwierigkeiten bot. Gewöhnlich halten die Künstler Kinderporträts für besonders undankbar; eine Ansicht, welche ich nicht teilen kann. Im ganzen ist doch der Typus der Kindergesichter ein allgemeiner, nur etwas modifiziert im Detail der Formen, in denen das Runde sowie der Ausdruck von Unschuld und Lieblichkeit vorherrschend sind.

Frau Niebuhrs Fürsorge erleichterte mir die Arbeit wesentlich durch das reizende Atelier, welches sie mir in ihrer Wohnung in einem Gartensalon bereitete; durch die geöffneten Fenster und Flügelthüren drangen würzige Blütendüfte herein; eine plätschernde Fontäne machte eine sanfte, melancholische Musik, während sie zugleich die sehr wünschenswerte Kühle verbreitete. Man kannte diese zarte Sorge und Aufmerksamkeit für die deutschen Künstler in Rom an der trefflichen Familie. Niebuhr war für alle ein wahrhaft väterlicher Freund und eine zuverlässige Stütze; hatte er doch einst sogar denen, welche die Fresken in der Casa Bartholdina malten, den Ultramarin gekauft, weil derselbe für ihre Umstände zu teuer war. Sein gerechter Sinn, sein wahrhaft christliches Gemüt machte keinen Unterschied zwischen katholischen und protestantischen Malern, indes hatte ihn der Übertritt einiger zum Katholizismus doch tief betrübt. Ich habe bereits erzählt, wie glücklich sein Bemühen war, als nötiges Gegengewicht gegen die Proselytenmacherei einen evangelischen Gottesdienst in Rom einzurichten.

Leider sollte sich der treffliche Mann der Früchte seines aufopferungsreichen Strebens nicht mehr lange erfreuen; etwa drei Jahre nach der Gründung der protestantischen Gemeinde ward er von Rom abberufen; acht Jahre später, am 2. Januar 1831, schied er aus diesem Leben. Die Trauerbotschaft seines Todes erschütterte mich tief.



Einen geringen Trost gewährte mir eine flüchtige Skizze von dem Antlitz des edlen Mannes, welche ich im März 1822 zu Rom entworfen hatte, und die ich zu Hilfe zog, als ich im Jahre 1829, der Einladung Niebuhrs nach Bonn folgend, mehrere Sommermonate in seinem gastlichen Hause zubrachte, bei welcher Gelegenheit ich meinen verehrten Wirt selbst und dessen vier Kinder in einer Gruppe malte. Von jener Skizze hörte Goethe, und da er zu jener Zeit durch Krankheit ans Zimmer gefesselt war, so ließ er mich durch einen Freund ersuchen, sie ihn sehen zu lassen. Sie gefiel ihm so sehr, daß er sich eine Wiederholung für sein Porträtalbum erbat.

Natürlich beeilte ich mich, die Bitte des teuern Dichters — der ein Jahr später auch aus diesem Leben scheiden sollte — zu erfüllen, ja, ich empfand eine Art wehmütiger Freude, daß ich imstande war, das Andenken des mir so werthen Gönners auf diese Weise zu ehren. Denn nie erkalten kann meine Dankbarkeit für Niebuhrs Güte, welche sich noch kurz vor seinem Scheiden von Rom in besonders schöner Weise betätigte. Im November des Jahres 1822 nämlich besuchte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit zweien seiner Söhne, den ritterlichen Prinzen Wilhelm und Karl, Italien; auf wenige Tage und mit kleinem Gefolge kamen sie auch nach Rom. Ihr Auftreten war prunklos und ohne Ostentation, aber eben deshalb nur um so gewinnender. Niebuhr begleitete den Monarchen, Bunsen die Prinzen in Stadt und Umgegend nach den merkwürdigsten Orten; unter anderem auch in eine Ausstellung von Bildern deutscher Künstler, welche nicht ohne Schwierigkeiten unter Direktion Catels in der Casa Bartholdy zustande kam.

Nun hatte ich im April und Mai 1822 den Violinspieler von Raffael kopiert. Da das Original sich in der Galerie der Prinzessin Sciarra befand, so bedurfte es zu meinem Vorhaben deren besonderer Erlaubnis, welche mir auf ein Fürwort Thorwaldsens dessen Freund Brøndsted, der bereits erwähnte Archäolog und Bevollmächtigte Dänemarks am päpstlichen Hofe, auswirkte. Allein ich mußte mich, ehe die Zusage bestimmt erteilt ward, der Prinzessin selbst vorstellen. Ich fand eine häßliche, aber doch gezierte und anspruchsvolle Römerin, welche meine Bitte herablassend gewährte. Die Arbeit war nicht angenehm, da die Frau des Galerieaufsehers mich während derselben

mit Argusblicken bewachte; endlich aber (am 25. Mai 1822) war der letzte Pinselstrich an der Kopie getan. Gleichzeitig hatte ich mich mit wahren Heißhunger einer größeren Komposition gewidmet: „die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, wie sie, von der Wartburg herabkommend, mit milder Hand Brot und andere Gaben an die Armen und Hilfsbedürftigen austeilt“; eine umfangreiche Arbeit, welche ich im Seebade Livorno kartonierte, wo ich zur Stärkung meiner Gesundheit vom 4. Juli bis 12. August 1822 verweilte. Von Livorno war ich nach Bologna gegangen, um dort nach Perugino, Francesco Francia und anderen zu kopieren; das Original des Perugino war ein herrliches Altarblatt, „Madonna, von Engeln umgeben, zu ihren Füßen Heilige“; kräftig in der Farbe, unbeschreiblich fromm und innig im Ausdruck. Unter den Heiligen befand sich eine heilige Apollonia, diese kopierte ich; nach Francia malte ich einen Gitarre spielenden Engel und eine Madonna, ferner einen Engel nach Innocenzio da Imola. Mit schönen Früchten neunwöchentlichen Fleißes war ich am 17. Oktober 1822, geleitet von dem treuen Schinz, der diese Reise mitgemacht, und einem geistreichen, unterrichteten jungen Franzosen, namens St. Hilaire, der sich in Bologna zu uns gesellt hatte, wieder in Rom eingetroffen, wenige Tage nur vor dem Könige von Preußen. Als nun Catel für diesen die erwähnte Ausstellung arrangierte, konnte ich den Violinspieler nach Raffael sowie die in Bologna angefertigte Kopie des Engels nach Innocenzio da Imola zu derselben beisteuern, und das Glück wollte, daß König Friedrich Wilhelm III., ein warmer und feinsinniger Verehrer Raffaelscher Größe, meiner Kopie des Violinspielers (auf welche ihn Niebuhr mit einigen empfehlenden Worten aufmerksam machte) Geschmack abgewann. Er kaufte dieselbe für 40 Louisdor, und den Engel ebenfalls. An dem nämlichen Tage erwarb er auch einen Amor von Eggers; ein Glück, über welches ich mich um dieses gerade damals recht bedrängten Künstlers willen innig freute. Mit meiner Kopie des Violinspielers hatte ich übrigens bei den preussischen Herrschaften Glück; wenige Monate später, im Mai des Jahres 1823, verkaufte ich durch Bunsens freundliche Vermittelung eine Wiederholung meiner Originalkopie, zu deren Vollenbung die Prinzessin Sciarra noch drei Beduten bewilligte, an einen der damals in Rom verweilenden preussischen Prinzen.

Wohl darf ich sagen, daß mich die Erwerbung meiner Arbeiten durch König Friedrich Wilhelm III. mit freudigem Stolze erfüllte; in der Beurteilung Raffaelscher Kopien war derselbe kompetent in seltenem Maße. Hatte er doch 1814 in Paris die Gelegenheit gehabt und fleißig ausgenutzt, die durch Napoleon aus allen Ländern Europas zusammengeschleppten Originale zu studieren. Eine Anzahl tüchtiger Künstler war damals von ihm für die schöne Aufgabe gewonnen worden, die hervorragendsten Schöpfungen des großen Italieners nachzubilden; diese Kopien schmückten die Zimmer seiner Paläste in Berlin. Auch mein „Violinspieler“ sollte sich dieser würdigen Reihe anschließen; und hatte ich auch bisher meine Kopien immer leicht verkauft und befriedigende künstlerische wie pekuniäre Erfolge damit erzielt, so überkam mich doch erst jetzt die frohe Empfindung, als wäre ich von der Lehrzeit losgesprochen. Ich fühlte mich gleichsam sicherer in der Kunst, ruhiger und frohen Mutes, so daß Gustav Adolfs Wort in Schillers „Dreißigjährigem Kriege“, den ich damals zuerst las, mir gleich einer Feuerflocke in die Seele fiel, das Wort: „Zuversicht ist die Mutter großer Taten!“

In gehobener Stimmung nahm ich nun die Arbeit an meiner „heiligen Elisabeth“ wieder auf, alle Seligkeit und alles Leid des schöpferischen Talentes zugleich dabei empfindend. Es ist ja in der Kunst wie in der Liebe: immer himmelhoch jauchzend oder zum Tode betrübt.

Mit heißer Inbrunst schaffte ich an meinem Werke; nur ein Gegenstand von weihervollster Erhabenheit konnte meine Phantasie daneben fesseln: die Madonna di Foligno im Vatikan. Ich begann eben damals eine Kopie dieses wundervollen, durch den räuberischen Denon einst nach Paris geschleppten, dort aber meisterhaft von Holz auf Leinwand übertragenen und restaurierten Bildes; diese Arbeit bildet noch jetzt den Hauptschmuck meiner freundlichen, mir durch meines Großherzogs Güte eingeräumten Wohnung im Jägerhause zu Weimar.

So verging mir in emsigstiller Arbeit der Rest des Jahres; ehe ich mich dessen versah, schrieben wir 1823. Abermals kam der fünfzehnte Mai, mein Geburtstag. Ach, ich ahnte noch nicht, daß es der letzte sein sollte, den ich in Italien verleben würde, und doch beschloß ich mein sechsunddreißigstes Jahr in wehmütig-ernster Stimmung.

Fast ein halbes Dezennium war ich in Italien gewesen; reiche Schätze der Natur und Kunst hatte ich in Gesellschaft edler Freunde kennen gelernt und genossen; die Geschichte lag von der ältesten Mythe an bis auf die neueste Zeit offen vor mir da, in lebendigerer Schilderung, als je ein Buch sie geben kann. So war die jüngste Vergangenheit unaussprechlich reich, die Gegenwart befriedigend — nur die Zukunft nebelhaft. Ich gedachte ihrer weder hoffend, noch wünschend. Was hätte sie mir auch bieten können nach dieser Fülle von Glück!

Das waren die Gedanken, welche am 15. Mai 1823, dem Tage, an welchem ich in mein siebenunddreißigstes Jahr trat, mein Herz bewegten. Schon früh am Morgen überraschte mich der gute Schinz, seine innigsten Wünsche ausprechend, mit einigen Kleinigkeiten. Die erste Stelle unter denselben nahm — neben einem herrlich geglückten *Ecce homo*, Kopie nach Philipp Veit — ein schöner Teppich ein, welcher noch heute, im Jahre 1866, das Licht in meinem Atelier zusperrt, um die meine blinden alten Augen peinigende Helle zu mindern. Denn wie wenig ich auch neuerdings selbsttätig habe schaffen können: mein Atelier ist noch im alten Stande und mir die eigentliche Heimat in meiner stillen Wohnung. Da liegt noch die vertrocknete Palette mit den Pinseln auf dem Maltisch; da steht noch auf der Staffelei der Karton zu meinem Christusbilde: „Kommet her alle, die ihr mühselig und beladen seid“, welches ich für zwei Kirchen, nach Mecklenburg und Schleswig, gemalt habe; die Wände sind bedeckt mit Kartons theils romantischer, theils christlicher Gegenstände. Hier versenke ich mich in die Vergangenheit: Erinnerung ist ja das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

Es war wirklich wie eine trübe Ahnung gewesen, welche mich an meinem Geburtstagsfeste überschattet hatte: wenige Wochen später bekam ich aus der Heimat die Nachricht, daß mein Vater unheilbar (an der Rückenmarkschwindsucht) leide. Sein Zustand erheischte meine Rückkehr nach Jena um so gebieterischer, als der Kranke, der von seiner zweiten Frau keineswegs die erwartete Pflege genossen hatte, sich vor Sehnsucht nach mir verzehrte. Die Ärzte glaubten, daß die Befriedigung dieser Sehnsucht wohlthuend auf den Leidenden wirken müsse.

Nun begannen die quälenden Zurüstungen zu der Trennung von

Rom, die mir so schwer fiel. Es mußte eingepackt, es mußten Abschiedsbefuche gemacht werden. Letztere boten noch manchen Lichtblick in der Nacht meiner Bekümmernis; so das Lebewohl bei Thornwaldsen. Tiefbewegt schied ich von diesem Würdigen, dem ich in meinem Herzen längst den nächsten Platz neben Goethe eingeräumt. Ahnelte doch auch sein Schaffen dem des Dichtersfürsten: durch beider Wesen ging ein Zug erhabener Einfachheit, antiker Würde, hoheitvollsten Adels. Rührend gütig trennte sich Thornwaldsen von mir; mit größter Bestimmtheit sprach er die im Jahre 1832 auch wirklich in Erfüllung gegangene Prophezeiung aus, daß ich eines Tages sicherlich wieder nach Rom käme, da ich es ehrlich mit der Kunst meinte. „Ja!“ sagte er, indem er mir die Hand auf die Schulter legte und mich mit seinen wundervollen blauen Augen groß anblickte, „wir scheiden heute nicht auf immer. Ihnen ist es heiliger Ernst um die Kunst, heiliger Ernst!“ Dann zeigte er mir noch seine Sammlung von Gemälden, mit denen ein Zimmer seiner Wohnung geschmückt war. Gutmütig hatte er manchem bedrängten Maler durch Ankauf seiner Arbeiten genügt; unter vielem Mittelgut waren ihm auf diese Weise auch einige Meisterwerke zuteil geworden, z. B. zwei treffliche Landschaften von Koch, in welche Cornelius die Staffage gemalt hatte (diese Bilder kamen nach Thornwaldsens Tode in den Besitz des Herrn von Quandt); auch manche gute Genrebilder zierten die Sammlung des Künstlers. Die Perle derselben aber war ein überaus liebliches Madonnenbild von Sassoferrato, welches Papst Pius VII. dem Meister — dessen Eigenschaft als Nichtkatholik uneingedenk — geschenkt hatte, und das von mir, dank Thornwaldsens bereitwillig dazu erteilter Erlaubnis, kopiert worden ist. Soviel ich mich erinnere, war dieses Gemälde das einzige nicht moderne, welches der Künstler besaß, denn er pflegte gar keine Bilder alter Meister zu kaufen. Hingegen besaß er alte Münzen, Pasten, etruskische Vasen und dergleichen. Zuletzt führte er mich noch in eins seiner größten Ateliers, um mir seine zwei letzten Apostel zu zeigen. Matthäus mit dem Kinderengel gefiel mir außerordentlich, noch mehr aber der Engel, welcher eine Muschel als Taufbecken darreicht; eine schlank, zarte Gestalt, deren Gewand in weichen, an-schmiegenden Falten bis auf die Füße herabfällt. Eine so hehre, so liebliche Unschuld in den feinen Zügen, eine so leuchtende Klarheit in



den schönen Augen läßt fühlen, wie der Engel selbst die Seligkeit empfindet, das heilsspendende Becken darzubringen. — Mit schwerem Herzen schied ich von Thornwaldsen, den ich als Künstler wie als Menschen gleich hoch verehrte.

Am Johannisfest 1823, drei Tage vor meiner Abreise, verabredete ich mit den nächsten Freunden einen letzten Spaziergang nach der Villa Pomiatowski. Philipp Weit hatte leider mit Frau und Kind Rom bereits verlassen, um den Sommer in Livoli zuzubringen; ihm hatte ich schon das allerschmerzlichste Lebewohl gesagt. Andere Kunstgenossen und Freunde begleiteten mich aber nach jener Villa. Der Abend war wunderschön, die herrliche Aussicht wurde durch die scheidende Sonne vergoldet, deren Untergang mir nie so majestätisch erschienen war wie diesmal. Lange war ich träumerisch in den Anblick des herrlichen Naturschauspiels versunken, entzückt und doch schmerzvoll den Abschied vorempfindend. Da erhob der heitere Maler Catel, welcher mit von der Partie war, die Stimme und unterbrach das feierliche Schweigen mit dem Ausrufe: „Laßt uns doch noch einen Salat und Eier in der nahe gelegenen Osteria ‚Zum Papa Giulio‘ genießen!“ — Gesagt, getan. Aber wie wurde ich überrascht! Am Fuße der Treppe, welche zu dem vorgenannten Gesellschaftslokale führte, stand der Maler Remy aus Berlin, bot mir den Arm und bat mich im Namen mehrerer Freunde um die Erlaubnis, den Abend nach Sitte der männlichen Kunstgenossen feiern zu dürfen. Gleichzeitig öffnete sich die Thür und eine lange, sauber gedeckte, mit Blumen geschmückte Tafel zeigte sich meinen erstaunten Blicken, fünfunddreißig mir besonders befreundete und hoch von mir verehrte Künstler waren um dieselbe versammelt. Ein fröhlicher Gruß schallte mir von ihren Lippen entgegen, und vor einem prachtvollen Kranze erhielt ich meinen Platz; mein Sessel war mit Blumen umwunden und auf meinem Teller lag ein dichter Lorbeerkranz mit einem Gedichte von Auguste Klein, welches also begann:

„Bei diesem Kranz gedenk' der röm'schen Zeiten  
Wenn rauh und kalt des Nordens Lüfte weh'n;  
Der Lorbeer soll in's Stadium Dich begleiten  
Von schlankem Stamm auf kapitol'schen Höh'n,  
Und Freude, denk ich, soll er Dir bereiten  
Wenn deutsche Freunde horchend um Dich steh'n;



33. Vogel v. Bögelstein, Louise Seidler in Rom

Dann werden tausend Bilder Dich umschweben,  
Und in die Blätter bringt ein neues Leben!"

Der Orvieto kreiste zu den schmachhaften Speisen, und alle Lieder welche sonst den abreisenden Künstlern zu Ehren gesungen wurden, erschallten nun abgeändert für die „reisende Maid“ in frischen, wehmütig-fröhlichen Klängen. Es waren herrliche, erhebende Stunden, welche ich genoß; mir zur Rechten saß der würdige Prediger Schmieder, zu meiner Linken der stets muntere Catel, Freunde und Freundinnen reichten sich diesen an. Um Mitternacht endete das für mich so überraschende Fest. Der Mond stand am Himmel; sein mildes Licht goß Klarheit und Frieden auch in meine tiefbewegte Seele. Still schlich ich nach Haus — singend und plaudernd zogen neben mir die anderen davon. Nie zuvor war der Abschied einer Künstlerin von Rom so schön gefeiert worden; auch später habe ich von keiner ähnlichen Feier gehört. Erschöpft von soviel Freuden und Ehren, erschüttert von dem Schmerze des Abschieds erreichte ich die Schwelle meines Kammerleins. Vor meinem Bette saß ich lange, gedankenvoll vor mich hinstarrend; wohl fühlte ich, daß Größeres mir nie beschieden sein könne. Voll inniger Wehmut empfand ich, daß keiner meiner glücklichen Tage in Rom mir zurückkehren würde, und daß eine solche Seligkeit, wie ich sie dort genossen, fast nur den einen Wunsch übrig lassen konnte: lieber an der Pyramide des Cestius für immer auszuruhen, als nach Deutschland zurückzukehren. — Als ich mich endlich ermannte und die Fenster schloß, erklangen unter denselben noch die rührendsten Abschiedslieder. Mein kaum zur Ruhe gekommenes Herz wurde durch die ergreifenden Klänge der deutschen Scheidegrüße aufs neue erschüttert; Tränen erstickten den Dank, welchen ich den Sängern so gern zugerufen hätte.

Der Tag, an welchem ich der ewigen Stadt Lebewohl sagen sollte, kam endlich heran — der Wagen rasselte vor, einige Kunstgenossen, darunter der treue Schinz, stiegen mit mir ein; von Pulinis, deren Tochter Adelheid sich unter meinen Augen entwickelt und die ich wie das teuerste Kind geliebt, wurde der schmerzlichste Abschied genommen — dann schied ich von dem gastlichen Dache, welches mich fünf glückliche Jahre lang beherbergt hatte. Meiner Bewegung nicht mächtig, bestieg ich den Wagen, in Tränen gebadet. Rasch ging es vorwärts —

auf der Anhöhe, wo man zum letzten Male die Kuppel von Sankt Peter erblickt, machten wir halt, stiegen aus, die letzte Flasche Orvieto wurde geleert, ein Hoch! der ewig herrlichen Roma gebracht, und die Scherben unserer Gläser flogen klirrend zur Erde. Zum letzten Male umarmte ich die Freunde; sie kehrten die Landstraße nach Rom zurück — mein Wagen eilte gen Norden vorwärts, der Heimat zu.

## Nachwort

Mit der Rückkehr in die Heimat brechen die von Louise Seidler selbst herrührenden Mittheilungen ab. Ihr Tod machte die Fortsetzung ihrer Aufzeichnungen illusorisch. Reichliches Material an Briefen und anderen Nachrichten ermöglicht uns indessen, das bescheidene Dasein der Künstlerin und ihre fleißige Thätigkeit bis an ihr Lebensende zu verfolgen.

Nur langsam ging die Rückreise aus Italien nach Deutschland vonstatten. Mit ihren Reisegefährten Schinz und Auguste Klein besuchte Louise erst Overbeck in Perugia. Auf der weiteren Fahrt wurden nochmals Florenz, dann Bologna, Modena, Parma, Piacenza, Mailand besichtigt. Das Ende des Sommers 1823 verbrachte sie bei Schinz' Geschwistern und seinen Eltern in der Schweiz. Nach Weimar heimgekehrt, erfuhr Louise Seidler die besondere Gnade des Großherzogs Karl August, der ihr ein Atelier im „Jägerhause“ (der Großherzoglich freien Zeichenschule) anweisen ließ und für die Wartburg den Karton der „heiligen Elisabeth“ bestellte. Auch wurde sie mit dem Zeichnenunterricht der beiden Prinzessinnen Maria und Augusta, der späteren deutschen Kaiserin, betraut. Auf Goethes Veranlassung erhielt sie im Herbst 1824 die Aufsicht über die kleine Galerie der Zeichenschule nebst freier Wohnung und einem Gehalt von hundert Talern. So blieb Louise Seidler von nun an in Weimar, das sie mehrfach für ihre verschiedenen Reisen verließ. Alljährlich besuchte sie ihre zahlreichen Freunde, manchmal nur in der näheren Umgebung oder in Jena, Dresden, Coburg. Häufig aber entschloß sie sich, mit Rücksicht auf ihre schwächliche Gesundheit in späteren Jahren stets von ihrer getreuen Dienerin Helene begleitet, zu größeren Unternehmungen. Schon im Sommer 1826 weilte sie, mit Empfehlungen Alexander von Humboldts ausgerüstet und von ihm persönlich bei hervorragenden französischen Künstlern eingeführt, einige Monate in Paris. Als Goethe gestorben war, zog Louise nochmals für fünf Vierteljahre über

München und Tirol nach Rom. Aber der größte Teil der Künstler, mit denen sie zehn Jahre vorher dort gelebt hatte, war zerstreut. Die stille Malerin fühlte sich einsam und verwaist in dem Lande, in welchem sie einst am liebsten gestorben wäre. Sie mochte des Goetheschen Verses gedenken: „Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.“ Auch in Weimar hatte sich vieles geändert. An Goethes Stelle hatte Herr von Schorn die Oberaufsicht der „unmittelbaren“ Anstalten für Wissenschaft und Kunst erhalten. Was zwischen ihr und Goethe ein zwangloser freundschaftlicher Verkehr ermöglicht hatte, wurde nun mehr amtlicher Behandlung überwiesen. Doch erhielten die Großherzöge Karl Friedrich und Karl Alexander dem Schützling Karl Augusts und Goethes ihre Huld. Louise Seidler wurde zur Hofmalerin ernannt und blieb bis zu ihrem Tode in ihrer Stellung.

Eine stattliche Folge von Porträtaufträgen wurde bei ihr von der großherzoglichen Familie bestellt. Sie malte außerdem die Enkelkinder Goethes in Pastell. Das Frommannsche Haus bewahrt eine Reihe von Bildnissen, und von Ölgemälden seien Gisela Grimm, die edle Tochter der Bettine, und Riemer erwähnt. Die religiösen und allegorischen Motive blieben ebenfalls der Tätigkeit Louise Seidlers vertraut. Noch auf Goethes Anregung hatte sie im Frühjahr 1831 das Bild „Malerei und Poesie“ ausgeführt und dieses Werk auf die Ausstellung des sächsischen Kunstvereins in Dresden geschickt. Dort hatte aber die Kommission einzelne Mängel beanstandet, so daß Goethe wiederum vermittelnd eingreifen mußte und für das „wohlgelittene Frauenzimmer“ an den Vorsitzenden des Vereines schrieb. Daraufhin wurde das Bild zur Verlosung angekauft. Für Apolda und Eisenach, sogar für Rio Grande malte Louise Altarbilder. Der treuen Dankbarkeit für Goethe gab sie zum hundertsten Geburtstage Ausdruck mit der allegorischen Komposition „Dichtung und Wahrheit, Goethes Manen geweiht“.

So führte die Künstlerin in dem Kreise Weimars, dem das Andenken an Goethe heilig war, ein freundliches und angesehenes Dasein. Zu den alten Beziehungen nach auswärts, die sie besonders mit Philipp Veit und seiner Familie und den Kindern ihres frühverstorbenen Schweizer Freundes Schinz unterhielt, trat in Weimar selbst eine immer mehr erstarkende Freundschaft mit Friedrich Preller.

Noch im Alter von 74 Jahren machte sie sich nach der Schweiz auf, um vier Monate dort zu verbringen. Schinz und Philipp Weit haben bei der erstmaligen Herausgabe der Erinnerungen Louise Seidlers treue Unterstützung geliehen, was verschiedene, bisher ungedruckte Briefe Weits bestätigen.

Diese „Erinnerungen“ hat Louise Seidler auf Veranlassung einer Freundin, der Frau Henriette Solger, begonnen, um sich wegen zunehmender Erblindung eine nutzbringende Beschäftigung zu machen. Langsam nur rückte die Arbeit vor, da die beiden jugendlichen Gehilfinnen, die die Niederschrift ausführten, nicht immer soviel Zeit hatten, als es die Greisin wünschte. Die Wiederholung glücklicherer Zeiten in der Phantasie regte sie außerordentlich an. Sie schreibt an Schinz: „Die Erinnerungen sind mir eine große Wohlthat, sie unterhalten mich aufs schönste. Die Erinnerung führt mich zauberisch in eine andere Zeit zurück. Ich habe jetzt sehr viele Charakteristiken damaliger Persönlichkeiten und Zustände eingeflochten, wodurch die Kunstbemerkungen etwas in den Hintergrund treten, das Ganze unterhaltender wird, und die Zustände jener Zeit lebendiger hervortreten. Es ist merkwürdig, wie vieles doch die Neuzeit völlig verändert hat!“ Eine seltene Frische und Klarheit des Geistes blieb der Künstlerin bis zu ihrem Tode (am 7. Oktober 1866) erhalten. Ihre schönste menschliche Eigenschaft, die Seite ihres Herzens, erwies die Anspruchslose, indem sie ihren Besitz sorglich verteilte. Das große Aufsehen, das die erste öffentliche Ausstellung ihres Goethebildnisses in Berlin erregt hatte, wohin es Gisela Grimm mitgeführt, benutzte sie, um das ausschließliche Bervielfältigungsrecht zugunsten eines Stipendiums für arme Realschüler abzugeben. Eine ihrer Freundinnen, die Bildhauerin Angelika Jacius, erhielt den Auftrag, ihr Grabdenkmal auszuführen. „Ein Stück des alten Alm-Athen, wie es im Gedächtnis der dankbaren Nachwelt ewig leben wird, ist mit Louise Seidler zu Grabe getragen; was aber mehr ist: eine hochsinnige, edle, harmonisch in sich abgeschlossene Natur. Glänzendere Geistesgaben mag man finden, selten ein reineres, liebenswürdigeres, hingebenderes Gemüt.“

Mit diesen rührenden Worten durfte der Herausgeber der „Erinnerungen der Malerin Louise Seidler“ seine Arbeit abschließen. Dr. Hermann Uhde (1845—1879), dessen kurzes Leben durch eine

Fülle von wertvollen Schriften zur deutschen Literaturgeschichte und Theatergeschichte seinen Inhalt erhielt, hatte durch Alwine Frommann die Papiere Louise Seidlers vor dem Kriege von 1870 erhalten. Bruchstücke erschienen im Jahre 1872 in den Hamburger Nachrichten und wurden mit zunehmender Teilnahme der im neuen Deutschen Reich kraftvoll erstarkenden Gemeinde Goethes begrüßt. Im Herbst 1873 wurde das sorgsam redigierte Buch ausgegeben. Schon 1874 war die zweite Auflage nötig. Adolf Stahr und Rudolf Gottschall, Herman Grimm und Theodor Fontane wurden zu ausführlichen Besprechungen angeregt, dänische Zeitungen kommentierten erregt die veränderten Nachrichten über Thortwaldsens Liebesleben, die Louise Seidler berichtet hatte. Die „Erinnerungen Louise Seidlers“ schienen be- rufen, neben Kugelgens Jugenderinnerungen eines alten Mannes, mit welchen sie zusammen genannt wurden, ein Lieblingsbuch der Nation zu werden.

Aber es kamen zu der gewohnheitsmäßigen Überholung durch andere Publikationen auch äußere Umstände dazu, die das Erscheinen einer dritten Auflage des vergriffenen Bandes verhinderten. Louise Seidlers Erinnerungen gerieten in völlige Vergessenheit, und nur flüchtig, während der Jahrtausendausstellung von 1906, wurde ihrer gedacht als einer ausgezeichneten biographischen Quelle für das Leben der erst jetzt gewürdigten Maler Kersting und Kaspar David Friedrich. Der kulturhistorisch höchst wertvolle, mit liebenswürdiger Bescheidenheit vorgetragene übrige Inhalt blieb unbeachtet, der Reichtum und die warmherzige Schilderung bedeutender Zeiten und großer Menschen unerkannt. Die lebendige Auswirkung der Persönlichkeit Goethes auf eine der schlichtesten Begabungen in seiner Nähe, von Herman Grimm in seinem Essay vorzüglich gefaßt und in wundervoller Rhetorik dargestellt (in seine „Fünfzehn Essays“, Berlin 1874, 3. Aufl. aufgenommen), hätte wahrlich verdient, als Gegenbeispiel gegen die überhandnehmenden egozentrischen Gepflogenheiten modernen Literaturtums zu gelten. Wenn nunmehr, genau fünfzig Jahre nach ihrer erstmaligen Veröffentlichung, die Erinnerungen Louise Seidlers zum dritten Male herausgegeben werden, mag die unterdessen nach anderen Gesichtspunkten eingestellte Mode vielleicht die empfindsame Ursprünglichkeit, die romantizierende Naivetät der Erzählung anerkennen. Die



persönliche Verbindung mit ihrer Welt, die vor einem halben Jahrhundert noch allgemein bestand, und vielen Lesern den Reiz der persönlichen Tradition gewährte, ist ja heute nur ganz wenigen mehr beschieden. Aber die aufrichtige Anerkennung der bewiesenen strengen sittlichen Grundsätze, die nach 1870 nicht zum wenigsten dazu beitrug, diesem in seiner Vereinigung von künstlerischen, literarischen und historischen Begebenheiten sehr vereinzelt dastehenden Memoirenwerk Verbreitung zu sichern, wird auch die Generation von 1920 dankbar verpflichtet wiederholen, die das von allem literarischen Beiwerk und sonst erreichbarem fremden Ballast befreite, nunmehr Louise Seidler allein zugehörige Buch zur Hand nehmen wird.

Hermann Uhde-Bernays

## Anmerkungen

S. 15. Fanny Caspers, s. S. 154 ff.

S. 51. Das Bildnis Goethes von Louise Seidler gelangte aus Herman Grimms Nachlaß an das Goethemuseum. Knebel schreibt seiner Schwester am 6. Dez. 1811: „Da Goethe nur bis den 29. hier blieb, so gaben wir ihm an demselben Tage ein kleines Mittagessen, wozu wir einige bekannte Freunde luden, und auch Mademoiselle Louise Seidler, die Goethen recht artig und jugendlich gemalt hatte.“ Vgl. Knebels Liter. Nachlaß und Briefwechsel, Berlin 1835, Nr. 580.

S. 51. Vgl. Goethes Brief an Louise Seidler vom 28. Dezember 1810. Weimar. Ausg. Bd. 21, S. 451.

S. 59. Louise Seidler hat hier angemerkt: „Wie wenig vorteilhaft das Äußere der Herzogin auch war, der Hofmaler Professor Grassi hat sie doch so edel aufgefaßt, daß das Bild eine der schönsten Zierden des gothaischen Schlosses geworden ist. In weißem Atlasgewande steht die Fürstin an einem mit reichem Teppich geschmückten Tische; die linke Hand hält einen Federwedel, während die Rechte aus einem Schmuckkästchen eine Schnur Perlen hervorzieht. Das Porträt ist ebenso einfach und würdig gedacht, wie klar und schön gemalt. Als Pendant hängt an der gegenüberliegenden Wand ein Bildnis des Herzogs August in schwarzer spanischer Tracht, von dem nämlichen Künstler herrührend.“ Beide Gemälde sind im Schlosse zu Gotha.

S. 62. Das Gemälde befindet sich im Museum in Gotha.

S. 63. Der Roman heißt „Kyllenion, oder ein Jahr in Arkadien.“ Gotha 1805. Vgl. Fr. Jacobs verm. Schriften. Gotha 1823—1862. VI. 464. VII. 176 ff. 517.

S. 68. Vgl. Goethes Brief an Louise Seidler vom 23. April 1812. Weim. Ausgabe. Bd. 23. S. 353.

S. 68. Vgl. „Caroline.“ Leipzig 1871, Schellings Leben in Briefen, Leipzig 1870.

S. 70. Vgl. Knebels Briefwechsel a. a. D. Nr. 586. 614. 620.

S. 72. Vgl. Goethes Briefe an Louise Seidler vom 24. Februar, 2. und 13. März 1813, 24. und 27. März 1813. Weim. Ausg. Bd. 23. S. 291, 297, 300, 303.

S. 75. Den beiden ersten Auflagen der Erinnerungen Louise Seidlers waren hier verschiedene Briefe des Jenaer Universitätsprofessors Kiefers beigelegt, der den Feldzug als Freiwilliger mitmachte.

S. 80. Vgl. Goethes Briefe an Louise Seidler vom 20. und 28. Dez. 1815, 2. März, 30. März, 12. Juni, 1. Juli 1816. Weim. Ausg. Bd. 26. S. 190, 205, 283, 320. Bd. 27. S. 53, 73. S. auch Goethes Brief an Sulpiz Boisserée vom 24. Juni 1816, ebda. Bd. 27. S. 63.

- S. 86. Vgl. Goethes Brief an Langer vom 4. Juli 1817, ebda. Bd. 28. S. 162.
- S. 91. Vgl. Goethes Brief an Louise Seidler vom 18. Sept. 1817, ebda. Bd. 28. S. 253.
- S. 98. Vgl. Goethes Brief an Louise Seidler vom 12. Februar 1818, ebda. Bd. 29. S. 47. und Brief an Heinrich Meyer vom 16. März 1818, ebda. Bd. 29. S. 104. Es ist ein Abgrund von Herrlichkeit, und wohl unerlässlich, solche zu behalten." Wie Eckermann berichtet, zeigte Goethe am 20. Okt. 1828 nach aufgehobener Tafel einen „langen Papierstreifen mit Contouren des Frieses vom Tempel zu Phigalia“, wohl Louise Seidlers Zeichnung.
- S. 100. Die Kartons wurden von Cornelius nur begonnen, von Philipp Veit vollendet. Die Kartons von Cornelius erschienen Leipzig 1830 „Umrisse zu Dantes Paradies“, mit erklärendem Text von Ignaz Döllinger.
- S. 101. Bezieht sich auf Goethes Auffaz: „Neu-deutsche religiös-patriotische Kunst“ im zweiten Hefte von „Kunst und Altertum“.
- S. 128. Der genaue Titel lautet „Moderne Kunstchronik. Briefe zweier Freunde, in Rom und der Tartarei, über das moderne Kunstleben und Treiben: oder die Rumfortische Suppe, gekocht und geschrieben von Joseph Anton Koch in Rom.“ Carlsruhe, J. Velten, 1834.
- S. 140. Über die „schöne Winzerin von Albano“ siehe Kestner, römische Studien. Berlin 1850. S. 81 ff.
- S. 141. Hermann Nolte, geb. 1788, war Generalkonsul in Mexiko von 1827—1830, starb 1852. Vgl. das Buch seines Bruders Otto Nolte, Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären, Hamburg 1853, Bd. I, S. 32 ff.
- S. 155. Über Fanny Caspers und Thormwaldsen vgl. Thiele, Leben Thormwaldsens. Leipzig 1852—56. Bd. I, S. 344 ff. und Noack, Friedrich, Thormwaldsens Geliebte: Deutsche Revue 1900.
- S. 213. Die Kopie befindet sich im Museum zu Weimar. Sie wurde in Kunst und Altertum, Jahrg. 1823, Heft IV „Weimarische Ausstellung“ von Heinrich Meyer gerühmt.
- S. 223. Ebenfalls im Weimarer Museum. Vgl. Goethes Brief an Louise Seidler vom 11. Febr. 1831. Weim. Ausg. Bd. 48. S. 118.

## Verzeichnis der Tafeln

- Abb. 1. Louise Seidler, Selbstbildnis. Zeichnung. Versteigerung Henrici, Berlin 1917
- „ 2. Louise Seidler, München Herzlich. Gemälde\*
- „ 3. Dorothea Schlegel, Pastell von unbekannter Hand. Frau Dr. Dumont, Eisenach
- „ 4. Ansicht der großen Hirschjagd auf dem Ettersberg bei Weimar zu Ehren der Kaiser Alexander und Napoleon, Kupferstich. Sammlung Prof. A. Rippenberg, Leipzig
- „ 5. Caspar David Friedrich, Kreuz im Gebirge. Gemäldegalerie, Dresden
- „ 6. Georg Friedrich Kersting, Caspar David Friedrich im Atelier
- „ 7. Louise Seidler, Goethe. Pastell. Goethe-National-Museum, Weimar\*
- „ 8. Goethes Arbeitszimmer, kolorierte Lithographie von unbekannter Hand Sammlung Prof. A. Rippenberg, Leipzig
- „ 9. Gerhard von Kugelgen, Selbstbildnis
- „ 10. Philipp Veit, Jugendliches Selbstbildnis. Städtische Gemäldegalerie, Mainz
- „ 11. Jagemann, Herzog August von Gotha. Bibliothek, Weimar\*
- „ 12. Georg Friedrich Kersting, Stube mit Stickerin. Großherzogliches Schloß, Weimar
- „ 13. Georg Friedrich Kersting, Haarflechtendes Mädchen. Schleswig-Holsteinischer Kunstverein, Kiel
- „ 14. Louise Seidler, Der Heilige Rochus. Nach dem Karton, an dem Heinrich Meyer mitarbeitete. Goethe-National-Museum, Weimar\*
- „ 15. Peter von Langer, Familienbild. Zeichnung. Graphische Sammlung, München
- „ 16. Wilhelm von Kobell, Bogenhausen bei München. Radierung
- „ 17. Robert von Langer, Dekorative Scene. Zeichnung. Graphische Sammlung München
- „ 18. Franz Krüger, Peter Cornelius. Lithographie
- „ 19. Friedrich von Olivier, Schnorr von Carolsfeld
- „ 20. Joseph Anton Koch, Olevano. Anton v. Schumacher, Innsbruck
- „ 21. Johann Friedrich Overbeck, Familie des Künstlers. Frau Senator Dr. Overbeck, Lübeck
- „ 22. Karl Weges, d. Ae., Thormaldsen. Nach der Lithographie von Legrand

\* Mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar veröffentlicht.

## Verzeichnis der Tafeln

---

- Abb. 23. Bonaventura Genelli, J. A. Koch in der Osteria. Zeichnung. Kupferstich-Kabinett, Dresden
- „ 24. Johann Anton Rambour, Gebrüder Eberhard. Wallraf-Richartz-Museum, Köln
- „ 25. Philipp Veit, Der Wirt des Café Greco mit seiner Tochter. Bleistiftzeichnung. Städtische Gemäldegalerie, Mainz
- „ 26. Louise Seidler, Fanny Caspers. Nach einer Photographie von Frau Prof. Bode, Leipzig
- „ 27. Eugène Delacroix, Vaganini. ehemals Sammlg. Chéramy
- „ 28. Heinrich Bürkel, Landschaft mit römischen Banditen. H. Helbing, München, Katalog Willroder
- „ 29. Karl Blechen, Meeresstrand bei Neapel. Kaiser-Friedrich-Museum, Posen
- „ 30. Thomas Fearnley, Terrasse bei Sorrent
- „ 31. H. Näge, J. K. Schinz. Zeichnung. Kupferstich-Kabinett Dresden
- „ 32. Louise Seidler, Niebuhr. Zeichnung. Museum, Weimar
- „ 33. Vogel von Vogelstein, Louise Seidler in Rom. Zeichnung. Kupferstich-Kabinett, Dresden

# Register

Adam, Albrecht . . . . .	104	Borghese, Maria Pauline, Prinzessin	168
Albert von Sachsen-Coburg-Gotha	165	Brandis, Dr., Christian August	118, 156
Alexander von Rußland . . . . .	37	Bridel, v., Gesandter v. Gotha . . .	218
Amster, Samuel . . . . .	137	Bröndstedt, Peter Oluf . . . . .	155, 223
Anna Amalie v. Weimar . . . . .	7, 9	Buff, Charlotte . . . . .	102
Ariost, Lodovico . . . . .	20	Bülow, Gabriele von, geb. v. Hum-	
Arndt, Ernst Moriz von . . . . .	17	boldt . . . . .	157
Asverus, Frau (Fena) . . . . .	85	Bunsen, Christian Karl Jos., Frei-	
Altterbom, Peter Daniel Amadeus	88, 95	herr von . . . . .	117, 146, 224
August, Emil Leopold v. Sachsen-		Buti, (in Rom) . . . . .	120, 123
Coburg-Gotha 28, 61 ff., 138, 218		Byström, Joh. Niklas . . . . .	179
Aurelian, Kaiser . . . . .	174		
		Calderon, de la Barca, Pedro . . .	20, 80
Baldi, Wirt von Olevana . . . . .	195	Calvaert, Dionysius . . . . .	78
Bancroft, Sir George . . . . .	119	Camuccini, Vincenzo . . . . .	165
Bardeleben, Frau v. . . . .	157	Campe („ein artiger junger Mann	
Bardua, Karoline . . . . .	55, 69	aus Hamburg“) . . . . .	219
Baroccio, Federico . . . . .	51	Canova, Antonio . . . . .	49, 129, 168, 192
Barth, Karl . . . . .	137	Caracci, Annibale und Agostino . .	110
Bartholdy, Jakob Salomo	100, 117, 204	Cardoni, Vittoria . . . . .	140
Basch, Hofprediger . . . . .	8	Carl August v. Weimar 7, 9, 37, 72, 81	
Bäse, Kopist . . . . .	213	103, 121, 213, 231	
Baudissin, Gräfin . . . . .	217	Carstens, Almus Jakob . . . . .	150
Bayern, Ludwig, Kronprinz . . . .	100	Castagna, Andrea del . . . . .	216
Becker . . . . .	220	Caspers, Fanny . . . . .	15, 124, 154 ff., 190
Beethoven, Ludwig van . . . . .	39	Catalani, Angelica . . . . .	95
Begas, Carl . . . . .	136	Catel, Franz . . . . .	136, 191, 223, 228
Benda, Georg, Kapellmeister . . .	25	Cesaris, de, Musikmeister des Prin-	
Benvenuti, Pietro . . . . .	216	zen v. Gotha . . . . .	160
Bernadotte (Karl v. Schweden)	34	Christiane v. Spanien . . . . .	189
90, 203		Clementi, Mucio . . . . .	13, 20
Bernhard, Maler . . . . .	191	Containcourt . . . . .	32
Bernhard von Weimar . . . . .	73 ff.	Corneille, Pierre . . . . .	32
Bernini, Lorenzo . . . . .	173	Cornelius, Peter v. . . . .	49, 93, 99
Bettina v. Arnim . . . . .	57 ff., 232	117, 127, 204, 227	
Böhmer, Auguste . . . . .	13	Corregio, Antonio Allegri da . . .	110
		Corsini, Prinz . . . . .	213



Herrmann, Maler . . . . . 136  
 Herzlieb, Minchen . . . . . 21—24  
 Heftermann (Neapel) . . . . . 197  
 Heß, Heinrich . . . . . 93, 94  
 Hengendorf, Frau v. (siehe Jagemann) . . . . .  
 Hiller, Joh. Adam . . . . . 13  
 Hjort, Dr. Peter . . . . . 88, 95, 138  
 Hope, Sir Thomas . . . . . 123  
 Hufeland, Christoph Wilh. . . . . 20  
 Humboldt, Alexander v., . . . . . 231  
 Humboldt, Frau v. 99, 102, 120, 156 ff.  
 163, 198  
 Humboldt, Wilhelm v. . . . . 120, 157  
 Jacobi, Friedrich Heinrich . . . . . 86, 97  
 Jacobs, Friedrich . . . . . 8, 27, 61  
 Jacobs, Paul Emil . . . . . 8  
 Jagemann, Henr. Caroline 35, 38, 45  
 70, 80/81, 103  
 Jagemann, Ferdinand . . . . . 75  
 Imola, Innocencis da . . . . . 224  
 Iffland, Aug. Wilhelm . . . . . 50  
 Julius II., Papst . . . . . 173  
 Kaas (Kaaz), Karl Ludw., Maler 54  
 Karoline Amalie v. Hessen-Cassel 59  
 Karoline v. Weimar . . . . . 78  
 Kauffmann, Angelica . . . . . 119  
 Kaulbach . . . . . 105  
 Kersting, Friedrich . . . . . 72, 76, 234  
 Kestner, August Legationssekretär 162  
 Kiefer, Diedrich G., Dr. . . . . 67, 71  
 Klein, Auguste 124, 131, 140, 154, 182  
 228, 231  
 Kleist, Friedrich Heint., General 115  
 Klob, Geistlicher . . . . . 143  
 Knebel, Karl Ludwig von . . . . . 7, 25, 70  
 Knebel, Luise geb. Rudorff . . . . . 25  
 Knispel . . . . . 15  
 Knobelsdorf, Frau v. . . . . 48  
 Koch, Joseph Ant. 86, 117, 127—29, 227  
 Körner, Ch. Gottfried . . . . . 44  
 Körner, Theodor v. . . . . 44, 72

Köthe, Prof. theol., Friedr. Aug. 67, 72  
 Kosebue, Aug. Friedr. v. 8, 110, 151  
 204  
 Kügelgen, Gerhard v. 43, 55 ff., 68, 70  
 76, 77, 151, 234  
 Kummer, Kupferstecher . . . . . 42, 77  
 Kummer, Auguste . . . . . 77  
 Langer, J. P. v. . . . . 86, 91, 110  
 Langer, Robert v. . . . . 86  
 Lannes, Marshall . . . . . 31  
 Lengerich, Heinrich Immanuel . . . . . 121  
 Lenz, Bergrat . . . . . 71  
 Leopold v. Sachsen-Coburg . . . . . 164  
 Lindenau, Bernhard Aug. v. . . . . 65  
 Lippi, Filippo . . . . . 216  
 Lips, Joh. Heinrich . . . . . 93  
 Loder, Justus Christian . . . . . 20, 27  
 Löffler, Superintendent . . . . . 87  
 Lorrain, Claude . . . . . 166  
 Louis Ferdinand, Prinz . . . . . 28  
 Louise, Prinzessin v. Gotha . . . . . 60  
 Löwenich, Frau v. 103, 108, 180, 192  
 204  
 Ludwig I. von Bayern 101, 214, 217  
 Luther, Martin . . . . . 94  
 Maderna, Stefano . . . . . 173  
 Magnani, Anna Maria . . . . . 125  
 Mackenzie-Seaforth, Franziska . . . . . 125  
 Mantegna, Andrea . . . . . 47  
 Marconi, Sängerin . . . . . 163  
 Marezoli, Luise u. Marie . . . . . 19, 71  
 Marezoli, Superintendent . . . . . 76  
 Maria Paulowna, Großfürstin 37, 54  
 67, 79  
 Masaccio, Tommaso di Ser Giovanni . . . . . 172  
 Massimi, Marchese . . . . . 108, 130 ff.  
 Matthäi, Friedrich . . . . . 56 ff.  
 Mengs, Ant. Raphael . . . . . 18, 57  
 Messger, Restaurator . . . . . 217  
 Meyer, Heinrich, Hofrat i. Weimar 49  
 52, 80



- Michelangelo Buonarroti 49, 111, 173  
180, 184  
Müller, Amad. Gottfried Adolf 94  
Murat, Joachim, König v. Neapel 200  
Napoleon I. . . . . 29, 32, 37 ff., 62, 69  
Näke, Gust. Heinrich . . . . . 140  
Neri, Filippo . . . . . 161  
Niebuhr, Barthold Georg 112, 118, 144  
156, 177  
Niesenmeuschel, General . . . . . 32  
Niethammer, München . . 85, 97, 103  
Nolte, Hermann . . . . . 141  
Olivier, Friedrich . . . . . 113  
Overbeck, Joh. Friedrich 99, 117, 120  
130, 140, 204  
Overbeck, Frau Nina . . . . . 130 ff.  
Paganini, Nicolo . . . . . 160  
Palmarosi, Pietro . . . . . 137, 217  
Paffavant, Joh. Daniel . . . 116, 211  
Paffow, Franz . . . . . 42  
Paulsen, Professor . . . . . 135  
Paulsen, Elisa (Tochter Thormald-  
sené) . . . . . 127  
Pecht, Friedrich . . . . . 135  
Perugino, Pietro Vanucci . . . 224  
Pius VII . . 64, 122, 145, 175, 188  
Platner, Ernst . . . . . 149—50  
Pölgig, Graf (Gatte der Prinzessin  
v. Coburg) . . . . . 60  
Pomme, Kapitän . . . . . 33  
Pordenone, de Sacchis di Corticelli 211  
Preller, Friedrich . . . . . 232  
Preti, Matteo . . . . . 203  
Pulini, Karoline (Weit) 113, 115, 136  
229  
Quandt, Johann Gottlob v. . . 40, 58  
139 ff., 172, 178, 214, 227  
Racine, Jean de . . . . . 34, 37  
Raffaet Santi 42, 78, 91, 111, 116  
177, 213, 219  
Rambour, Joh. Anton . . . . . 136  
Ramdohr, v., Ges. in Neapel 198 ff., 203  
Rauch, Christian Dan . . . . . 178  
Reden, Baron . . . . . 163  
Récamier, Julie . . . . . 19  
Recke, Elisa von der . . . . . 79, 139  
Rehberg, Friedrich . . . . . 191  
Reichel, Kapauenenstopfer . . . . 104  
Rembrandt van Ryn . . . . . 166  
Reinhart, Joh. Christian . . . . . 136  
Remy, Carl Heinrich . . . . . 136, 228  
Renazzi, Monsignore . . 159, 186, 210  
Reni, Guido . . . . . 110  
Repnin, Nikolai Wassiljewitsch,  
Fürst . . . . . 76  
Rhoden (Rohden), Joh. Martin 149 ff.  
Rhombert, Joseph Anton . . . . . 93  
Riemer, Friedr. Wilhelm 21, 45, 48  
232  
Riepenhausen, Franz u. Johann . 137  
Rieß, Professor . . . . . 146  
Ringseis, Nepomuk . . . . . 91, 97, 102  
Rode, Frau v., geb. Schölzer . . 78  
Romano, Giulio . . . . . 110, 138  
Röfel, Samuel . . . . . 151—54, 191  
Rossini . . . . . 203  
Roth, Friedrich . . . . . 87, 103  
Roug, Jakob Wilh. Christ., Maler 28  
Rumohr, Karl Fried. v. 193, 214, 217—18  
Ruscheweyh, Ferdinand . . . . . 149  
Salathé, Maler . . . . . 192 ff.  
Salzmann, Christian Gotthilf . . 17  
Saffoferrato, Giovanni Batt. Salvi 227  
Sciarras, Prinzessin . . . . . 223  
Schadow, Wilhelm und Rudolf 99, 117  
120 ff., 125, 136, 191, 214, 220  
Schäster, Bankier in Augsburg . . 85  
Schelling, Friedr. Wilhelm Jos. 14, 20  
68, 69, 87, 94, 103, 138, 143  
Schiller, Friedr. v. . . . . 11, 79, 80  
Schinz, Kaspar 93, 103, 121, 126, 130  
162, 192 ff., 196, 208—10, 212  
221, 229, 231—33

# Register

Schlegel, Aug. Wilhelm . . . . .	11, 20, 68
Schlegel, Friedrich v. . . . .	140
Schlegel, Dorothea . . . . .	24, 99, 116, 119 131, 151, 155, 167, 182
Schlegel, Karoline . . . . .	68
Schleiermacher, Friedr. Ernst Dan. . . . .	48
Schliß, Joh., Eustach. Graf zu Görz . . . . .	7
Schnorr v. Carolsfeld, Julius Ritter . . . . .	113, 132, 140
Schopenhauer, Johanna . . . . .	78
Schröder, Coburg . . . . .	18, 39
Schröder, Sophie . . . . .	95
Seebeck, Joh. Thomas (Physiker) . . . . .	27, 47
Seidel, Philipp . . . . .	37, 39
Seidelmann, Frau Prof. . . . .	138
Seidler, Johann Wilhelm . . . . .	7
Seidler, Heinrich . . . . .	8
Seidler, Wilhelmine . . . . .	2, 9, 79 ff.
Seidler (Vater) . . . . .	9
Senefelder, Aloys . . . . .	105
Senff, Maler . . . . .	122
Shakespeare, . . . . .	80
Solger, Henriette v. . . . .	48, 68, 233
Sommariva, Graf . . . . .	123
Spiegel, Frau v. . . . .	67
Stahr, Adolf . . . . .	234
Steffens, Heinrich . . . . .	90
Stein, Charlotte v. . . . .	8
Stieler, Pensionat . . . . .	13
Stieler, Lotte . . . . .	14, 68
Stock, Doris . . . . .	44
Stockmar, Christ. Friedrich v. . . . .	18 ff., 84 165, 220
Strack, Prediger . . . . .	75
Stuns, Electrine . . . . .	105
Sturmfeber, Frä. v. . . . .	163
Suter, (Sutter) Joseph . . . . .	117
Talma, François Joseph . . . . .	37
Tasso, Bernardo . . . . .	20
Tenerani, Pietro . . . . .	122

Thornwaldsen, Bertel . . . . .	102, 120 ff., 129— 30, 147, 155, 163, 192, 223, 227
Tieck, Ludwig . . . . .	20, 24
Tischbein, Heine. Wilhelm . . . . .	52
Thiersch, Friedrich . . . . .	87, 141
Thümmel, Minister . . . . .	82 ff.
Thümmel, Moriz Aug. v. . . . .	84
Tizian Vecellio . . . . .	52
Uhland, Ludwig . . . . .	88
Ulrich, Karoline . . . . .	48
Unzelmann, Karl . . . . .	50
Veit, Johann . . . . .	100, 115, 219
Veit, Philipp . . . . .	24, 57, 99, 115, 117, 125 140, 182, 191, 215, 220, 226, 228 232
Vera, geb. Häser (Sängerin) . . . . .	161
Viktoria v. England . . . . .	165
Vogel, Christian Lebrecht . . . . .	41
Voigt, Susette . . . . .	27, 103
Waddington, Fanny (v. Bunsen) . . . . .	117
Wach, Karl Wilh., Maler . . . . .	122
Wagner, Johann Martin . . . . .	130
Wagner, Ferdinand . . . . .	135
Walch, Professor . . . . .	23
Weber, Carl Maria v. . . . .	72
Werner, Zacharias . . . . .	27
Wesselhöft, Betty . . . . .	15, 71
Wieland, Christ. Martin . . . . .	7, 38, 79
Winkel, Therese aus dem, . . . . .	57—59
Witte, Karl . . . . .	162
Wolff, Pius Alexander . . . . .	80
Wolzogen, Frau v. . . . .	121
Yort, Joh. David Ludw. v. War- tenburg . . . . .	70
Zelter, Karl Friedr. . . . .	45
Ziegeler, Silvia v. . . . .	27, 40, 66, 73
Ziegeler, Frau v., geb. v. Berg . . . . .	55







